DER FREUND. (EINE WOCHENSCHRIFT.) - ANSPACH, JAC. CHR. POSCH...

Digitized by Google

Digitized by Google

1.371-B
Alt-

Digitized by Google

Sa. 3. c. 9.

37—39 Abhandlungsgesellschaft.

1371-B.

Digitized by Google

Der Freund.

Dritter Band.

Idole d'un coeur juſte et paſſion du ſage
Amitié ! que ton nom couronne cet ouvrage.

Voltaire.

Anſpach,
Zu finden bey Jacob Chriſtoph Poſch.

1371-B
3

Digitized by Google

Digitized by Google

Register
Des Dritten Bandes.

LIII. Brief des Damis an Ariſten in Verſen vom Landleben.

LIV. Geſchichte der Freundſchaft unter den Göttern.

LV. Unterſuchung, warum die Laſterhaften Laſter verdammen, die ſie doch ſelbſt ausüben. Brief des Herrn Sophonias Ehrenpreiß, der ſich über einen Menſchen beklagt, welcher ihm keine Gegenehre anthun will.

LVI. Beſchreibung der Wilden in Europa.

LVII. Ge-

LVII. Gedanken von der Ruhe des Gemüths und von den Fehlern der gegenwärtigen Einrichtung der Stände.

LVIII. Oront ſetzt ſeine Reiſebeſchreibung fort.

LVIIII. Laurens Anmerkungen über einige Spatzierengehende und Vertheidigung der Gewohnheit Böſes von andern zu reden. Sinngedichte.

LX. Gelehrte Geſchichte des Freunds. Briefe der Madem. Meinen Namen brauchen Sie nicht zu wiſſen, des Herrn Triſſotin und Thomas Fragers.

LXI. Abhandlung von der Rachbegierde. Ein ſchreckliches Exempel derſelben.

LXII. Mathanaſius Träumers Brief von einem beſondern Kunſtſtück, die Menſchen kennen zu lernen. Ich darfs nicht ſagen, ein Lied.

LXIII. Brief der Melinde und Damis Antwort in Verſen.

LXIV. Schrecklicher Traum von Perſonen, die in Wachs verwandelt worden.

LXV. Die Weißheit, eine Ode. Brief von H. Silveſter Reimeſſät.

Digitized by Google

LXVI. Die Verfasser des Freunds werden nach ihren Fehlern characterisirt.

LXVII. Oront preist die Zeiten des Alterthums.

LXVIII. Chinesische Erzählung.

LXIX. Beschreibung empfindlicher Leute. Briefe der Jungfer Eleonora Liebmännin und des H. Jeremias Gradweg. Das hab ich wohl gedacht, ein Lied.

LXX. Laura schreibt an Pheron, schmählt auf die ordentlichen Zeitvertreibe und berichtet ihm eine schreckliche Erscheinung. Nachricht von Sachen, die zu verkaufen sind.

LXXI. Pheron ist im Traum ein König und macht eine herrliche Verordnung. Brief des H. Sebastian Eigenlob und dessen Beantwortung.

LXXII. Das Glück der Thoren, ein Gedicht.

LXXIII. Empfindungen eines jungen Portugiesen bey dem zerstörten Lissabon.

LXXIV. Brief des H. Narcissus Ohnehut. Anmerkungen über den Umgang mit dem schönen Geschlechte.

LXXV. Gedanken von freundschaftlichen Briefen und von dem Unterschied der Schreibart. Die Freyheit, Ode an Chloris.

Digitized by Google

LXXVI. Pflichten, die wir der Ehre unſrer Freunde ſchuldig ſind. Brief der Kundſchafter und ein Verzeichniß von Freundſchaften, die bald ein Ende genommen haben.

LXXVII. Laura gibt närriſchen Leuten Anſchläge zu der Wahl ihrer Freunde.

LXXIIX. Oronts Gedanken von den vier menſchlichen Altern. Wörterbuch eines Greiſes. Die Verfaſſer des Freundes entſchlieſſen ſich aufzuhören. Laura ärgert ſich darüber und nimmt Abſchied.

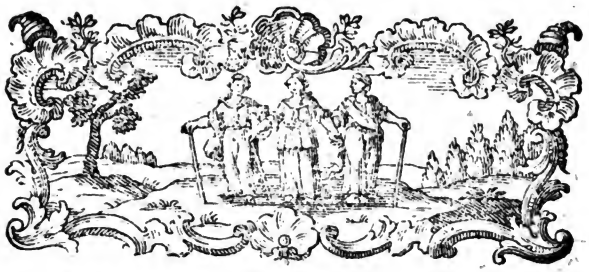
* * *

Wir könnten unſern Leſern mit einem ſtarken Verzeichniß von Druckfehlern aufwarten. Doch wir wollen Ihnen nicht damit beſchwerlich fallen. Wir wollen Sie lieber bitten, die Druckfehler ſowohl, als die Unähnlichkeit und Fehler unſrer Orthographie zu überſehen, als daß wir Entſchuldigungen vorbringen, an denen Ihnen nichts gelegen ſeyn wird.

Oettingen,

Gedruckt bey Johann Heinrich Lohſe, Hoch-Fürſtl. Hofbuchdrucker. 1756

Digitized by Google



Der Freund.

Drey und funfzigſtes Stück.

- - Non inter lances menſasque nitentes
Cum ſtupet inſanis acies fulgoribus.

Horat.

Damis an Ariſten.

Entreiſſe dich einmal dem ſtädtiſchen Getümmel,
Genieſſe die Natur, und ſieh den freyen Himmel,
Den dorten Rauch und Dampf betrübt und finſter macht;

Und der auf unsre Flur vergnügt herunter lacht.

Der Frühling wohnt nur hier, hier wohnen junge Musen;

Es hebet süßre Luft den still gewordnen Busen.

Es wird die Seele hier so ruhig, als die Flur,

Sie fühlet hier sich selbst, den Lenz und die Natur,

Die nie der Thor gefühlt; die mit verworrnen Gründen

Der stolze Weise sucht, oft ohne sie zu finden.

Die Freude, deren Werth die Tugend nur erblickt,

Erwartet dich allhier, schön aber ungeschmückt.

Sanft lächelnd winkt sie dir, der Scherz hüpft ihr zur Seiten

Ihr folgt ein heiters Chor unschuldger Fröhlichkeiten.

Das, was man in der Stadt sonst Scherz und Freude nennt,

Die Lust, nach der ein Schwarm verführter Thoren rennt,

Die bey dem Weine jauchzt, und doch den Wein nicht fühlet,

Die

Die Zärtlichkeit nicht kennt, und mit der Liebe spielet,
Die nicht das Herz vergnügt, die Sinnen nur betäubt,
Sich selbst oft fröhlich glaubt, und dennoch traurig bleibt,
Die sich nur lärmend zeigt, zu der sich eine Menge
Unruhgen Pöbels dringt, geblendet vom Gepränge,
Geblendt vom stolzen Glanz, der ihre Kleider ziert,
Der oft die Grossen täuscht, die Schönen oft verführt;
Das ist die Thorheit nur in einem bunttn Kleide,
Und nicht des Himmels Kind, der Menschheit Lust, die Freude.

Hier wirst du, wenn dein Herz Stadt und Gepräng vergißt,
Empfinden, daß der Mensch zum Glück erschaffen ist.
Du wirst die falsche Lust mit wahrem Glück vertauschen;
Hier wird kein stolzer Thor bey dir vorüber rauschen,
Der dir verachtungsvoll und höhnisch Blicke gibt,
Weil du verständig bist, und weil die Welt dich liebt,
Die seine Laster kennt und von ihm unterdrücket,

Ihm noch im Herzen flucht, wenn sie sich vor ihm bücket.

Du wirst zwar unter uns nicht stolze Nymphen sehn,
Die Bosheit witzig macht und Kunst und Schminke schön,
Die voller Freundschafts Trieb sich küssen und umfassen,
Und in dem Herzen doch einander alle hassen,
Entzückt durch Putz und Gold und bey Verdiensten blind,
Bey Narren nur verliebt, bey Klugen höhnisch sind,
Zur Unzeit spröde thun, zur Unzeit lebhaft scherzen,
Gefährlich für den Ruhm, jedoch nicht für die Herzen.

Hier wird Philinens Reitz durch Unschuld nur geziert,
Durch Unschuld, deren Werth auch Lasterhafte rührt:
Sie wird vom Zwang befreyt an unsrer Seite lachen,
Und blühend wie der May den Frühling schöner machen.

Wann denn der heitre Mond in stiller Maiestät
Sanft aus der Dämmerung der Abendwolken geht,

Da

Da wollen wir vergnügt das dunkle Feld durchschleichen,
Die Ruh der Seele soll der Ruh des Thales gleichen,
Das nun der stille Thau sanft niedersinkend kühlt,
Indem ein lauer West die Sträuche leis durchspielt.
Dann soll sich unser Aug zu süssem Schlummer schliessen,
Wir wollen noch im Traum der Tugend Glück geniessen;
Wenn ein Damokles dort den Schlaf vergebens sucht,
Die Nacht, den weichen Pfühl, doch mehr sich selbst verflucht,
Wenn sich ein traurges Bild vollbrachter Uebelthaten
In seine Seele schleicht; sein Freund, den er verrathen,
Die Tugend, die sein Stolz und seine Thorheit drückt,
Die Seufzer wider ihn zum zorngen Himmel schickt.
Dieß alles schröcket ihn; der Tag betäubt die Sinnen,
Jedoch er kan bey Nacht dem Richter nicht entrinnen,
Der ihm im Busen lebt, und ihm, wenn er erwacht,
Zum Kerker den Pallast, die Welt zur Hölle macht.

Wenn für Aurorens Blick die Schatten sich zerstreuen,

Erwecket uns der Ton der freudigen Schallmeyen,
Der durch die dämmernde vom Thau noch schwangre Luft
In das gekühlte Thal die frohe Heerden ruft;
Wenn dort nach Mopsens Thür in ordnungslosen Haufen
Mit Demuth ungestümm Clienten emsig laufen
Und er, der reiche Thor sich matt im Lager streckt,
Und den Geschäften flucht, weil man ihn früh erweckt;
Wenn dorten Momentan so bald der Tag beginnet
Auf neuen Putz und Lust und neue Thorheit sinnet;
Wenn dort der fleißge Bav dem neuen Tage flucht
Weil er den Reim nicht bringt, den er noch ängstlich sucht.
Wenn sich die Sterblichen mit neuem Wahn bemühen,
Da mit der Nacht zugleich Ruh, Glück und Weisheit
fliehen.
Sie sind der Güter werth, um die sie sich bemühn,
Der Güter, die nur Schmerz und Reue nach sich ziehn.
Hier soll die flüchtge Zeit uns unvermerkt verschwinden/
Wir wollen Glück und Ruh nur in uns selbsten finden.
Die Kleinigkeiten sind für Grosse dieser Welt,

Für

Für uns ist die Natur, der Himmel und dies Feld.
Laß uns der Weisheit Ernst mit heiterm Scherz vereinen,
Und wirklich glücklich seyn wenn Fürsten glücklich scheinen.

Ist alles was das Herz der Sterblichen begehrt,
Wohl einer traurgen Nacht wohl eines Seufzers werth?
Die Freude wohnt uns nah nach der wir mühsam rennen,
Hienieden glücklich seyn heißt nur sein Glück erkennen.
Allein wer kennt sein Glück? wo lebt der weise Mann
Der in sich selbst versenkt die Welt entbehren kan?
„ Herr ist er, ruffet Thrax, ich kan der Welt entbehren,
„ Die Menschen wären gut, wenn sie nicht Narren wären.
„ Es irrt die ganze Welt, ich bin alleine klug,
„ Ich lebe mir allein und bin mir selbst genug.
„ Es mag die ganze Stadt mich immerhin verlachen,
„ Es geht ohnmöglich an es allen recht zu machen.
„ Genug ich bin für mich und liebe mich allein,
„ Die Welt mag untergehn; genug ich habe Wein.
„ Wenn mein Camin nur brennt, so mag vor meinen Thüren

Erwecket uns der Ton der freudigen Schallmeyen,
Der durch die dämmernde vom Thau noch schwangre Luft
In das gekühlte Thal die frohe Heerden ruft;
Wenn dort nach Mopsens Thür in ordnungslosen Haufen
Mit Demuth ungestümm Clienten emsig laufen
Und er, der reiche Thor sich matt im Lager streckt,
Und den Geschäften flucht, weil man ihn früh erweckt;
Wenn dorten Momentan so bald der Tag beginnet
Auf neuen Putz und Lust und neue Thorheit sinnet;
Wenn dort der steißge Bav dem neuen Tage flucht
Weil er den Reim nicht bringt, den er noch ängstlich sucht.
Wenn sich die Sterblichen mit neuem Wahn bemühen,
Da mit der Nacht zugleich Ruh, Glück und Weisheit
fliehen.
Sie sind der Güter werth, um die sie sich bemühn,
Der Güter, die nur Schmerz und Reue nach sich ziehn.
Hier soll die flüchtge Zeit uns unvermerkt verschwinden,
Wir wollen Glück und Ruh nur in uns selbsten finden.
Die Kleinigkeiten sind für Grosse dieser Welt,

Für

Für uns ist die Natur, der Himmel und dies Feld:
Laß uns der Weisheit Ernst mit heiterm Scherz vereinen,
Und wirklich glücklich seyn wenn Fürsten glücklich scheinen.

Ist alles was das Herz der Sterblichen begehrt,
Wohl einer traurgen Nacht wohl eines Seufzers werth?
Die Freude wohnt uns nah nach der wir mühsam rennen,
Hienieden glücklich seyn heißt nur sein Glück erkennen.
Allein wer kennt sein Glück? wo lebt der weise Mann
Der in sich selbst versenkt die Welt entbehren kan?
„ Herr ist er, ruffet Thrax, ich kan der Welt entbehren,
„ Die Menschen wären gut, wenn sie nicht Narren wären.
„ Es irrt die ganze Welt, ich bin alleine klug,
„ Ich lebe mir allein und bin mir selbst genug.
„ Es mag die ganze Stadt mich immerhin verlachen,
„ Es geht ohnmöglich an es allen recht zu machen.
„ Genug ich bin für mich und liebe mich allein,
„ Die Welt mag untergehn; genug ich habe Wein.
„ Wenn mein Camin nur brennt, so mag vor meinen Thüren

„ Von Schmerz und Frost gegrämt ein armer Thor erfrieren
„ Mein Nachbar helfe sich, wenn er sich helfen kan,
„ Wenn ich nur glücklich bin, was geht die Welt mich an?
Bedaurenswerthes Glück, das Menschenfeindschaft nähret!
Nur der erkennt sein Glück, der wohl zu thun begehret
Der, der im Herzen fühlt von Stolz und Lastern frey,
Daß unsrer Menschheit Glück nur Menschenliebe sey.
„ Wie glücklich bin ich nicht! Die Nachwelt wird noch lesen
„ Was für ein grosser Mann Herr Chörilus gewesen;
So ruft ein Reimer aus: „ Wie glücklich bin ich nicht!
„ Man druckt, man drucket schon mein Episches Gedicht
„ Das wird ganz Teutschland bald auf beßre Wege bringen
„ Und wird biß nach Paris, Paris in Frankreich dringen.
„ In allen Zeitungen soll bald mein Nahme stehn
„ Bald werd ich meine Schrift frisch aufgeleget sehn.
„ Wie glücklich werd ich seyn, wenn jedermann mich kennet,

„ Mit

„ Mit Fingern auf mich weist, und mich den Dichter nennet.
„ Den Dichter, dessen Lied so rein und fliessend klingt,
„ Der nie sich übersteigt, und nie die Sylben zwingt!
Gedult, o Glücklicher! dein Glück wird bald verschwinden!
Du wirst der Thoren Lob, des Klugen Tadel finden.
Stillschweigend sieht er dir und deinem Jauchzen zu,
Biß die Kritick erwacht und stöhrt dich in der Ruh.
Doch was kan die Kritick? Nur Kluge kan sie bessern,
Sie wird der Thoren Stolz, und ihren Ruhm vergrössern.
Der Thor wann ihn ein Stich, zu scharf, zu beissend trift,
Schimpft den Verfasser nur, und liest kaum seine Schrift.
Sag, Mops schreibt thöricht! Gut. Die Rachsucht wird ihn treiben,
Aus Zorn entschließt er sich - - noch thörichter zu schreiben.
Der schlechte Dichter wird aus Rachgier und Verdruß
Noch etwas schädlichers, ein schlechter Kritikus.

Digitized by Google

Wie groß ist nicht mein Glück, ruft ausgezehrt vom Fasten,
Der blasse Harpax aus, und öfnet seinen Kasten.
Dort sieht er einen Schatz den er schon lang bewahrt
Durch Hinterlist erlangt, durch Thorheit aufgespahrt.
„ Wie groß ist nicht mein Glück! doch ach! wenn Diebe kämen,
„ Und mir mein Glück, mein Herz, den lieben Kasten nähmen!
„ Den ich so manchen Tag, so manche lange Nacht,
„ Von Schrecken fast entseelt, von Angst verzehrt, bewacht - - -
„ Ich muß auf Pfänder leyhn um meinen Schatz zu mehren,
„ Vielleicht werd ich verklagt? doch was? ich kan ja schwören.
O Glück! das jedes Herz, das menschlich denkt, verflucht.
Glück! das so mancher Thor durch Schimpf und Laster sucht,
O Reichthum! bittre Quell von Sorgen und Beschwerden!

Der

Der Tugend Feind verdient mit dir bestrafft zu werden.

„ Wie glücklich leb ich doch, ruft schläfrig Nomentan,
„ Es fehlet mir kein Glück, das man erkaufen kan.
„ Ich suche stets die Lust, ich bin nie lang zu Hause
„ Stets in dem Opernhaus, beym Tanzen und beym Schmause.
„ Mein Koch ist sehr geschickt, mein Wein ist allzeit gut;
„ Doch man hat viel zu thun, auch wann man gar nichts thut.
„ Ich weiß nicht, was mir fehlt; bald fang ichs an zu fühlen,
„ Der Wein schmeckt mir nicht mehr, ich gähne selbst beym Spielen,
„ Die Oper quälet mich mit ewigen Gesang:
„ Ich lebe recht vergnügt, doch wird die Zeit mir lang.
„ Ich gähne bey dem Scherz von meinen Tischpoeten,
„ Mich wird bey meinem Glück die Langeweile töden.

Betrübter Nomentan! arm bey dem Ueberfluß,
Schwächt nicht von jeder Lust Gewohnheit den Genuß?
Der Thor ist stets gewohnt sein Leben zu durchspielen
Erkennt die Wollust nie, doch glaubt er sie zu fühlen

Stets

Stets fraget ihn sein Herz, was fehlt dir jetzo noch?
Und gähnend ruft er aus: Wie glücklich bin ich doch?
O Freund das wahre Glück, der wahre Wunsch des Weisen
Ist von dem Spielwerk fern, das eitle Thoren preisen.
Der Mann nur lebt beglückt, den keine Reue plagt,
Dem sein Gewissen nie mit schwacher Stimme sagt:
Steh still! wie lebtest du! wie wirst du künftig sterben?
Was wirst du nach dem Tod für einen Lohn erwerben?
O Stimme! deren Ton den stärksten Helden schreckt
Die von der Wollust Traum den Knecht der Sinnen weckt!
O Stimme! deren Macht des Menschen Herz durchdringet
Das sich umsonst betäubt, dich nicht zu hören zwinget,
Durchdringe jede Brust, gewohnt der Schmeicheley,
Und sag den Sterblichen, daß alles eitel sey.
Die Tugend nur allein kan uns die Ruhe geben
Sie stärket uns im Tod, sie lehrt uns fröhlich leben.
Sie trotzt noch nach dem Tod dem Unbestand der Zeit
Und leitet unsern Schritt zu der Unsterblichkeit.
Durchstürmt ein Ungemach auch unser kurzes Leben
Wir wollen unserm Glück uns unverzagt ergeben

Wann

Wann ſich der Wolken Nacht vom Horizont verzieht
Ertönet reitzender der Philomelen Lied.

Den Hayn färbt friſches Grün, die Weſte wehn gelinder,
Gekühlet lächeln dort der Morgenröthe Kinder
Die Blumen freudiger. Wann es der Himmel will
Erzittert mehr. Kein Strauch und Welt und See wird ſtill
Ein Weiſer bleibet noch, auch wenn er einſam weinet,
Beglückter als der Thor, der jauchzend fröhlich ſcheinet.
Ihm wird der Scherz zur Luſt, und dem die Luſt zum Schmerz.

O Freund! das wahre Glück giebt uns nur unſer Herz.
Der wilden Freuden Lärm kan nichts als nur betäuben
Stets wird der Weiſe froh, der Thor wird traurig bleiben.
Es iſt dein eignes Herz die Quelle deiner Luſt,
Nicht Schimmer, Macht und Stolz. Der Richter deiner Bruſt,

Nur dein Gewiſſen kan dir wahre Freuden geben.
Wann dieſes dich verklagt, wirſt du nie glücklich leben.
Wenn dieſes für dich ſpricht, erwarte deinen Lohn,

Du

Du bleibeſt groß im Staub und groß auch auf dem Thron.

Ein Herz das Tugend liebt und doch aus Schwachheit irret,
Wird oft von der Gewalt der Leidenſchaft verwirret
Doch kehret es zurück zu der verlaßnen Bahn,
Es fühlt, daß Tugend nur uns ganz beglücken kan.
Mit Thränen kehrt es um, und Scham und edle Reue
Verſöhnen es mit ihr und ſtärken es aufs neue.
Die Tugend ſchließt ſich nicht in finſtern Winkel ein
Sie lacht voll Heiterkeit beym unentweyhten Wein,
Sie fühlt die Zärtlichkeit der unſchuldsvollen Liebe,
Ehrt ihre Süſſigkeit, verewigt ihre Triebe,
Und machet ihren Ruhm durch muntrer Dichter Hand
Von heil'ger Gluth beſeelt, der ſpäten Welt bekannt.
Vergnügt genieſſet ſie die Freuden, die dem Leben
Der Himmel zum Erſatz von Sorg und Muh' gegeben,
Bey Weiſen knüpfet ſie der Freundſchaft heilges Band,
Durch ſie nur ſiegt der Held und ſtirbt fürs Vaterland.

Sie

Sie lehrt den Weisen oft in Dichterischen Gründen
Die Schönheit der Natur und seinen Werth empfinden
Fern von der Thoren Lärm, fern von der Städte Rauch
Sucht er sie in der Still, sie kennt und sucht ihn auch.
Da bildet sie sein Herz und bessert seine Sitten:
Auch in Pallästen fromm auch groß in Schäferhütten,
Bleibt er durch sie gestärkt der Vorsicht Endzweck treu
Und lehrt die Sterblichen, wie groß die Menschheit sey.
Sein Herz von Lastern frey ergiebt sich stillen Freuden
Fühlt seines Daseyns Lust, genießt der Welt bescheiden,
Verlacht das eitle Glück, nachdem die Thorheit strebt
Und stirbt noch so vergnügt, so groß als er gelebt.

Komm

Komm Freund und laß uns hier im Schatten ruh
ger Buchen
Die Tugend und die Ruh, das Glück der Menschheit
suchen
Biß beſſrer Welten werth, das freye Herz vergißt
Das unſre Welt der Sitz von Schmerz und Thorheit
iſt.
Verlaſſe Stadt und Müh; die Zierde junger Schönen,
Philline ſoll dein Haupt mit friſchen Veilchen krönen.
Komm eh die Luſt der Welt der holden Lenz verblüht,
Der ſchon mit leiſem Schritt den braunen Sommer
flieht.

L. Damis.

Digitized by Google

Der Freund.

Vier und funfzigstes Stück.

Quos omnes eadem cupere, eadem odisse,
Eadem metuere in vnum coegit — hæc inter
bonos amicitia, inter malos factio est.

Sallustius.

Nach den heftigen Streitigkeiten der Götter, welche Homer und Virgil, zween wahrhaftige Geschichtschreiber erzehlet haben, war im Olymp eine Art von Stillstande. Die Götter stritten nicht mehr, weil sie alle ihrer Zwistigkeiten müde waren. Sie wußten aber die neuen Streitigkeiten, die unter ihnen hätten entstehen können, nicht anders zu verhindern, als daß sie gar nicht mehr zusammen kamen. Diese traurige Stille dauerte lange Zeit. Endlich ward Jupiter verdrüßlich, stets auf seinem glänzenden Thron zu sitzen, und keine Gesellschaft zu ha-

ben. Iris mußte auf seinem Befehl die Götter zusammen berufen. Mars erschien zu erst. Er glaubte gewiß, Jupiter würde der Versammlung einen neuen Krieg bekannt machen, der unter den Menschen entstehen sollte. Eine so angenehme Nachricht wollte der Kriegesgott nicht versäumen. Die andern Götter kamen nach und nach an. Niemand aber kam später, als Juno, Venus und Apollo. Juno bildete sich ein, daß Jupiter eine Versöhnung mit ihr beschlossen hätte. In dieser Vermuthung beschloß sie gar nicht zu kommen. Sie glaubte, die Bedingungen des Vergleichs würden vor sie nur desto vortheilhafter werden, wenn sie sich recht kaltsinnig und spröde bezeigte. Iris versicherte sie endlich, daß Jupiter nicht das geringste Zeichen einer Liebe gegen sie hätte blicken lassen. Auf diese Versicherung machte sich Juno auf den Weg, um das eheliche Vergnügen zu haben ihrem Gemal in allem zu widersprechen, was er der Versammlung vortragen könnte. Venus kam ebenfalls sehr späte; ihr Putz hatte sie lange Zeit aufgehalten. Und Apollo konnte kaum gefunden werden. Er hatte sich in einem Myrtenwalde verirret, wo er eine zärtliche Ode auf eine gewisse Schöne machte, die noch erst geboren werden sollte. Endlich kamen sie doch alle zusammen, und Momus beschloß ihren Zug. Er war zwar zeitig genug da gewesen; aber er hatte sich hinter eine Wolke versteckt, um seine boßhafte Freude über die unruhigen Minen der ankommenden Götter unbemerkt zu genieſſen.

Jupiter, der bisher, um seinen wichtigen Vortrag recht zu überlegen, mit seinem Adler und mit seinem

nem Ganymedes gespielt hatte; Jupiter setzte sich nunmehr auf seinem erhabenen Thron, und hielt folgende Rede: " Ihr Götter! ich kan eure seltsame Aufführung nicht länger ausstehen. Wenn ihr so fortfahret, so werde ich den Olymp verlassen. Ihr möget alsdenn selbst für euch sorgen. Wie? Ihr habet alles, was ihr wünschen könnet; ihr habt den grösten Verstand und die gröste Macht, ihr habt die besten Tage von der Welt, und gleichwohl seyd ihr so misvergnügt! wahrhaftig, die Menschen sind klüger, als ihr seyd. Bey allem ihren Elende geniessen sie die geringen Freuden, die ihnen geschenket sind, viel besser, als ihr die größten geniesset. Sie zanken, sie streiten, sie schlagen sich; aber wenn dieses vorbey ist, sind sie wieder lustig, und schmausen miteinander. Ihr aber verkriechet euch in eure einsamen Wohnungen, und lasset mich hier allein sitzen! Redet. Was soll man thun, um die alte Glückseeligkeit des Olymps wieder herzustellen? „

Juno machte sich nunmehr fertig, dem Könige der Götter vorzuwerfen, daß er selbst die Ursache alles dieses Unheils sey. Aber Bachus, der sich bey seinem Nektar vortreflich zubereitet hatte, sein Wort in der Versammlung zu geben, und der eine ausnehmend starke Stimme hatte, wenn er vom Glase kam, überschrie sie. " Was fragen wir noch lange nach der Ursache unseres Misvergnügens? rief er. Wenn wir den Menschen nachahmen, und unsern Verdruß vertrinken wolten, so würden wir bald so vergnügt werden, als sie sind. Nichts ist Schuld an unserm Verfalle, als daß wir so selten schmausen. „ Er würde noch mehr gesagt, und

vielleicht eine ordentliche Lobrede auf die Schmäuse gehalten haben; aber Jupiter hieß ihn schweigen. Inzwischen gab sein Einfall doch Gelegenheit zum Nachdenken; und nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, auf das Verhalten der Menschen genauer Acht zu geben, und zu erforschen, was dasjenige sey, das sie bey allen Mühseeligkeiten ihres Lebens glücklich machte. Juno allein widersetzte sich dieser Entschlüssung. Die Sterblichen schienen ihr zu gering, etwas von ihnen zu lernen. Aber ihr Widerspruch mußte dem einstimmigen Willen der übrigen Götter weichen, und Momus sprach sie zufrieden, indem er ihr vorstellte, daß die Untersuchung wenigstens Stoff zum lachen verschaffen könnte, wenn sie auch in Ansehung der Hauptsache fruchtlos seyn sollte.

Nunmehr wurde ausgemacht, daß zween von den Göttern auf die Erde herabsteigen, und das Verfahren der Menschen untersuchen sollten. Merkur, der keine Gelegenheit versäumte, auf Kommissionen zu reisen, bot sich selbst zu der gegenwärtigen an. Zum Gefährten ward ihm Vulkan gegeben, den Venus und Mars in Vorschlag brachten. Sie stellten vor, daß Vulkan wegen seiner Handthierung schon viele Bekanntschaften auf der Erde hätte, und folglich die itzige Absicht der Versammlung besser würde ausführen können, als ein andrer, der noch ein halber Frrmdling unter den Menschen sey. Die Götter liessen diese Ursachen gelten, und Vulkan ward zum zweiten Abgeordneten ernennet. Momus macht zwar einige spöttische Minen über diese Wahl, und schielte die Venus lächelnd an. Aber keiner von

den

den Anweſenden bemerkte ſeine Blicke, und alſo erſparte auch Venus die Mühe, roth zu werden.

Die zween Abgeſanden der Götter ſtiegen von dem Olymp in das blühende Tempe hernieder. Hier machten ſie untereinander aus, verſchiedene Wege zu nehmen, und wenn ihre Unterſuchung zu Ende gebracht ſeyn würde, wieder daſelbſt zuſammen zu kommen. Merkur durchreiſete ganz Griechenland und das kleinere Aſien. Sein angenehmes Weſen und ſeine Beredſamkeit machten ihn überall willkommen. Jedermann wollte den artigen Fremdling kennen lernen, und wenn er in eine Stadt kam, ſtritten die Bürger miteinander, welcher die Ehre haben ſollte, ihn zu bewirten. Vulkan war nicht ſo glücklich. Ob die Götter gleich Geſtalten nach ihrem Gefallen annehmen können, ſo konnte doch Vulkan die Rauigkeit nicht ablegen, die er bey ſeiner Lebensart angenommen hatte. In der That bemühete er ſich auch wenig um die Ausbeſſerung ſeiner Sitten. Er verachtete die ſogenannten artigen Leute und ihre Art zu leben gar zu ſehr, als daß er ſich nach ihnen hätte richten ſollen. Er ſchätzte niemand ſeiner Achtung würdig als Künſtler und Gelehrte, und dieſe allein ſuchte er auf. Es koſtete ihm auch wenig Mühe mit ihnen bekannt zu werden. Sie vertieften ſich in ihren Unterredungen in die Geheimniſſe ihrer Wiſſenſchaften, und Vulkan lernte bey ihnen faſt alles, nur dasjenige nicht, was der eigentliche Endzweck ſeiner Reiſe ſollte. Vielleicht dachte er auch nicht einmal an denſelben.

Die Reiſe der zween Götter währte ein ganzes Jahr, in welcher Zeit Merkur ſich vortreflich luſtig machte, und Vulkan ein Mitglied aller damaligen Akademien der Wiſ-

ſchaften wurde. Sie kamen endlich in Tempe wieder zuſammen; ein jeder machte dem andern ein Geheimnis aus ſeinen Entdeckungen, und gab nur ihre Wichtigkeit durch ſtolze Minen zuerkennen. Sie kehrten auf den Olymp zurück.

Alle Götter verſammleten ſich, um den Bericht der Abgeſanden anzuhören. Vulkan machte den Anfang, und las der Verſammlung ein groſes Tagebuch vor, welches lauter Anmerkungen über mechaniſche Verbeſſerungen enthielt, die er bey den Menſchen gelernet hatte. Man lies ihn nicht zum Ende kommen. Die ganze Verſammlung lachte ihn aus, und fragte ihn, was ſie mit dem Zeuge machen ſollten? Ob er ihr Glück durch Maſchinen zubereiten könnte? Vulkan ſchwieg, und ärgerte ſich nur in geheim über die grobe Unwiſſenheit der Götter. Merkur fieng darauf an; " ich habe alle Lebensarten der Menſchen unterſuchet. Ich finde nicht, daß eine einzige davon recht geſchickt, die Sterblichen glücklich zu machen. Und wenn ſie auch von ihren Wiſſenſchaften und ihren Künſten einige Hülfsmittel zur Glückſeeligkeit bekommen könnten, ſo machen ſie ſich doch freywillig ſo viele Plagen, daß dieſelben mit dem weſentlichen Elende des menſchlichen Zuſtandes zuſammen genommen alle ihre Freuden unendlich übertreffen. Nur etwas habe ich bemerkt, wodurch einige Menſchen wirklich glücklich werden. Dieſes iſt die Freundſchaft. Diejenigen Menſchen, die der Freundſchaft folgen, erleichtern einander ihren Kummer, und verdoppeln ihre Freuden. Ich muß aber auch ſagen, daß ich nur wenige unter den Sterblichen angetroffen habe die zu dieſem Hülfsmittel geneigt ſind. "

" Dieſes

" Dieſes iſt alſo deine ganze Entdeckung rief Momus. Gewis, wir hätten es nicht nöthig gehabt, Abgeſande auf die Erde zu ſchicken, um den Wehrt der Freundſchaft zu erfahren. Minerva hatte uns ſchon längſt geſagt, daß nichts heilſamer ſey, als die Freundſchaft. Wer hat ihr glauben wollen. „ " Es iſt noch nicht zu ſpäte, ſagte Minerva, und wir dürfen uns nicht ſchämen, von geringern Weſen, als wir ſind, etwas nützliches nachzuahmen. Wer iſt zur Freundſchaft geneigt? „ Alle Gottheiten, und Juno ſelbſt, erklärten ſich, daß ſie ſich Freunde wünſchten. Bachus aber und Komus bezeigten den gröſten Eifer. " Was kan ſchöner ſeyn, riefen ſie, als eine ehrliche und vertraute Freundſchaft? Wir müſſen ſie unter allen Göttern gemein machen. Wir alle wolten Freunde ſeyn, wir wollen täglich zuſammen kommen, unſern Nektar auf gute Freundſchaft austrinken und unſere Ambroſia in Geſellſchaft verzehren. Wer wird glücklicher ſeyn, als wir? Die Götter lachten zu dieſem treuherzigen Vorſchlage. Minerva ſagte endlich, die Freundſchaft lieſſe ſich nicht ſo ins unendliche austheilen. Eine jede Gottheit mußte ſich eine andere ausſuchen, deren ähnliche Neigung zu ihrer Freundſchaft geſchickt ſey. Bachus und Komus antworteten; ſie könnten es endlich geſchehen laſſen, daß die Götter im übrigen ihre Freundſchaft reichlich oder ſparſam austheilten. Sie beide aber böten die ihrige allen Gottheiten ohne Ausnahme an, und ſie erwarteten noch dieſen Abend, daß alle, die zu ihrer Freundſchaft Luſt hätten, zu ihnen zum Schmauſe kämen.

Nunmehr erhob ſich Jupiter vom Throne. Er ſagte noch mit wenig Worten, daß die Vrrſammlung geendi-

get ſey, und daß es einem jeden GOtt frey ſtünde, ſich Freunde zu erwählen. Die Götter giengen aus einander, und ein jeder überlegte bey ſich ſelbſt, welche Gottheit ſeiner Wahl am würdigſten ſey. Am Abend kamen ſie alle beym Bachus und Komus zuſammen, hier erklärten ſie ihre Neigungen. Venus war am erſten mit ihrer Wahl fertig geworden. Sie erklärte den Mars zu ihrem Freunde. Der Kriegsgott machte wegen dieſer Ehre, die ihm widerfuhr, ihrem Gemal, dem Vulkan, einartiges Kompliment, und Vulkan, der die Folgen einer ſolchen Freundſchaft nicht einſahe, antwortete ihm mit einem treuherzigen Händedrücken. Denn er war nicht von vielen Worten. Momus bat ſich Minervens Freundſchaft aus, und ſie nahm dieſelbe an, die andern Göttinnen machten ſpöttiſche Minen über dieſe beyde Freundſchaften, und Juno ſagte mit einem höchſtprächtigen Thon; " ich kan es der Venus verzeihen, daß ſie ihre Freundſchaft einer Mannsperſon geſchenket hat. Man weiß es ſchon, daß die Sprödigkeit ihr Fehler nicht iſt. Aber daß die weiſe Pallas einen Mann zum Freunde erwählt, dieſes wundert mich, und am meiſten, daß ſie den Momus dazu annimmt; die Göttin der Weißheit den Luſtigmacher unter den Göttern! „ " Ja wohl, antwortete Momus. Pallas ſollte ſich ſchämen, einen Freund zu haben, der über die Thorheiten der Götter lacht. „ Dieſer kleine Streit hatte weiter keine Folgen. Die übrigen Göttinnen aber blieben auf ihrem Sinne, ihre Freundſchaft nicht an das männliche Geſchlecht wegzuwerfen. Sie konnten ſich zwar noch nicht entſchlieſſen, aus ihrem eigenen Geſchlechte Freundinnen zu wählen. Denn eine jede von ihnen war

in

in ihrem Herzen gar zu ſehr von der Unwürdigkeit der andern überzeuget. Indeſſen beſchloſſen ſie einander ſo lange als gute Freundinnen zu beſuchen, biß ſich die Freundſchaft wirklich unter ihnen einfinden würde.

Die Götter wurden noch eher mit ihrer Wahl fertig. Merkur erklärte ſich, daß er gegen alle Götter die gröſte Hochachtung hätte, und von ganzem Herzen ihr Freund und Diener ſeyn würde. Apollo wählte ſich den Merkur ſelbſt und den Herkules zu Freunden. Seine Bewegungsgründe waren —— man hat ſie nach der Zeit erfahren —— weil Merkur ihn ſehr oft wegen ſeiner ſchönen Verſe gelobet hatte, und weil Herkules ſehr berühmt war. Vielleicht hatte er noch eine Urſache. Die Dichter ſind bisweilen gewiſſen kleinen Verdrüßlichkeiten ausgeſetzt, und alsdenn iſt es für ſie ſehr gut, einen handfeſten Freund zu haben. Neptun wählte den Aeolus zum Freunde. Der Gott der Meere glaubte ſich ſehr gut zu verſorgen, indem er ſich mit dem Gotte der Winde vereinigte, der ihm in ſeinen Geſchäften ſo vortreflich beyſtehen konnte. Endlich machten auch Silen und Pan Freundſchaft. Dem Silen war es um einen Freund zu thun, der ihm Trinklieder machte, und dem Pan um einen ſolchen, der ihm zu trinken gäbe. Die Freudſchaftsbündniſſe der kleinern Götter ſind nicht bekannt geworden. Jupiter aber blieb ohne Freund. Seine Majeſtät litte es nicht, daß er ſich zu einer ſolchen Vertraulichkeit herabließ. Amor nahm gleichfalls an dieſen Bündniſſen der Götter keinen Antheil. Das Band der Freundſchaft ſchien ihm zu ernſthaft. Der kleine Flattergeiſt verſicherte, daß er unter den Sterblichen eine Menge von Freunden und Freundinnen

nen hätte, und daß er den Göttern ihr Vergnügen ungestört lassen wollte.

Niemals ist der Olymp mehr der Sitz der Freuden und des Vergnügens gewesen, als zu der ersten Zeit, nachdem diese Freundschaften gestiftet waren. Zwanzigmal gieng die Morgenröthe auf, und zeigte der Welt ihre rosenfarbigten Finger, die Homer besingt, und alle zwanzigmal sahe sie die Götter in dem Genusse entzückender Freuden. An dem ein und zwanzigsten Morgen aber entstund eine neue Bewegung unter den Göttern. Pluto schickte einen eigenen Abgesanden in den Olymp, weil Merkur, der daselbst genug zu thun hatte, in dieser ganzen Zeit nicht in das Todenreich gekommen war. Der Abgesandte des schwarzen Monarchen beschwerte sich in dem Namen seines Herrn über die Geringschätzung, die man ihm erwiese. Pluto ließ versichern, daß er nicht so arm an Verdiensten sey, um ihrer Freundschaft unwürdig zu seyn, und daß er denjenigen reichlich belohnen würde, der ihn mit seiner Freundschaft beehren wollte. Die Rede des Abgesanden machte in den Herzen der meisten Götter einen starken Eindruck. Apollo verlies noch in demselben Augenblicke die Versammlung, und gieng in seinen gewöhnlichen Lustwald. Nach drey Stunden kam er zurück, und sung eine Ode ab, in welcher er die edlen Gesinnungen des Pluto verkündigte. Der Abgesandte des unterirrdischen Monarchen nahm die Ode mit, und gleich am folgenden Tage erhielt Apollo von dem Pluto eine schriftliche Danksagung. Sie war zwar erbärmlich schlecht aufgesetzet, aber eine goldene Ehrenkette, die zugleich überschickt wurde, gefiel dem Gotte der Dichter so wohl, daß ihm deswegen

wegen auch die Danksagungsrede gefiel. Er bewunderte vor der ganzen Versammlung die edle Einfalt und die ungekünstelte Schönheit, die in den Ausdrucken des Pluto herrschte. Noch an demselben Abend hielt Merkur eine Lobrede auf die Grossen, die Beschützer der Wissenschaften sind. Die Rede ward dem Pluto zugeschickt, und Merkur bekam eine Danksagung, wie zuvor Apollo. Diese Geschenke machten die freundschaftlichen Triebe der meisten übrigen Götter rege. Vulkan verfertigte eine Maschine von einer ganz neuen Erfindung, und schickte sie dem großmüthigen Pluto zu. Venus aber ließ ihm ein sehr verbindliches Kompliment sagen. Weil Pluto ein Liebhaber von Neuigkeiten war, wenn er sie gleich weder verstund noch zu gebrauchen wußte, so bezahlte er die Arbeit des Vulkan sehr gut. Das Kompliment der Venus aber hatte wichtigere Folgen. Die Neubegierde trieb den Pluto an, in geheim auf den Olymp zu reisen. Er sahe die Göttin der Liebe, und ward in einem Augenblicke von ihr erobert. Sie nahm seine Seufzer unter dem Namen der Freundschaft an, und man kan denken, ob sie nicht von wichtigen Geschenken begleitet wurden.

Das gute Vernehmen der Himmelsgötter unter sich selbst und mit dem Pluto dauerte noch ziemlich lange. Aber der Eifer, womit sich fast ein jeder um die Freundschaft des Pluto bemühete, und die grossen Lobeserhebungen, die er alle Tage erhielt, machten ihn zuletzt aufmerksam, und er fieng an, dasjenige, was ihm zuvor noch unbekannt gewesen war, die Wichtigkeit seiner eignen Person, zu begreiffen. Er nahm eine hohe Mine gegen seine bisherigen Freunde an, und begegnete ihnen nunmehr,

mehr, wie ein Gönner, der seinem Ansehen durch keine niederträchtige Leutseligkeit etwas vergeben will, seinen Clienten begegnet. Der arme Vulkan erfuhr dieses zuerst. Kaum wurden seine künstlichen Arbeiten noch angesehen. An Belohnungen durfte er nicht mehr denken. Er ward verdrüßlich. Verschiedene seiner schönsten Erfindungen blieben unausgearbeitet, weil man die Kosten darzu nicht hergab. Was er noch arbeitete, geschahe in der Stille, und ward vom Roste verzehret.

Apollo erfuhr auch die Folgen von der veränderten Aufführung seines erhabenen Freundes. Zuerst hatte sich Pan, den die grossen Geschenke des Pluto reitzen, unterstanden, zur Nachahmung des Phöbus Lobgedichte auf denselben zu machen. Sie waren so schlecht gerathen, daß Apollo von ihnen einen unendlichen Stoff zum Lachen hernahm. Aber dem Pluto gefielen sie gleichwol, weil Pan viel mehr und viel deutlicher lobte, als Apollo. Die beyden ungleichen Dichter wurden also gar bald in Ansehung ihrer Belohnungen gleich gehalten. Mit der Zeit übertraf so gar Pan in diesem Stücke den Apollo. Er machte ohne Unterlaß Verse, und keine Gelegenheit war ihm zu geringe, keine Zeit zu kurz, wenn Pluto es verlangte, so machte Pan Verse. Apollo hingegen war sehr eigensinnig. Sein Geist wollte sich nicht befehlen lassen, sondern die Gelegenheiten selbst wählen. Er wurde also zurücke gesetzet, und Pan wurde der Modedichter, und hatte sein reichliches Auskommen. Die Freundschaft des Apollo und des Pluto nahm also ein trauriges Ende. Apollo rächete sich durch stachlichte Gedichte. Man las sie mit Vergnügen, aber der Verfasser befand sich nicht gar zu wohl dabey.

Pluto

Pluto ließ ihm drohen, ihn nachdrücklich zu züchtigen, wenn er sich den Gränzen seines Reiches nähern würde. Seitdem muste sich Apollo sehr in Acht nehmen, wenn er verreisen wollte.

Merkur aber erhielt sich vortreflich in der Gunst des Pluto. Er ließ sich zu allen Diensten gebrauchen, er nahm es nicht übel, daß Pluto eine gewisse Oberherrschaft über ihn behauptete; er war sein Lobredner, sein Vertrauter, und sein Gelegenheitsmacher. Ein Amt, bey welchem niemand jemals arm geworden ist.

Die Freundschaft des Pluto und der Venus —— denn sie wollten durchaus nicht zugeben, daß man es Liebe nennen sollte —— war manchen Zufällen unterworfen. Im Anfange gieng alles aufs Beste. Nach langer Zeit aber fieng Pluto an aus ziemlich starken Gründen zu muthmassen, daß seine Freundin nicht allzu redlich mit ihm verfahren mögte. Alle seine Schätze waren kaum hinlänglich, ihrer Begierde nach Geschenken ein Genüge zu leisten. Zwar aus diesem hätte sich Pluto nichts gemacht. Wenn ihn Venus heute ausgeplündert hätte, so wußte er Mittel genug, seine Kästen morgen wieder zu füllen. Aber er merkte, daß fast alle seine Geschenke von ihr in die Hände des Mars geriethen. Dieses machte ihn argwöhnisch. Er sagte ihr nach seiner Gewonheit die Wahrheit sehr trocken. Anfänglich besänftigte sie ihn dadurch, daß sie ihn wegen seines Argwons auslachte. Mit der Zeit aber, da er immer mistrauischer wurde, brauchte sie Eide und Thränen, sein Gemüthe zu beruhigen, und zuletzt zog sie den dienstfertigen Merkur auf ihre Seite. Sie verwilligte ihm einen Theil von der Beute, und dafür trug er Sor-

ge,

ge, den Pluto zu versichern, daß die Freundschaft der Venus und des Mars höchstunschuldig sey; daß sie ihm die Geschenke bloß als ein Darlehen gäbe, welches er ihr bey dem nächsten Kriege wieder geben würde, und daß es unmöglich sey, einen andern zu lieben, wenn man das Glück hätte, von dem liebenswürdigen Pluto geliebt zu werden. Diese Versicherungen, vornehmlich aber die letzte, beruhigten den Pluto so vollkommen, daß er seinen eigenen Augen nicht mehr glaubte. Noch itzt ist er der Anbeter der Venus; er macht ihr täglich Geschenke, und sie theilet dieselben mit dem Merkur und mit ihrem geliebten Mars.

Die Uneinigkeit des Pluto und des Appollo war nicht die einzige. Apollo bekam bald noch mehr Verdruß. Er hatte schon mit Schmerzen bemerket, daß Merkur in seiner Streitigkeit mit dem Pluto mehr die Klugheit eines Staatsmanns, als die Pflicht eines eifrigen Freundes beobachtet hatte. Die Folgezeit überführte ihn noch mehr von der Falscheit desselben. Der freundschaftliche Merkur suchte unter dem Schein einer allgemeinen Zärtlichkeit bloß seinen eigenen Vortheil. Er lobte einen jeden von den Göttern ins Gesichte, und war stets bereit, die Abwesenden durchzuziehen, wenn er sahe, daß die gegenwärtigen dazu geneigt waren. Aber nichts schmerzte den Apollo mehr, als daß Merkur die Gedichte des ungeschickten Pan gelobt hatte. Seinem schlechten Geschmacke konnte dieses unmöglich zugeschrieben werden; denn Merkur war ein gar zu guter Kenner des Schönen. Apollo mußte es also nothwendig für eine Heucheley halten. Er ward kaltsinnig gegen den Merkur; auf den Kaltsinn folgten einige scharfe Erklärungen und auf diese eine völ-

lige

lige Feindſchaft. Mit ſeinem andern Freunde, dem Herkules, war er nicht viel glücklicher. Ohne die vielen Grobheiten zu rechnen, die Apollo von ihm leiden mußte, hatte Herkules noch eine ſehr unbequeme Gewonheit. Er war nicht ſonderlich verträglich, und wenn er Streit bekam, mußte Apollo ſtets daran Theil nehmen. Dieſe Streitigkeiten fielen zumal zwiſchen ihm und dem Mars ſehr oft für, und Apollo kam dabey oft in ziemlich unangenehme Umſtände. Denn ob er gleich die Helden gern beſingen mogte, ſo hatte er ſelbſt doch wenig Anlage zum Helden. Einmal war er bey der Gemalin des Herkules, der Hebe, die ebenfalls mit dem ſtreitſüchtigen Geiſte ihres Gatten unzufrieden war. Apollo und Hebe klagten einander wechſelsweiſe ihre Noth. Von ohngefehr kam Herkules dazu, und was das ärgſte war, er kam von einem Beſuche, den er bey dem Bachus gegeben hatte. Einige Worte, die er bey ſeiner Ankunft hörte, gaben ihm zu erkennen, daß man auf ſeine Koſten moraliſirte. Er begegnete dem Apollo äuſſerſt unhöflich, und ſie ſchieden als Feinde voneinander.

Vulkan ward ebenfalls von der Freundſchaft, die er geſtiftet hatte, ſchlecht erbauet. Er ſahe endlich, daß ſein Freund Mars die Gemeinſchaft der Güter auf eine Seite ausdehnte, die einem Ehemanne ſehr zuwider iſt. Er ließ ſich merken, daß ihm dieſe Vertraulichkeit misfiel, und ſeine Sache ward dadurch nur ärger. Mars drohete ihm mit Schlägen, und Venus, die allein gegen ihn lieblos war, gab ihm ſo empfindliche Reden, daß er halb aus Furcht, halb aus Zorn zum Jupiter lief, und Gerechtigkeit forderte. Der Beſcheid, den er bekam, enthielt nichts anders, als daß Jupiter von keinen neuen Streitigkeiten etwas wiſſen wollte, und daß Vulkan mit der Aufführung desjenigen Freundes zufrieden ſeyn müßte, den er einmal erwählt hätte.

Neptun und Aeolus ſetzten ihre Freundſchaft ſo ziemlich fort, wenn man anders das Freundſchaft nennen kan, was eigentlich nur eine Kaufmannsgeſellſchaft war. Es entſtunden zwar bisweilen einige Zwiſtigkeiten unter ihnen, aber ihr beyderſeitiger Vortheil ließ es nicht zu, daß ſie ſich trenneten. Ihr Bündnis iſt alſo geblieben; aber es iſt ein Bündnis ohne Vergnügen.

Silen und Pan unterhielten ihre Freundſchaft auf eine ſeltſame Art. Oft zerfielen ſie wegen der nichtswürdigſten Kleinigkeiten. Alsdenn lief ein jeder von ihnen in dem ganzen Olymp herum, und ſchimpfte auf ſeinen Freund in den niederträchtigſten Ausdrücken. Aber weil ſie doch mit jemanden umgehen mußten, und kein anderer GOtt ſich zu ihrem Umgange herablaſſen wollte, ſo kamen ſie ſtets wieder zuſammen. Dieſe abwechſelnde Aufführung haben ſie bißher ſo richtig beobachtet, daß ſie bey nahe alle Monathe Freunde und Feinde geweſen ſind.

Bacchus und Komus machten wenig Aufſehen. Sie waren täglich beyſammen, und betrunken ſich als Brüder. Die übrige Zeit ſchlieren ſie. Es blieb ihnen alſo keine Zeit zur Uneinigkeit übrig, denn wenn ſie ſich auch bisweilen über Tiſche zankten, ſo wußten ſie doch aus natürlichen Urſachen am folgenden Morgen nichts davon; und im Olymp erfuhr man wenig von ihnen. Denn die übrigen Götter mogten nicht mit ihnen umgehen, weil ihre Freundſchaft gar zu arge Kopfſchmerzen verurſachte.

Die groſſe Freundſchaft unter den Göttinnen war am allerwenigſten dauerhaft. Juno entfernte ihre Freundinnen am erſten von ſich. Man konn-

te

te ihren Hochmuth nicht ausſtechen. Sie erſchien in der Geſellſchafft ſtets mit dem prächtigen Bezeigen einer Stadtrichterin in einem kleinen Orte, die die Burgersfrauen mit ihrem Beſuche begnadiget. Die übrigen Göttinnen wichen ihr alſo aus, ſo viel ſie konnten, und gaben ihr höchſtens jährlich einen unvermeidlichen Statsbeſuch. Unter ſich ſelbſt konnten ſie ſich eben ſo wenig vertragen. Ceres ſprach ſtets von Haushaltungsſachen, und wurde deswegen von der artigen Flora ausgelachet, die den Putz für die einzige würdige Beſchäftigung und für das einzige würdige Geſpräche des ſchönen Geſchlechtes hielt. Diana machte den andern Göttinnen manchen Verdruß. Ihre Sprödigkeit war zu geſetzmäſig; Und endlich entſagte ſie allem Umgang ihrer Freundinnen auf ewig. Da dieſelben einmal ſo boshaft geweſen waren, ihr nach einem ſtrengen Urtheile, welches ſie über die Ausſchweifungen der andern geführt hatte, den Namen Endymion zu nennen. Latona blieb den freundſchaftlichen Beſuchen der Göttinnen am meiſten getreu. Sie ermangelte keine Woche, zu ihnen zu kommen. Aber ihre Beſuche waren beſchwerlich genug. Sie ſeufzete unaufhörlich, und ſprach von nichts als von ihrer beſchwerlichen Niederkunft, und von der Bosheit der Menſchen.

Die Freundſchaft der Minerva und des Momus war zuerſt das Gelächter aller übrigen Götter. Niemand konnte begreiffen, wie ſich die ernſthafte Göttin der Weisheit hätte können in den Sinn kommen laſſen, mit einem beiſſenden Spötter umzugehen. Aber zum Erſtaunen des ganzen Olymps blieb dieſe Freundſchaft allein dauerhaft. Minerva wußte, daß der Spott des Momus blos auf Thorheiten gieng, und daß er für Tugend und Verdienſte eine ernſtliche Hochachtung hatte. Momus wußte auf der andern Seite, daß die Ernſthaftigkeit ſeiner Freundin keine wahren Freuden ausſchloß, und daß der Scherz nur deſto angenehmer würde, wenn ihn die die Weisheit beherrſchete. Die Freundſchaft dieſer zwo Gottheiten nahm täglich zu, und ward die Bewunderung der übrigen Götter, aber eine Bewunderung, die dem Neide gleich war. Denn ſie verſuchten in der That alles mögliche, dieſes freundſchaftliche Paar zu trennen. Sie erdichteten tauſend nachtheilige Hiſtörchen bald von dem einen, bald von dem andern Theile. Aber Momus war nicht leichtgläubig, und Minervens ſcharfer Blick drang ſtets durch ihre Erdichtungen durch. Nach langer Zeit näherte ſich Apollo, der bisher ſchlechte Tage gehabt hatte, dieſem Paare. Ihre edle Freundſchaft hatte ihn gerührt; er geſtand, daß er bißher nur dem Schatten nachgegangen ſey; er bat ſie, ihn in ihre Freundſchaft aufzunehmen. Nach einigen Prüfungen erfüllten ſie ſeinen Wunſch. Seitdem lebt Apollo ruhig und wirklich vergnügt, und alle können ſagen, daß ſeine Werke unendlich ſchöner ſind, ſeit dem Minerva und Momus mit ihm in Freundſchaft leben. Dieſe Freundſchaft ſteiget täglich an Vergnügen, und ihre Dauer wird wie die Dauer der Ewigkeit ſeyn.

F. Pheron.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Fünf und funfzigstes Stück.

—— Tel, qui n'admet point la Probitè chez lui,
Souvent à la rigueur l'exige chez autrui.

Boileau.

Wenn man alle diejenigen, die den Mangel der Tugend unter den Menschen beklagen, nach ihren Reden beurtheilen dürfte, so würden alle Menschen Tugendfreunde seyn, und nichts wäre alsdenn unzeitiger, als diese Klagen. Aber man erfähret alle Tage das Gegentheil. Gegen einen Redlichen, der mit menschenfreundlichen Seufzern das Unglück seiner Mitbürger beklaget, die sich von dem geseegneten Wege der Tugend entfernen, findet man allemal zehn Unwürdige, die mit Heftigkeit die Laster des menschlichen Geschlechtes verdammen, und selbst diese Laster ungescheuet ausüben. Höret man sie, so ist nichts abscheu-

licher, als das menschliche Herz; sie selbst sind mitten in ihrer Unschuld den grausamen Beleidigungen ihrer lasterhaften Mitbürger ausgesetzet. " Kan auch etwas ärgers erdacht werden, sagt Euklio in dem vorigen Winter, als der Geitz meines Correspondenten: Nicht einmal dreissig für hundert will er mir auf ein Schiff versichern, welches ich aus Italien erwarte. Herr Hartsinn beschweret sich über nichts mehr, als über den Mangel der Dienstfertigkeit unter seinen Nachbarn. Lucette, die größte Buhlerin unserer Zeit, kan es noch nicht verschmerzen, daß Nerine ihr das Herz eines Liebhabers entzogen hat, den sie nebst hundert andern plünderte. Mit einem Worte, niemand kan die Laster anderswo, als in seinen eigenen Herzen vertragen. Selbst Nickelist, der bekannte Spitzbube, dessen traurige Geschichte die Kinderbibliothecken zieret, beklagte sich noch in seinem Gefängnisse aufs bitterste über einen seiner Mitgenossen, der ihn einmal bestohlen hatte.

Man glaubt, daß eine natürliche Empfindung der Tugend die Menschen so geneigt machet, das Laster an ihren Mitbürgern zu verdammen. Es kan seyn; aber gewis hat die Selbstliebe eben so viel Antheil an ihrem Urtheile. Ein jeder Mensch begreift es leicht, daß nichts seine Tage und seine Ruhe in der menschlichen Gesellschaft sicher stellen kan, als die Billigkeit seiner Mitbürger. Wenn andere Menschen sich die Freyheit erlaubten, eine jede böse Neigung auf seine Kosten zu befriedigen, so würde ihn weder Klugheit noch Argliſt

list retten können. Deswegen verlanget der Räuber, daß seine Mitgenossen gegen ihn ehrlich seyn sollen, weil er weder seine geraubten Schätze, noch sein Leben selbst würde erhalten können, wenn sie ihm auf diejenige Art begegnen wollten, wie er und sie allen übrigen Menschen begegnen, die nicht in ihrem sträflichen Bündnisse sind. Deswegen begehrt der Betrüger, daß seine Nebenmenschen redlich seyn sollen, weil er bey dem Genusse der Früchte seines Betrugs keinen Augenblick sicher seyn würde, wenn die Welt gegen ihn eben so treulos seyn wollte, als er gegen sie ist.

Nichts ist niederträchtiger, und nichts ist doch unter den Menschen gemeiner als diese Gesinnung. Man erkennet den Nutzen der Tugend; man begreifft, daß man ihr seine Erhaltung, seine Sicherheit schuldig ist; man fodert sie von seinen Mitbürgern; aber selbst will man ihr nicht folgen. Es ist ein wahrer Undank gegen die Wolthaten der Tugend, daß man ihre Dienste zu seiner Sicherheit fodert, und ihr dabey sein Herz verschlüsset. Man vergißt seine eigene Bestimmung; man verwirft den Zuruf des Gewissens, welches uns täglich sagt, daß wir deswegen in eine Gesellschaft mit andern Geschöpfen gesetzet sind, um glücklich zu werden, und glücklich zu machen. Selbst die natürliche Empfindung des Vergnügens, welches einem jeden menschlichen Herzen eigen ist, des Vergnügens, sich als den Wohlthäter seines Mitbürgers zu sehen, und Freuden in das Herz unsers Bruders zu bringen, die stets mit vermehrten Entzückungen zu uns zurück kehren; selbst diese Empfindung wird verläugnet. Man opfert sie und

alle seine Pflichten der thörichten Begierde auf, einige Leidenschaften zu befriedigen, die uns zum Hasse, zum Abscheu unsrer Mitbürger machen. Und dabey ist man noch unverschämt genug, das von andern zu fodern, was man ihnen zuerst versaget, und Pflichten einseitig zu machen, die nicht bestehen können, wenn sie nicht von beiden Theilen beobachtet werden.

Ich kan mir nicht vorstellen, daß Menschen, die vermögend sind, so niederträchtig zu handeln, einen natürlichen Begrif von dem wesentlichen Einflusse der Tugend in das menschliche Leben haben können. Eine natürliche Empfindung der Tugend würde unfehlbar den ersten Reitzungen des Lasters zu mächtig seyn. Aber man verwechselt insgemein natürliche Empfindungen mit den ersten Grundsätzen, die der Jugend beygebracht werden. Man glaubt z. E. daß der Stolz eine angeborne Thorheit gewisser Personen sey. Man irret sich. Die Natur dieser Menschen weiß nichts mehr vom Stolze, als die Natur aller übrigen Menschen. Ihr Erziehung, schmeichelnde Begriffe, die ihnen in ihren ersten Jahren gemacht wurden, sind Schuld daran. Star hat sich von Leuten, denen der gute Geschmack eben so fremd ist, als ihm selbst, überreden lassen, daß er ein Dichter sey. Er glaubt es so gewis, daß er sich nun selbst einbildet, schon in seinen ersten Jahren die Bewegungen der Muse in seiner Brust empfunden zu haben. Gleichwohl ist es gewis, daß niemals eine Muse in seiner Brust gewesen ist. Was kan man dann von der natürlichen Empfindung glauben, womit er sich groß machet?

Es

Es ist wahr eine richtige Denkungsart kan unmöglich Tugend und Laster verkennen. Gesunde Begriffe, Begriffe, die dem Wesen der Dinge gemäs sind, machen uns sowohl dasjenige begreiflich, was recht ist, als das was ungerecht ist. Aber wie wenige Menschen können sich solcher Begriffe rühmen, zumal von Sachen, die über den Umfang der blossen sinnlichen Empfindungen hinausgehen? Dazu hingegen sind alle Menschen geschickt, sich Begriffe von dem angenehmen und von dem widerwärtigen in der Sinnlichkeit zu machen. Diese Begriffe sind ihre wahren natürlichen Empfindungen. Und aus diesen Begriffen bildet sich ihre Denkungsart. Clorinde handelt also nicht seltsam, daß sie gern schöne Kleider trägt. Ihre Augen sagen ihr, daß ein schönes Kleid besser läßt als ein schlechtes. Clorinde verläugnet auch darin ihre natürlichen Empfindungen nicht, daß sie stolz auf ihre schönen Kleider ist. Alle Menschen wollen ein Verdienst besitzen. Dieses will die Selbstliebe. Ein jeder sucht in seiner Person dasjenige auf, was einem Verdienste ähnlich seyn kan. Was kan Clorinde dafür, daß die Natur ihr kein anderes Verdienst gegeben hat, als die Gabe schöne Kleider zu tragen?

Die Begriffe der Menschen von der Tugend und ihrem Gegentheile entstehen wirklich aus den Lehrsätzen, die man ihnen beybringt. Warum sind manche Kinder so geneigt, ihren Spielgesellen angenehme Kleinigkeiten wegzunehmen, wenn der Begrif von der Billigkeit eine natürliche Empfindung ist? Befehle des Schöpfers, und unsere eigene Erfahrung haben erst das menschli-

che Geschlecht von dem Wehrte, von der Nothwendigkeit der Tugend überzeuget.

Die wesentliche Empfindung der menschlichen Natur ist der Trieb glücklich zu werden. Verstünden alle Menschen ihr wahres Glück, so würde nichts seltsamer seyn als Laster, nichts unzeitiger als Klagen über den Mangel der Tugend. Aber daß die meisten Menschen nur sich als den Mittelpunkt der Welt betrachten, daß sie ihr Glück in der Befriedigung einer jeden aufwallenden Neigung suchen; dieses ist der Grund ihrer Ungerechtigkeit und ihrer Laster. So viel Einsicht bekommen sie frühzeitig, um zu begreiffen, daß die Lehren der Tugend, ihren Begierden oft im Wege stehen. Sie fangen an, die Tugend für eine beschwerliche Last anzusehen. Sie entsagen den Grundsätzen der Billigkeit, die man ihrer Jugend konnte vorgesagt haben. Zu gleicher Zeit aber merken sie, daß eben die Tugenden die ihnen selbst zu der Befriedigung ihrer Begierden so hinderlich waren, ein vollkommenes Mittel sind, sie für den Beleidigungen anderer Menschen sicher zu stellen. Deswegen wünschen sie, daß ihre Mitbürger strenge Beobachter der Pflichten gegen den Nächsten seyn mögen —— denn dieser Nächste sind allemal sie selbst. —— Deswegen werden sie so erzürnt, wenn sie mit ihrem Schaden erfahren müssen, daß andere Menschen gleich ihnen das Joch der Tugend abgeschüttelt haben.

Man bemerket, daß die Menschen wider keine Arten von Lastern und Fehlern sich heftiger erklären, als wider diejenigen, die ihnen selbst eigen sind. Der

Hoch-

Digitized by Google

Hochmüthige wird ſtets einen andern Hochmüthigen haſſen. Der Betrüger unterläſſet nicht, einen andern Betrüger verhaßt zu machen. Selbſt der Geitzige kan es nicht laſſen, einen andern Geitzhals zu tadeln. Ob gleich ein Geitziger vor andern Thoren das Vorrecht hat, weniger verachtet zu werden;

Nimirum inſanus paucis videatur, eo quod
Maxima pars hominum morbo iactatur eodem.

Horat.

ſo kan doch auch der Geitzige nichts weniger verſchmerzen, als wenn ihn ein anderer Laſterhafter von gleicher Leidenſchaft in ſeinen Abſichten verhindert. Er kan Verachtung und Spott erdulten; man beleidige ſeine Familie, er wird ſich beſänftigen laſſen; aber dieſes iſt in ſeinen Augen eine unverzeihliche Sünde, wenn ein fremder Geitz ſeinem eigenen Geitze widerſtrebet. So gewis iſt es, daß die Menſchen die Laſter nur als Schleichwege gebrauchen wollen, Abſichten zu erreichen, zu denen ſie auf dem gebahnten Wege des Rechts und der Tugend nicht kommen können. Welche Kränkung für ſie, wenn ſie den Weg, den ihre argliſtige Begierde ſucht, ſchon von andern beſetzt finden! welcher Schmerz, wenn ſie mit ihren eigenen Waffen beſtritten werden? Nein. Die ganze Welt auſſer ihnen ſoll unſchuldsvoll und tugendhaft ſeyn. Denn nichts iſt leichter, als die Unſchuld zu vervortheilen; und in einem Wettſtreite, den die Leidenſchaften halten, wird

gewis derjenige verlieren, der sich durch den Zuruf der Tugend zurückhalten läßt. So schlau sind diese Menschen. Sich selbst erlauben sie alles; ihnen ist alles anständig, was sie für nützlich halten. Die Herrschaft über die Leidenschaften, die Verläugnung unbilliger Begierden ist nur für ihre Nebenmenschen.

Egomet mi ignosco, Mænius inquit.

Stultus et improbus hic amor est, dignusque notari.

Horat.

Die Eigenliebe, und zwar eine übelverstandene Eigenliebe ist also sowohl die Ursache von den Klagen dieser Menschen, als von ihren eigenen Fehlern. Man findet Personen, die es für schön halten, andern Menschen verächtlich zu begegnen; ein Fehler, welchen ich —— es ist mir leid, daß ich es sagen muß —— oft bey dem schönen Geschlechte gefunden habe. Es giebt einige Schönen, die, ohne spröde zu seyn, ihre Reitzungen zu erhöhen glauben, wenn sie gegen ihre Bekannten den Charakter behaupten, den die Franzosen durch das Wort dedaigneuses ausdrücken. Diese Personen selbst können durch nichts empfindlicher beleidiget werden, als wenn man ihnen mit gleicher Verächtlichkeit begegnet; keine Ausdrücke sind alsdenn stark genug, ihre Empfindlichkeit über die Grobheit gewisser Leute vollkommen zu entdecken. Man darf nicht glauben, daß eine wahre Erkenntnis von der Unbilligkeit eines unhöflichen Bezeigens die Ursache ihrer Klagen sey. Sie kön-

können es sehr wohl vertragen, wenn ihre Bekannten aller Welt verächtlich begegnen, und nur ihnen selbst die Rechte der Höflichkeit wiederfahren lassen. Es ist also nicht die Unbilligkeit der Sache, die ihnen Klagen abzwinget; es ist bloß ihre Eigenliebe. Sie wollen allein geehret seyn; es schmeichelt so gar ihrem Stolze, wenn man der ganzen übrigen Welt die Pflichten des Wohlstandes versaget, und sie ihnen allein zum Opfer bringet. Diese Gesinnung beherrschet auch andere Menschen, die ungerechten Leidenschaften folgen. Der Ehrgeitzige verdammet wohl die Rangsucht eines andern, der ihm im Wege stehet; aber der Ehrgeitzige ist ihm sehr willkommen, der sich zum Werkzeuge seiner eigenen Absichten gebrauchen läßt.

Man findet noch, daß die Menschen keine Laster, keinen Fehler eifriger verdammen, als solche, durch welche man sie selbst beleidiget hat. Ich habe diese Erfahrung so oft gemachet, daß ich fast allemal vermuthe, wenn ich einen Menschen auf ein gewisses Laster besonders losziehen höre, er müsse selbst einmal das Opfer dieses Lasters geworden seyn. Neran, der ärgste Heuchler den ich kennne, seufzet alle Tage über die Liebloſigkeit der heutigen Welt. Neran hat gewis zu wenig von einem Menschenfreunde an sich, um dieses Laster aus Mitleiden gegen seine Mitbürger zu verdammen. Aber er hat selbst bisweilen Leute angetroffen, deren kalte Herzen gegen alle Angriffe seiner scheinheiligen Bitten unbezwinglich geblieben sind. Er beseufzet nicht die Liebloſigkeit der Menschen überhaupt; er beseufzet nur diejenige, die er selbst erfahren hat.

Man würde ungerecht seyn, wenn man glauben wollte, daß alle diejenigen, die deswegen über den Mangel der Tugend klagen, weil sie selbst keine Proben von dieser Tugend genossen haben; wenn man glauben wollte, daß sie alle ein so böses Herz hätten, als Meran. Auch gute Herzen können diese Klagen führen, und in ihrem Munde sind sie viel anständiger. Eraſt hat wirklich Ursache sich über den Mangel der Redlichkeit unter den Menschen zu beschweren; denn seine Aufrichtigkeit ist von manchem Betrüger beleidiget worden. So lange aber Eraſt nur auf diesem Grunde das menschliche Geschlecht anklaget, so lange kan man doch nicht sagen, daß seine Klagen von der edelsten Art seyen. Wer sich nur deswegen über ein Laſter beklaget, weil dieses Laſter ihn selbst einmal beleidiget hat, der beklaget nicht sowohl die schlimmen Neigungen seiner Mitbürger, als den Verdruß und den kleinen Schaden, den seine besondern Umstände dadurch gelitten haben. Der Graf Buſſi beklagte sich in sehr schönen Französischen über die Unruhen des Hofes; über den Mangel der Redlichkeit u. s. w. Es ist nur Schade, daß er diese Klagen nicht eher angestellet hat, als bis er vom Hofe verbannet war. Durch diesen einzigen Umstand verlieren sie sehr viel von ihrem Werthe. Auch Saint Evremonds Betrachtungen über die Eitelkeit des Hofglückes, und selbst seine philosophische Unempfindlichkeit hatte keinen andern Ursprung. Saint Evremond würde nichts weniger als unempfindlich gewesen seyn, wenn ihm nur seine Gegner den Genuß derjenigen Eitelkeiten hätten erlauben wollen, die er in seiner

Ver-

Verbannung mit so vieler Weisheit verachtete. Aber man findet insgemein, daß Leute die sich gegen ihre Beleidiger nicht anders vertheidigen können, mit Sprüchen aus der Sittenlehre streiten, und daß diejenigen sich zu Lehrern der Weisheit aufwerfen, die durch ihre Feinde unvermögend gemacht sind, ihre Geschicklichkeit auf einem angenehmern Schauplatze zu zeigen.

Ich finde nicht, daß diese Klagen, die ich bisher beschrieben habe, jemals Klagen wahrhaftig grosser Männer gewesen sind. Sokrates, den ich schon so oft genennet habe, und noch so oft werde nennen müssen, bis man mir einen grössern Mann unter den Heiden wird zeigen können; Sokrates klagte weder über die schlimme Aufführung des weiblichen Geschlechtes, noch über den Neid der Gelehrten, noch über die Unerkenntlichkeit seines Volkes gegen die Verdienste. Ueber alles dieses hätte er sich beklagen können, wenn er seine eigene Erfahrung hätte zum Grunde seiner Klagen legen wollen. Viel zu groß für diese kleine Empfindungen beklagte Sokrates blos die traurige Neigung seines Volkes sich selbst unglücklich zu machen; ihren Leichtsinn, ihre Verschwendungen, ihre Eitelkeit.

Die meisten Menschen sind ungerecht, wenn sie über die Laster ihrer Mitbürger klagen; sie sind eben so ungerecht, wenn sie bloße Fehler an denselben bestrafen. Marcel ist niemals beredter als wenn er die Pedanterey seines Collegen des Fadius lächerlich machet. Alle Welt sagt mit ihm, daß Fadius verdient ausgelacht zu werden, aber nur vom Marcel nicht, der, wo möglich, noch ein grösserer Schulfuchs ist,

als Fadius selbst. Vor einiger Zeit war ich im Begriffe, mit einem gewissen Menschen bekannt zu werden. „ Trauen Sie ihm nicht, sagte mir Blasius; er ist der ärgste Windbeutel, den man finden kan. „ Die Erfahrung überzeugte mich, daß Blasius die Wahrheit geredet hatte. Nur einen Windbeutel hätte er ausnehmen sollen, der er wirklich noch mehr ist, als jener sich selbst hätte er ausnehmen sollen. Aber so macht es Blasius. Er selbst ist so windicht als ein Mensch seyn kan; und er moralisiret über keine Art von Leuten schärfer als über die windichten. Vor acht Tagen besuchte mich unvermuthet Herr Vielgeschrey, zu einer Zeit, da ich gerade sehr beschäftiget war. Seine erste Worte waren die Frage, ob er mir nicht beschwerlich fiele? Ich konnte doch nicht wohl ja antworten. Mein gezwungenes Nein gab ihm Gelegenheit von der Unbescheidenheit gewisser Leute zu reden, die ungemeldet einen andern überfallen, und ihm durch ihre Plaudereyen eine Zeit rauben, die er oft zu den wichtigsten Geschäften bestimmet hat. Mit dieser tröstlichen Sittenlehre raubte mir Herr Vielgeschrey vier nöthige Stunden, und es war schon später Abend, wie es ihm endlich einfiel, daß ein gar zu langer Besuch auch beschwerlich werden könnte.

Man kan keinem Menschen überhaupt das Recht absprechen, die Fehler zu tadeln, die er an andern gewahr wird. Nur so viel Bescheidenheit sollten die Menschen beobachten, sich nicht so unbarmherzig über Fehler aufzuhalten, die sie selbst an sich haben. Es verräth unfehlbar entweder eine grosse Unwissenheit seines eigenen Zustandes,

Zustandes, oder einen unerträglichen Bauernstolz, wenn man an andern Menschen Fehler so heftig tadelt, die man selbst an sich herum trägt. Murran ist sehr unhöflich; er weiß, daß er es ist; gleichwol erzürnt er sich allemal, wenn man gegen ihn nicht die äusserste Höflichkeit beobachtet. Murran muß sich doch wohl einbilden, von der Beobachtung derjenigen Pflichten befreyet zu seyn, die er von andern als ein Recht fodert. Wie unerträglich ist denn sein Stolz!

Kleon ist der boßhaftigste Schadenfroh, den ich kenne; der ordentliche Zeitungsträger aller Thorheiten und aller Unglücksfälle, die sich in der Stadt begeben. Neulich wiederfuhr ihm selbst ein verdrüßlicher Zufall, und noch darzu hatte er denselben verschuldet. Alle diejenigen, auf deren Kosten er sich sonst lustig gemacht hatte, das ist die ganze Stadt vereinigte sich ihn auszulachen. Seitdem moralisiret Kleon unaufhörlich über die Unbarmherzigkeit der Menschen, über ihre Schadenfreude.

Selindens herrschende Neigung ist die Verläumdung. Das Recht der Wiedervergeltung ist nicht ausgeblieben. Man hat auf ihre Kosten eine Erzählung ausgebreitet, die ihrer Ehre sehr nachtheilig ist. Nunmehr ist Selinde völlig entschlossen, einen Ort zu verlassen, wo so unverschämt gelästert wird.

Alle Fehler tragen das Zeichen der Thorheit an sich. Es ist unmöglich, sie zu bemerken, und nicht zugleich zum Widerwillen gereitzet zu werden. Sie zu bemerken, ist eine kleinere Kunst, als man glaubt. Man darf sich nur gewöhnen, von allen Dingen, die zum menschlichen Leben gehören, richtige Begriffe zu suchen; so hat man schon

die

Digitized by Google

die Hälfte dieſer Kunſt. Daß ſo viele Menſchen das für ſchön halten, was andere mit Recht fehlerhaft nennen; dieſes kömmt bloß von ihrer Unachtſamkeit her. Eben dieſe Unachtſamkeit aber macht es auch, daß man bey der äuſſerſten Strenge gegen fremde Fehler ſo nachläſſig gegen ſeine eignen iſt. Die Menſchen ſollten, ſo oft ſie einen Fehler wahrnehmen, die Blicke auf ſich zurück kehren, und unterſuchen, ob dieſer Fehler nicht zu ihren eigenen gehört. Alsdenn würde ihre Beſſerung leichter geſchehen können, und ihr Tadel würde viel billiger ſeyn.

Auch die Laſter können leicht bemerket werden, wenn man ſie entdecken will. Sie führen alle etwas beleidigendes bey ſich, daß der Empfindung ſchwerlich entgehen kan. Nicht die künſtliche Tugendlehre, ſondern der Trieb zu angenehmen Vorſtellungen iſt eine natürliche Empfindung. Muß es aber einem menſchlichen Herzen nicht unangenehm ſeyn, ein Geſchöpfe von ſeiner Art leiden zu ſehen? Und leidet nicht allemal derjenige, den ein feindliches Laſter verletzet? Leidet nicht auch derjenige, der ſein Gewiſſen durch Laſter verletzet? Aus dieſem Grunde kan man ſagen, daß die Empfindung des Unrechtes eine natürliche Empfindung ſey. Was müſſen es aber für Gemüther ſeyn, die einer ſo menſchlichen Empfindung zum Trotze ſelbſt laſterhaft ſeyn, ſelbſt ihren Nächſten, ihren Bruder beleidigen können? Keine andere, als ſolche, die ſich einbilden können, daß die ganze Welt nur ihnen zu gefallen da ſey, daß alle andere Menſchen nur zu Werkzeugen beſtimmt ſeyn, durch welche ſie ihre Leidenſchaften vergnügen ſollen; zu Werkzeugen, die ſie nach Gefallen gebrauchen, verderben und wegwerfen dürfen. Und ſolche

che Leute reden noch von dem Mangel der Tugend unter den Menschen? da sie doch die Tugend für eine Erdichtung halten, wodurch man die Einfältigen in Furcht erhalten müsse? Niemand hat Recht, den Mangel der Tugend zu beklagen, als ein wahrer Freund der Tugend und der Menschen. Er beklagt sich nicht aus Eigennutz. Die Menschenliebe heißt ihn klagen, wenn er siehet, daß seine Mitbrüder das beste Mittel zu ihrer wahren Glückseligkeit verwerfen.

T. Cleanth.

Meine Herren,

Es hat der Herr Foliant in seinen eingesandten Wörterbuch, welches Sie in Ihren Blättern mit eingerucket haben, unter andern sehr wohl angemerkt, was **Ehre anthun** eigentlich seye. Ich muß Ihnen doch sagen, Meine Herren! daß ich einer von denjenigen bin, welcher sich ein Vergnügen macht, Leuten **eine Ehre anzuthun**. Ich habe mir auch durch diese Bemühung schon viele Freunde erworben die sich auch zum Theil um die Wette beeifern, mich auf gleiche Art zu beehren, weil Sie wissen, daß es mich ungemein ärgert, wann es nicht geschiehet. Ein einziger ist unter allen, welcher ein sehr unfreundlich- und unerkenntliches Herz haben muß. Diesen Menschen habe ich anfangs ganz anderst beurtheilet, als ich Ihn gegenwärtig finde. Ich habe nach diesem betrüglichen Vorurtheil Ihn etlichmahl zu mir gebetten, Ihm die gewöhn-

gewöhnliche Ehre angethan und gesuchet, Freundschaft mit Ihm zu machen, weil ich geglaubet, Er paße in meinen Plan. Ich muß aber vor jetzo zu meinem größten Verdruß sehen, daß Er an nichts weniger denkt, als mir die Gegenehre anzuthun. Er suchet vielmehr sich meiner Person zu äussern und mich zu fliehen, wo Er kan; siehet Er mich auf der Gasse, so weicht Er aus, und gehet entweder in eine andere Strasse, oder wenn er nicht anderst kan, in das nächste Hauß; geschiehet es, daß wir am dritten Orte zusammen kommen, so nimmt Er entweder vor der Zeit seinen Abschied, oder zieht den Kopf, wann Er beym Eintritt in das Zimmer meiner gewahr wird, auf eine niederträchtige Art wieder zurük. Ich versichere Sie, daß ich ihn seit der letztern Zusammenkunfft bey mir, nicht mehr sprechen können; und gleichwohl wünschte ich, daß ich ihm die Ehre nicht umsonst angethan haben mögte. Es ist gewiß nichts schändlichers, als der Undank! Wenn ich mich doch nur nicht so ärgern müste. Ich fürchte, es schadet mir gar an der Gesundheit. Weil dieser Unfreund auch Ihre Blätter liest, so seyen Sie so gütig Meine Herren! und rücken dieses zu seiner gerechten Beschämung in einem Stück mit ein. Vielleicht ist Er noch zur Erkenntnuß seines ungeziemenden Betragens- und zur gebührenden Anthuung der schuldigen Gegen Ehre zu bewegen. Ich bin

Meine Herren,

Ihr

ergebener Diener
Sophonias Ehrenpreiß.

Der Freund.

Sechs und funfzigstes Stück.

- - - Ogn'un, che'n qua da Calpa siede,
Barbaro è di costumi, empio di fide.

Tasso.

Der gute König Montezuma bedaurete es noch nach seinem Tode in einem Gespräche, welches unfehlbar witziger ist, als alles was er in seinem Leben geredet hat, daß er nicht, an statt die Ankunft der Spanier in Mexico zu erwarten, auf den Einfall gerathen sey, nach Europa zu gehen, und seinen Namen unter der Zahl der Eroberer zu verewigen. (*) Montezuma und sein Schriftsteller hätten diese Reue ersparen können. Der Wunsch des Mexicanischen Königes ist nach seiner Zeit mehr als zu sehr erfüllet worden. Das unglückliche Europa, das auf seine

(*) S. die Todengespräche des Herrn von Fontenelle.

Digitized by Google

Eroberungen so stolz war, ist wirklich ein Raub der Wilden geworden.

Meine Leser vermuthen vielleicht, daß ich scherze. Aber nichts ist gewisser, als dasjenige, was ich gesaget habe. Die zaghaften, die verachteten Wilden, die zu ganzen Scharen für wenigen Europäern fliehen, haben in der Zeit, daß unsere muthigen Landesleute bemühet gewesen sind, ihre Wüsteneyen einzunehmen, einen Einfall in unser Vaterland gewaget, und darin viel wichtigere Eroberungen gemachet, als jemals die Europäer in beiden Indien. Das wunderbarste bey diesen Eroberungen ist, daß sie noch ein Geheimniß sind. Wir sind Sklaven der Wilden, und schmeicheln uns noch stets nicht nur mit der Freiheit, sondern wohl gar mit der Herrschaft über sie. Nur der englische Zuschauer, der scharfsichtigste Bemerker wichtiger und geheimer Begebenheiten, hat einen Theil dieses Geheimnisses erforschet. Er hat mitten in London die fürchterlichen Mohoks entdecket. Als ein redlicher Patriote rief er alle seine Mitbürger auf, diese gefährlichen Feinde in Zeiten auszurotten. Die traurige Unachtsamkeit unsers Welttheils hat diese heilsame Erinnerung verachtet. Nach der Zeit des Zuschauers sind unzählige Heere von Wilden in Europa eingedrungen; und selbst Deutschland, welches dazu bestimmt ist, für andere Völker Lasten zu tragen und ihnen die Vortheile ungetheilt zu lassen, hat die Gewalt der wilden Sieger mit andern Abendländischen Völkern zugleich empfunden, ohne an den gegenseitigen Vortheilen Theil zu nehmen, welche die meisten unserer Nachbarn in Indien erhalten haben.

Die

Die Staatsklugheit dieser wilden Eroberer ist gröſſer als man vermuthen sollte. Sie suchten nicht unsere Länder zu erobern, wie wir die ihrigen erobert haben. Ihre Angriffe giengen auf unsere Herzen. Sie sind in der äusserſten Stille zu uns gekommen, sie haben selbst unsere Sitten angenommen, um desto unbekannter zu bleiben. Durch diese listige Verstellung haben sie uns verblendet; wir glaubten nicht Wilde sondern unsere eigene Landesleute bey uns zu sehen; wir haben uns deswegen gar nicht für ihnen gehütet, weil wir an nichts weniger als an ihre Gegenwart gedachten, und dadurch ist es ihnen gelungen, sich zu Meistern von unserer Denkungsart, von unsern Herzen und von unsern Handlungen zu machen.

Dieses ist das wichtige Geheimniß, das ich meinen werthen Landesleuten entdecken mußte. Es war unendich viel daran gelegen, sie aus der unwissenden Sicherheit zu reissen, in welcher sie bisher gelebet haben. Durch diese Sicherheit ist es schon so weit gekommen, daß die Anzahl der Wilden und derjenigen Europäer, die von ihnen verführet worden sind, die Anzahl der redlichgesinnten Europäer, die noch nach den Sitten des Alterthums leben, um ein grosses übertrift. Ich hoffe, daß das Vaterland die Wichtigkeit meiner Entdeckung erkennen wird. Um aber meine wahren Mitbürger in den Stand zu setzen, daß sie von meiner Entdeckung Gebrauch machen können, so will ich itzt das ganze Verhalten der Wilden bekannt machen, und zugleich die Kennzeichen beschreiben, wodurch wir die-

se verlarvten Feinde von unsern wahren Mitbürgern unterscheiden können.

Es ist überhaupt bekannt, daß die Wilden sehr rachbegierig sind. Ihre Rachbegierde hat sie auch allein zu einem Unternehmen angefeuret, welches so traurige Folgen für uns gehabt hat. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß die Europäer sich erkühnet hatten, ihnen fremde Sitten aufzudringen. Deswegen giengen sie nach Europa herüber, um uns zur grausamen Wiedervergeltung ihre wilden Sitten aufzudringen. Fast von allen wilden Völkerschaften sind solche geheime Colonien zu uns gekommen. Man bemerket aber, daß sie sich nicht gleich vertheilet haben. Die Mexikaner und Peruaner haben sich größten Theils in Frankreich und Italien vest gesetzet. Wir Deutsche und einige andere mitternächtliche Völker sind von einem desto grössern Schwarm von Brasilianern, von Irokoisen und von Grönländern heimgesuchet worden. Zuletzt sind noch einige Maleyer herüber gekommen. Diese haben sich ohne Unterscheid durch alle abendländische Gegenden ausgebreitet. Sie haben sich von ihrer ersten Ueberkunft an bis itzo in die Gestalt eingeborner Europäer verborgen; und es ist ihnen nur gar zu glücklich gelungen, eine solche Menge von unsern unbedachtsamen Mitbürgern an sich zu ziehen, daß man nunmehr einen Europäer, den ihr Umgang nicht wenigstens zum halben Wilden gemacht hat, für die größte Seltenheit halten muß.

An

An der Rachbegierde erkennet man alle dieſe Wilden und ihre europäiſchen Proſelyten am erſten. Es iſt bekannt, daß dieſes unmenſchliche Laſter der edlen Einfalt unſerer redlichen Voraltern unbekannt war. Die wenigen Europäer, die noch dem Vorbilde jener glücklichen Zeiten folgen, ſind auch noch von der Rachbegierde frey. Man kan alſo ohne einen Irrthum zu befürchten, einen jeden Rachſüchtigen gleich für einen Wilden halten. In meiner Nachbarſchaft kenne ich ein ganzes Geſchlecht von Wilden, die den Haß, den ſie einmal auf jemand geworfen haben, auf alle ſeine Nachkommen ausdehnen, und ihren eigenen Kindern nichts eifriger empfehlen, als die ewige Feindſchaft gegen Leute, die ihnen oder ihren Vorfahren einmal misfallen haben. Dieſe unverſöhnliche Wilden ſind offenbar Braſilianer. Denn man weiß, daß unter allen wilden Völkern die Braſilianer am meiſten rachſüchtig ſind.

Die Maleyer ſind die gefährlichſten unter allen Wilden. Sie verſtehen die Verſtellungskunſt am beſten, und ihre Rache geht beſtändig unter der Larve. Oft nehmen ſie die Geſtalt der redlichſten und eifrigſten Freunde an, um die unwiſſenden Opfer ihres Haſſes deſto ſicherer zu beſtricken. Ihre Rache bricht endlich unvermuthet aus, und alsdenn iſt die ärgſte Wuth kaum mit ihrer Grauſamkit zu vergleichen. Mir ſind einige Maleyer bekannt, die ihre Rachſucht ſo künſtlich ausführten, daß ſie ſich mit dem größten Fleiße um die genaue Bekanntſchaft gewiſſer Perſonen bemühe-

ten, denen sie heimlich feind waren. Sie suchten in dieser Bekanntschaft das Vergnügen, ihre unglücklichen Feinde recht oft und empfindlich zu quälen. Ich vermuthe, daß der nichtswürdige Solmes ebenfalls ein Maleyer gewesen ist, weil er sich entschlüssen konnte, seine eckelhaften Bemühungen um das Bündniß der erhabenen Clarissa in der Hofnung fortzusetzen, daß er sich in der künftigen Ehe für ihre Abneigung desto schärfer würde rächen können. Kaum wage ich es zu sagen, daß ich die artige Drusilla für eine Maleyin halte. Und gleichwohl kan ich von ihr nicht anders urtheilen. Sie ist vor einigen Jahren von ihrer besten Freundin beleidiget worden, die sich unterstanden hat, bey einer Hochzeit in einem schönern Kleide zu erscheinen, als Drusilla. Für diese kleine Beleidigung hat sich Drusilla unter der Hand so empfindlich gerächet, daß ihre künstlich ausgesonnenen Lästerungen der wirklich unschuldigen Selima einen Liebhaber geraubet haben, mit welchem sie hätte glücklich werden können. Drusilla ist eine Maleyin; ich muß es sagen, ob ich gleich weiß, daß sie nichts unterlassen wird, mir diese Offenherzigkeit nachdrücklich zu vergelten.

Man bemerket täglich Leute, die um nichtswürdiger Kleinigkeiten willen die heftigsten Streitigkeiten anfangen; und sich insonderheit ein Gewissen daraus machen würden, einen von ihren Nachbarn ungeplaget zu lassen. Diese Streitsüchtige sind Irokoisen oder andere Wilde aus Canada. Man findet unter ihnen Leute von vornehmen Stande. Diese Art von Wilden

den ist zugleich sehr hochmüthig. Ein Irokoise würde kümmerlich genug leben müssen, wenn ihm die Europäer nicht die meisten Nothwendigkeiten des Lebens zuführten. Gleichwohl verachtet er alle andere Menschen gegen sich; er ist völlig überzeugt, daß in seiner wichtigen Person alle Vollkommenheiten der Natur versammlet sind. Man urtheile, wie beschwerlich der Umgang mit einem Wilden von dieser Art seyn muß.

Es ist schon lange her, daß ich in einer Reisebeschreibung eine lächerliche Gewonheit der Grönländer gelesen habe. Wenn diese Wilden sich von einem ihrer Bekannten für beleidiget halten, so versparen sie ihre Rache biß zu der nächsten öffentlichen Zusammenkunft des Volkes. Alsdenn ergreiffet der Beleidigte eine Trommel, und bringt unter diesem Getöse seine Klage vor, die er mit allen möglichen Schimpfworten zieret, welche sein Zorn erdenken kan. Dem Gegner steht es frey, sich auf gleiche Art zu verantworten. Ich lachte damals über diesen Gebrauch, ohne demselben weiter nachzusinnen. Nach der Zeit aber habe ich entdecket, daß einige Grönländer diese Gewonheit nur mit einigen veränderten Nebenumständen auch unter uns eingeführet haben. Es gibt eine Menge Grönländer in den Gerichtsstuben, die ihren schimpfenden Witz vor ganzen

Versämmlungen eben so gut sehen lassen, als es in ihrem Vaterlande bey der Trommel geschehen kan. Andere, die sich für den Gerichtskosten scheuen, verspären ihre Rache zu Gastmalen; und bisweilen finden sie in den Kirchen Gelegenheit, ihre bedrängten Herzen zu erleichtern. Zur Ankündigung ihrer Klagen bedienen sie sich an statt der Trommel insgemein eines artigen; ich erfreue mich, daß ich die Ehre habe, sie wohl zu sehen. In der Folge des Gespräches führen sie ihre ernstliche Komödie zur größten Belustigung der Zuhörer eifrig aus. Man findet auch Grönländer, die Bücher schreiben.

Die meisten Grönländer aber verrathen sich dadurch, daß sie alle Wissenschaften und allen Wohlstand verachten. In ihrem Vaterlande sind diese Wilden gewont, nichts hoch zuschätzen, als dasjenige, was sie zu ihrer Nahrung und zur Bedeckung ihres Leibes gebrauchen. Ein Grönländer, der einen dichten Rock von Robbenfellen, ein gutes Netz und ein paar hundert gedörrte Fische besitzet, dünket sich ungleich mehr zu seyn, als der gelehrteste Europäer. Die Grönländer, die sich in Europa fest gesetzet haben, sind nicht anders gesinnet. Die zeitlichen Güter sind in ihren Augen das einzige Unglück und der einzige Wehrt eines Menschen. Ein deutscher Grönländer schätzet etliche Morgen

gen von fruchtbaren Lande oder ein Kapital von etlich tausend Thalern unendlich höher als Weisheit und Tugend. Ihre Verachtung gehet noch weiter. Sie schätzen alles gering, was nicht von ihrem Geschlechte ist. Ihre Nachkommen in Deutschland haben diese Gesinnung getreulich beybehalten. Die Hochachtung und selbst die Christliche Liebe gehet bey ihnen nicht weiter, als auf ihr eigenes Geschlechte. Ich kenne einen Grönländer, welcher einen gewissen Mann herzlich bedauerte, da er hörte, daß derselbe ein besonderes Unglück ausstehen mußte. Von ohngefehr erfuhr er, daß dieser Unglückliche ein Franzose sey. " O, rief er, nun hat es nichts zu bedeuten! Was ist an einem Franzosen gelegen? "

Die Kunst des Betrugs, eine Kunst, die unsern redlichen Vorfahren völlig unbekannnt war, ist mit ihrem ganzen Gefolge durch die Maleyer zu uns gebracht worden. Vormals war in Deutschland ein Betrüger eine Seltenheit, die man mit Verwunderung und Abscheu ansahe. Seitdem die Maleyer zu uns gekommen sind, ist nichts gemeiner. Man verstehet mitten in Teutschland die Kunst, die gröbsten Unwarheiten in den Schein der Warheit einzuhüllen, so gut als in Indien, und man würde einen Menschen verlachen, der sich ein Bedenken machen wollte, diese nützliche Kunst in dem Lauffe des gemeinen Lebens zu gebrauchen.

Nach-

Nachdem alle diese Völker unser Vaterland schon eingenommen hatten, kamen noch einige neue Colonisten aus den benachbarten Ländern. Es ist einmahl das Schicksal von Deutschland, daß es die Zuflucht aller derer seyn muß, die in andern Ländern ihr Glück nicht finden können. Die Mexicaner und Peruaner, die sich in unserer Nachbarschaft niedergelassen hatten, merkten, daß sie in diesen Ländern nicht Raum genug hatten; deswegen schickten sie ihren Ueberfluß nach Deutschland. Die wesentlichen Eigenschaften dieser zwey Völker sind Eitelkeit, Wollust und Buhlerey. Ihre Pflanzschulen haben diese Eigenschaften auch bey uns fortgepflanzet, ohne sich an den Widerstand zu kehren, den sie von unserm Clima ausstehen mußten. Die Eitelkeit in Deutschland ist etwas schwerfälliger als die Eitelkeit unserer artigen Nachbarn; aber sie ist doch Eitelkeit. Die Wollust bey uns ist etwas rauher als in jenen Ländern; aber sie erhält doch meistentheils den Sieg über die guten Sitten, und diejenigen Deutschen selbst, die ihr einmal geopfert haben, verlassen sie selten eher als bis sie alt und siech geworden sind. Die Buhlerey hat in Deutschland am allerwenigsten Widerstand gefunden. Ein Deutscher konnte sich nicht einbilden, daß man Liebe vorgeben und im Herzen kalt seyn könnte. Er war also desto leichter zu betrügen. Wir haben spät genug angefangen, dieses Laster zu erkennen,

und

Digitized by Google

und wie wir endlich entdeckten, daß es wirklich Stutzer und Buhlschwestern unter uns gäbe, so war uns selbst diese Entdeckung so fremd, daß wir noch lange Zeit unvermögend waren, diesen beyden Arten von Geschöpfen deutsche Namen zu geben, sondern uns mit ausländischen Namen behelfen mußten. Unsere Unwissenheit hat den Mexicanern und Peruanern ihren Sieg sehr erleichtert. Diese beide Völker sind in der Hauptsache einander gleich; die Peruaner unterscheiden sich nur dadurch, daß sie bey ihren bösen Eigenschaften wirklich einige gute Eigenschaften, mehr Geschicklichkeit und Geschmack an Künsten besitzen. Sie sind auch in viel geringerer Anzahl zu uns gekommen, als die Mexicaner.

Es ist fast unglaublich, wie sehr diese verschiedene Arten von Wilden unser Vaterland verändert haben. Mehr als drey Viertheile unseres Volkes sind ihre Sclaven geworden. Die wenigen Deutschen, die noch nach den Gebräuchen ihrer Väter leben, verlieren sich unter der Menge von Wilden und von wildgewordenen Deutschen; und sie haben alle Arten von Verfolgungen auszustehen, wenn sie entdecket werden. Man begnüget sich nicht damit, sie zu betrügen, ihnen Grobheiten zu sagen, und sie zu hönen; wenn sie sich darüber beschwe-

ren,

Digitized by Google

ren, so verfolget man sie noch mit dem äusserſten Hasse. In allen Ständen, in allen Arten von Gemeinschaften sind Wilde. Man leidet gewis Schaden, wenn man sich ihnen nähert; und doch kann man es wegen ihrer Menge und wegen ihrer Verstellung nicht vermeiden, ihnen nahe zu kommen. Sie selbst haben sich auf eine unbegreifliche Art unter einander vermischet. In meiner Nachbarschaft ist ein Haus, worin der Mann ein Grönländer, die Frau eine Maleyin und die Tochter eine Peruanerin ist. Dieses Haus ist schon manchem Deutschen gefährlich gewesen, der sich blos unter dem schwachen Schutze seines redlichen und zärtlichen Herzens an einen Ort gewaget hat, wo unter dem Schein der Einfalt die Grobheit, und unter der Decke der Unschuld die künstlichste Verstellung, und eine fast unwiderstehliche Macht der Zauberey herrschet. Dergleichen seltsame Verwandschaften unter den Wilden findet man itzt häufig. Ich kenne einen Mexikaner, der der lustigste Mensch von der Welt ist, und alle Leute zu sich bittet. Seine Frau aber ist die widerwärtigste Grönländerin, die man sehen kan. Sie treibt alle Gäste aus dem Hause, und oft den Mann darzu.

Digitized by Google

Es ist kein Wunder, daß in unsern Tagen die Freundschaft so selten gefunden wird. Die Wilden sind schuld daran. Ein Irokoise, welcher glaubt, daß die Menschenliebe höchstens nicht über das dritte Glied der Blutsverwandschaft hinausgeführet werden dürfe, kan so wenig selbst ein wahrer Freund werden, als einen vernünftigen Menschen reitzen, seine Freundschaft zu suchen. Die Mexikaner und Peruaner verdienen zu wenig wahre Hochachtung, um der Freundschaft würdig zu seyn. Die Maleyer sind in diesem Stücke die allerärgsten. Ihre Freundschaft ist nichts als heuchlerische Bosheit. Ihre Verstellung hat nunmehr viele Deutschen, die sonst zur Freundschaft mögten geneigt gewesen seyn, so schüchtern gemacht, daß sie einen jeden fliehen, der ihnen freundlich begegnet.

Man kan sich keine unglücklichere Personen denken, als diejenigen sind, die mit einem Wilden in einer genauen Gemeinschaft leben müssen. Manche liebenswürdige Schöne hat das Unglück, mit einem Mexikaner verbunden zu seyn, der ihre wahre Reitzungen verachtet, und fremden nachflattert. Noch bedaurenswürdi-

würdiger sind zärtliche Schönen, die ihr gutes Herz den Grobheiten eines fühllosen Grönländers zum Opfer bringen müssen. Daß Damon so lange ein trauriges und quälendes Leben hat führen müssen, kam blos daher, weil er das Unglück gehabt hatte, einem Brasilianer zu misfallen, mit welchem er sehr genau verbunden war. Ein Brasilianer verzeihet keine Beleidigungen, sie mögen wahr oder nur eingebildet seyn. Nicht einmal der Tod seines Gegners besänftiget ihn. Er rächet sich noch an Verstorbenen, indem er ihr Angedenken und ihren Nachruhm verfolget. Eben so unglücklich ist ein gutgesinnter Deutscher, den seine Lebensumstände in eine Gemeinschaft mit Maleyen bringen. Er wird unfehlbar von ihnen betrogen; und wenn er sich ihren Absichten nicht gleichförmig erzeigen will, so ist ihm ihre Feindschaft gewiß.

Die Religion hat durch die Einfälle der Wilden so sehr gelitten, als etwas. Alle Wilden, die zu uns gekommen sind, haben ihre geheimen Abgötter zu uns herüber gebracht, und eine unzählige Menge von Europäern zum Abfalle verleitet. Sie sind so listig, die

Sinn-

Digitized by Google

Sinnbilder, unter welchen sie in Indien ihre Götzen verehren, nicht bey uns aufzustellen. Dieses würde zu merklich seyn. Aber in den Gemüthern unserer Landesleute haben sie ihren Götzen-Tempel genug erbauet. Die Götter der Rache, des Hochmuths, der Wollust, der Treulosigkeit bekommen noch täglich neue Anbeter. Mitten in den geheiligten Versammlungen der Christen wird jenen Götzen manches verabscheuungswürdige Opfer gebracht und noch mehrere ausgesonnen, die man bey andern Gelegenheiten bringen will.

Ich glaube, diese Beschreibung wird zureichend seyn, meine Leser in den Stand zusetzen, daß sie die Wilden von ihren ächten Landesleuten unterscheiden können. Es ist schwer zu sagen, ob man auch die ursprünglichen Wilden von denjenigen Europäern unterscheiden könne, die erst durch jene zu Wilden gemacht worden sind. Ich vermuthe blos, daß man die mögliche Besserung der letzten für ein Unterscheidungszeichen halten könnte. Denn ich glaube nicht, daß geborne Wilden einer Besserung fähig sind. Es ist wahr, die Beyspiele von verwilderten Europäern, die sich wieder haben bessern lassen, sind sehr selten; doch weis ich einige.

ge. Die Folgezeit ist vielleicht in diesem Stücke glücklicher, als unsere Tage. Inzwischen kan es uns genug seyn, daß wir nur unsere freundliche Feinde entdeckt haben. Ein wenig Aufmerksamkeit kann uns nunmehr doch für der Gefahr sicher setzen, einen Irokoisen zum Gönner, einen Maleyen zum Freunde, und eine Grönländerin oder Mexikanerin zur Geliebten zu erwählen.

F. Pheron.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Sieben und funfzigstes Stück.

Fehlt innre Ruhe nicht; was fehlet meinem Leben,
Als was entbehrlich ist und unentbehrlich scheint.

Utz.

Die Schicksale meiner Mitbürger sind der grose Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. Ein Mensch, dessen Seele einmal durch ausserordentliche Zufälle erschüttert worden ist, kan sich schwerlich wieder zu der standhaften Freymüthigkeit bringen, die er dnrch einen gewaltsamen Trieb zur Schwermuth verlohren hat. Ich halte mich für unglücklich; ob ich gleich nicht so blind oder so unerkenntlich bin, daß ich nicht mitten in meinem Schmerzen angenehme Geschenke der Vorsicht bemerken solte. Ich will nur eine von ihren Wolthaten anführen. Sie

hat mir Freunde geſchenket, das größte Glück eines vernünftigen Menſchen. Aber einige Unglücksfälle, die von einer ſeltnen Art waren, haben in mein empfindliches Herz Eindrücke gemacht, die ich nicht vertilgen kann, und die mich ſtets in der Neigung zu einer ſtillen Traurigkeit erhalten werden. Wer ſo oft mit der Betrachtung ſeiner eigenen traurigen Begebenheiten beſchäfftiget iſt, kann ſeine Augen nicht vor dem Unglück ſeiner Nebenmenſchen verſchlüſſen. So viel ſind wir den Rechten der Menſchheit ſchuldig, daß uns das Unglück unſerer Brüder nicht fremd, nicht gleichgültig ſeyn darf. Andere mögen vielleicht das Unglück ihrer Mitbürger betrachten, um ſich bey ihrem eigenen zu tröſten. Ich betrachte es, um meine leidende Mitbürger zu bedauren.

Es iſt ein alter Unterſchied, den die Weltweiſen unter den Unglücksfällen gemacht haben, die den Sterblichen von der Vorſehung zu geſchicket werden, und unter denen, welche ſie ſelbſt durch ihre Aufführung veranlaſſen. Meine wiederholte Bttrachtungen haben mir ſtets gezeiget, daß gegen ein Unglück, das dem Menſchen von der Vorſehung aufgeleget wird, zehn andere ſind, deren Urſache und Entſtehung blos in ihm ſelbſt gefunden werden.

Man würde wider die Pflichten der Menſchheit ſündigen, wenn man ſeine Mitbürger nicht wegen eines Schmerzens bedauren wolte, der ihm von der Vorſehung zugeſchicket iſt. Es iſt wahr, dieſe Art von Schmerzen hat heilſame Abſichten; aber ſowohl die menſchliche Natur verbunden iſt, dieſe Schmerzen zu fühlen; eben ſowohl iſt ſie verbunden, denjenigen unter ihren

Mit-

Mitbrüdern zu bedauren, und das Gefühl seiner Schmerzen mit ihm zu theilen, der itzt unter diesem Gefühle leidet.

Wieviel bedaurenswürdiger sind aber diejenigen, die sich selbst ihre Plagen, ihr Unglück zugezogen haben! Ihnen fehlet der einzige Trost, der unser Unglück vertingern kann; der Trost, daß ihnen ohne ihr Verschulden das Unglück als eine Prüfung zugeschicket sey. Diesen Trost müssen sie entbehren. Sie haben sich selbst aus dem Stande der Glückseligkeit vertrieben, der ihnen von der Vorsehung vergönnet war; sie haben Unglücksfälle auf sich herabgerufen, die nicht für sie bestimmet waren. Sie sind noch mehr zu beklagen, wenn sie dieses selbstverschuldete Unglück dem Schicksale zuschreiben, und in ungerechten Klagen den Schöpfer beleidigen.

Man muß es gestehen; die meisten Klagen der Menschen über ihr Unglück sind ungerecht; denn ihr meistes Unglück kommt von ihnen selbst. Wenn ein Mensch die ärgsten Thorheiten begangen, und durch sie sein Glück vernichtet hat; so hütet er sich sorgfältig, sich für den Schuldigen zu bekennen. Er seufzet über die beschwerliche Einrichtung der Welt, die den schwachen Sterblichen so unerträgliche Lasten auflegt.

Artemon klaget bitterlich über die böse Welt, die einen alten Mann noch in den letzten Tagen seines mühseligen Lebens verfolget. Artemon hat Feinde, die ihn empfindlich drücken; es ist wahr. Aber seine Feinde sind die Kinder derjenigen Männer, die er selbst als Jüngling verfolget hatte. Wie Artemon jung war, wollte er nicht warten, bis das Glück seinen Ver-

dienſten entgegen käme; er wollte es mit Gewalt an ſich reiſſen, und dieſes konte er nicht anders, als daß er Männer verdrängte, die damals in dem Beſitze der Güter waren, die er ſo heftig verlangte. Itzt erfähret Artemon das Recht der Wiedervergeltung. Das Unrecht, das er den Vätern ſeiner itzigen Feinde erwieſen hatte, wird durch die Söhne dieſer Beleidigten auf ihn zurücke gebracht. Worüber kann ſich Artemon beſchweren? darüber, daß ein Menſch den andern um ſeine Glücksgüter beneidet? Er ſelbſt hat das Beyſpiel dieſes Neides zuerſt gegeben. Damals ſchien ihm dieſer Neid, und die Verfolgung eines Unſchuldigen ganz gut, da er ſeinen Vortheil dabey fand. Itzt laſſe er ſichs gefallen, daß auch andere ihren Vortheil auf einem Wege ſuchen, den er ſelbſt gebähnet hat. Oder will er ſich darüber beſchweren, daß ſeine Feinde ihn haſſen? Hat er ſie nicht zu dieſem Haſſe gereitzet!

Wenn man das Unglück in einer recht traurigen Geſtalt ſehen will, ſo darf man nur den jungen Menon anſehen. In der Blüte ſeines Lebens hat ihn ſchon der Schröcken des Todes entſtellt. Er iſt kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und eine verzehrende Krankheit reiſſet ſchon den Bau ſeines Körpers nieder; eine Krankheit, von welcher er nicht geneſen kann, die ihn unfehlbar, und doch langſam und mit deſto mehr Schmerzen tödet. Dabey fehlen ihm alle Mittel, ſein Elend zu erleichtern. Er iſt ohne Geld, ohne Freunde. Wer kann unglücklicher ſeyn, als Menon! Aber was ſind die Urſachen ſeines Unglücks? Er behauptet freylich, daß die Härte des Schickſals ſein Unglück verurſachet habe, und daß die Unmenſchlichkeit ſeiner falſchen Freun-

de

de dasselbe vollkommen mache. Aber Menon beklaget sich unbillig. Seine Krankheit ist nichts anders als eine natürliche Folge seiner wollüstigen Ausschweifungen; eine Folge, wofür er oft war gewarnet worden. Sein Vermögen hat er auf die thörichste Art verschwendet. Seine Freunde hat er schon vor dem Ausbruche seines Elendes durch Uebermuth und Beleidigungen von sich entfernet. Wollte Menon diese Umstände überlegen, so würde er seine Klagen sehr verändern müssen; sich selbst würde er anklagen müssen, und wann er recht billig verfahren wollte, so würde er noch der Vorsehung Dank schuldig seyn, daß sie der Welt eine so unnütze Last abnehmen will, als er war.

Ich habe es nicht nöthig, erdichtete Beyspiele anzuführen. Die Geschichte ist reich daran. Man betrachte nur den Anton in seiner Todesstunde. Kurz zuvor war er Herr von der schönsten Helfte des römischen Reichs gewesen; der Erdboden hatte für seinem Namen gezittert, und was ihm mehr als alle seine Reiche schmeichelte, man hatte ihn für den größten Feldherrn und für den glücklichsten Liebhaber gehalten. Ein einziger Tag verwandelte das ganze Gebäude seines Glücks in Staub. Anton ward geschlagen, von dem August geschlagen, dessen Zagheit er so oft verlachet hatte; sein Heer, seine Freunde verliessen ihn. Zuletzt erfuhr er noch die Untreue seiner geliebten Kleopatra, der Kleopatra, für welche er seinen Ruhm und sein Glück aufgeopfert hatte. Er mußte noch dazu besorgen, seinem Feinde ausgeliefert zu werden. In diesen entsetzlichen Betrachtungen stößt er sich das Schwerd durch den Leib. Wie unglücklich war Anton! Aber allein durch seine

Schuld. Die Macht, deren Verluſt er beklagen wollte, war ein unrechtmäſiger Beſitz geweſen; er hatte ſie dem Vaterlande geraubet, und durch Treuloſigkeit, durch Grauſamkeit an ſich gebracht. Der Feind, der ihn ſchlug, war der verachtete Auguſt, den er ſo oft gereitzet hatte. Seine Niederlage wurde nicht durch die Tapferkeit ſeines Feindes, noch durch die Zagheit ſeines eigenen Heeres verurſachet. Er allein hatte ſie durch Thorheit und Weichlichkeit veranlaſſet. Die Freunde, die ihn verlieſſen, waren entweder Schmeichler, die für ſeinem Unglück flohen, oder wirklich Gutgeſinnte, die ſeine Grauſamkeit vertrieb. Seine ungetreue Kleopatra war längſt für eine Sclavin der Wolluſt, des Ehrgeitzes und der Falſchheit bekannt geweſen. In dem Beſitze ihres Herzens ſein Glück zu ſuchen, war ſo viel, als ſein Glück in einem Undinge zu ſuchen. Wenn man das ganze Unglück des Anton unterſuchet, ſo findet man zu demſelben keine andere Urſachen, als ſeine Unbilligkeit, ſeine Grauſamkeit und ſeine Thorheit.

Es iſt kein Wunder, daß Menſchen, die ihr Glück in Laſtern ſuchen, ihr Unglück finden. Ich begreiffe es ohne Mühe, daß die grauſamen Spanier, die Peru eroberten, endlich ſelbſt Opfer der Grauſamkeit geworden ſind, der ſie ſo viele Unſchuldige aufgeopfert hatten. Es iſt auch begreifflich, daß die meiſten Menſchen in den Ständen, zu welchen ſie ſich begeben haben, unglücklich werden müſſen, weil ſie theils bey ihrer Wahl, theils bey der Vollführung ihres Lebens nicht der Vernunft, ſondern blos ihren Leidenſchaften folgen. Aber ich getraue mir überhaupt zu ſagen, daß die ganze gegenwärtige Einrichtung der Stände in dem menſchlichen

Le-

Leben nicht geſchickt ſey, die Menſchen glücklich zu machen, und daß ſogar ein jeder Stand gewiſſe Quellen zum Verdruſſe und zur Plage der Menſchen enthalte, die durch alle menſchliche Klugheit nicht können verſtopfet werden.

Vielleicht wird man dieſe Meinung für den Traum eines ſchwermüthigen Einſiedlers halten, der die Welt verachtet, die er nicht kennet. Ich muß dieſes Urtheil erwarten. Sollte ich das, was ich für Wahrheit halte, deswegen verſchweigen, weil ich beſorgen muß, daß es keinen Beyfall finden mögte!

Daß die Menſchen ſich in Anſehung ihrer Lebensart und ihrer Stände zuerſt unterſchieden haben, entſtund unfehlbar daher, weil der eine immer glücklicher werden wolte, als der andere. Würde aber ein ſo ſorgfältiger Unterſchied der Stände nöthig geweſen ſeyn, wenn die Menſchen ihr Glück da geſucht hätten, wo es wirklich zu finden iſt? Die Tugend fodert nichts weniger, als einen ſo beſchwerlichen Unterſchied. Sie iſt allen Menſchen geneigt. Aber man ſuchte ſein Glück blos in gewiſſen Bequemlichkeiten des Lebens, man ſuchte es in dem Vermögen andern Menſchen zu befehlen, man ſuchte es in der Leichtigkeit, ſeine Wollüſte zu befriedigen. Deswegen ſammlete zuerſt derjenige, der von ohngefähr einen fruchtbaren Acker oder eine fruchtbare Heerde bekommen hatte, einen Vorrath ſeiner Güter, um in Zukunft müſſig zu ſeyn, und Seltenheiten, die er hätte entbehren können, für ſeine Reichthümer einzutauſchen. Derjenige, der ſich durch die Stärke ſeines Leibes furchtbar, oder durch ſeine Wohlredenheit beliebt machen konnte, unterwarf ſich durch dieſe Mittel ſeine

Mitbrüder; nicht für ihr Glück zu sorgen, sondern weil es ihm schmeichelte, Leute um sich zu haben, die ihn für höher hielten als sich selbst, und diejenigen Arbeiten für ihn verrichteten, zu welcher er so gut als sie einen natürlichen Beruf hatten. Der Wollüstling mengte sich unter beide; bald mußten seine Schätze, bald mußte sein Ansehen das Mittel werden, seine Ausschweifungen zu befriedigen. Man vergaß dabey die eigentlichen Nothwendigkeiten des Lebens; man vergaß, daß man dem Körper weiter nichts schuldig sey, als ihn in dem Stande zu erhalten, daß er die Befehle des Geistes ungehindert ausrichten konnte; man vergaß, daß man den Geist durch Tugend und wahre Weisheit geschickt machen müßte, heilsame Entschlüssungen zu fassen; man vergaß, daß die Tugend und ihre unzertrennliche Gefährtin die Weisheit das einige wahre Unterscheidungszeichen eines wirklich grossen Mannes von dem gemeinen Hauffen seye. Die Menschen würden auf ihr ganzes Leben genug zu verrichten gehabt haben, wenn sie diese wirklichen Nothwendigkeiten des Lebens hätte anschaffen wollen. Aber es schien ihnen zu mühsam, auf diese Art ihr Glück zu machen; sie erwählten andere Wege, die beym ersten Eintritte kürzer und angenehmer schienen; sie wußten nicht, in welche Irrwege sie sich verliefen.

Wan betrachte die ganze Einrichtung unsers bürgerlichen Lebens. Ist es zu den wahren Nothwendigkeiten bestimmt? Die Menschen suchen hohe Ehrenstellen, grosse Reichthümer und ausgesuchte Wollüste. Werden sie dadurch glücklicher? Keine Sorge, keine Mühe ist zu ersinnen, die sie nicht anwenden sollten,

um

um dieſe vermeinte Glückſeligkeiten zu erlangen. Man opfert ihnen ſeine Seelenkräfte, die nächtliche Ruhe, die Geſundheit und oft das Leben. Wie glücklich ſind denn diejenigen, die ſie erhalten haben? Ich ſehe nicht, daß ſie dadurch mehr Geſundheit, mehr Weisheit, mehr Gemüthsruhe bekommen. Gleichwol iſt die eingeführte Lebensart ſo beſchaffen, daß es beynahe eine Nothwendigkeit geworden iſt, ſeine Tage und ſeine Sorgen dieſen Dingen zu widmen, deſſen Genuß ſo ſchwer zu erhalten iſt, und uns endlich, wenn wir ihn erhalten, ſo wenig wahre Vortheile gewähret. Ich kann dieſes alles nicht beſſer beſchreiben, als wann ich die Worte des Lucian anführe, der dieſe Thorheiten der Menſchen unverbeſſerlich ſchön abgeſchildert hat. Sein Weltweiſer vergleichet die Menſchen mit den Gäſten eines freygebigen Reichen. Einer von den Gäſten begnüget ſich mit derjenigen Speiſe, die an ſeinen Ort hingeſetzet iſt; er genießet ſie mäßig, und nimmt nicht mehr davon zu ſich, als zu ſeiner Sättigung genug iſt. Ein anderer greifet nach allen Speiſen, die auf der ganzen Tafel herum ſtehen; er nimmt den andern Gäſten ihr Theil weg, und überladet ſich mit einer Menge von mannigfaltigen Speiſen, die ihm nicht nur überflüßig, ſondern ſogar ſchädlich ſind. Welcher von beiden Gäſten, fragt Lucians Philoſophe, führet ſich am vernünftigſten auf? die Antwort iſt leicht. Darauf erklärt Lucian den Reichen für GOtt, der allen Menſchen ihre Nothdurft darreichet; und die Gäſte für das menſchliche Geſchlecht. Der beſcheidene Gaſt, der ſich mit ſeinem beſtimmten Antheile begnüget, iſt ein Weiſer; der Unerſättliche iſt ein Menſch, der ſeinen Leidenſchaften folget. Der

Weltweiſe fähret fort. „ Ihr ſeyd dem Unerſättlichen
„ gleich, ihr die ihr alles für euch allein fordert, und
„ nicht mit dem zufrieden, was ihr ſchon erworben
„ habet, und was bey euch iſt, euer Land, eure
„ See noch nicht für zureichend haltet, ſondern von
„ den letzten Gränzen der Welt Wollüſte herholet,
„ und fremde Güter den einheimiſchen, koſtbare den
„ wohlfeilen, und diejenigen, die ſchwer zu erhalten
„ ſind, denen vorziehet, die ihr ohne Mühe bekom-
„ men könntet. Kurz, ihr, die ihr lieber Mühe und
„ Elend erwählet, als ein Leben ohne Mühe. Und
„ dieſe zahlreichen, koſtbaren und herrlichen Schä-
„ ze, worauf ihr ſtolz ſeyd, kommen nicht anders
„ als durch tauſend Plagen, durch tauſend Sorgen
„ an euch. Betrachtet ſelbſt das ſo erwünſchte Gold
„ und Silber; betrachtet die prächtigen Gebäude,
„ die koſtbaren Kleidungen, und alles übrige; durch
„ wie viele Mühe, durch wie viele Arbeiten wird es
„ erkaufet! Durch Gefahr, durch Blut, ſelbſt durch
„ das Leben der Menſchen! Noch mehr. Um dieſe
„ Dinge ſtreiten die Menſchen unter ſich! um ihrent-
„ willen ſtellen ſie einander nach, ein Freund dem
„ Freunde, ein Sohn dem Vater, eine Gattin ih-
„ rem Mann. —— Und damit man deſtomehr be-
„ greiffe, welch ein Unterſchied es ſey, viel oder
„ wenig nöthig zu haben, ſo betrachte man, daß
„ diejenigen, die ſehr viele Hülfsmittel gebrauchen,
„ erſtlich mehr die Kinder als die Erwachſenen, fer-
„ ner mehr das weibliche Geſchlecht als das männli-
„ che, und mehr die Kranken als die Geſunden ſind;
„ mit einem Worte, ſtets ſind es die ſchwächern

und

„ und geringern, die einen gröſſern Vorrath gebrau-
„ chen, als die vollkommenern. —— Und aus der
„ Begierde zu dieſen Dingen entſtehen die Plagen der
„ Menſchen, die Streitigkeiten, die Kriege, die
„ Nachſtellungen, der Mord. Alles dieſes hat ſei-
„ nen Grund in der Begierde viel zu beſitzen. Fer-
„ ne ſey ſie von mir. Niemals müſſe ich mir mehr
„ wünſchen, als was mir wirklich nöthig iſt; und
„ ſollte mir auch etwas fehlen, ſo wünſche ich mir
„ einen gelaſſenen Geiſt, um meinen Mangel zu er-
„ tragen. „

Ich müßte mehr als die Hälfte dieſes Geſpräches abſchreiben, wenn ich alle ſeine Schönheiten abſchreiben wollte. So thöricht aber die Begierde der Menſchen nach überflüßigen Schätzen, nach wollüſtigen Ausſchweifungen iſt; eben ſo thöricht iſt ihr Ehrgeitz. Warum fordert ein Menſch von andern gröſſere Ehrenbezeugungen, als er ihnen erweiſen will? Die Tugend verlanget keine ſclaviſche Verehrung. Die Ruhe des Gewiſſens, und höchſtens ein ungeſchminkter Beyfall ſchätzbarer Kenner, dieſes iſt ihr genug. Auf andere Dinge ſtolz zu ſeyn, iſt ein Uebermuth, eine Unbilligkeit gegen ſeine Mitbürger.

Und dieſes ſind die Quellen des Unglücks, welches die Menſchen beſeufzen. Da ein jeder ſein Glück nur darinn ſuchet, daß er mehr ſeyn und mehr beſitzen will, als die andern; ſo kann es nicht fehlen, wann der eine ſeinen Wunſch erreichet, ſo müſſen zwanzig andere dabey verlieren. Damit Tryphon Sclaven beherrſchen möge, die ihn zitternd verehren, müſſen ſo viele andere Sclaven werden, die in ihrem Herzen eben den Wunſch hegen, deſſen zufällige Erfüllung den Tryphon ſo ſtolz machet. Damit Har-

pagon seine Kästen füllen möge, müssen hundert andere darben, die auch reich werden wollten. Und wenn die Vorsehung noch tausendmal so viele Schätze in die Natur geleget hätte, als sie wirklich darein geleget hat, so würden diese Menschen dadurch doch nicht glücklicher werden. Nach der Masse der Naturgaben würden ihre Begierden steigen. Derjenige, der itzt auf Tonnen Goldes stolz ist, weil schon diese eine Seltenheit sind, würde alsdenn nach Millionen schmachten; und der Eroberer, den itzt die Herrschaft eines Reichs aufblähet, würde alsdenn ganze Welten beherrschen wollen. So lange die Menschen nicht ihr wahres Glück und ihre wirklichen Nothwendigkeiten suchen; so lange sie sich nur mit zufälligen Dingen, mit dem Ueberflusse unnützer Schätze beschäfftigen, so lange können ihre Klagen nicht aufhören. Derjenige, der sie besitzet, wird dadurch in der That nicht befriediget; der andere, der sie deswegen nicht erlangen kann, weil ihm sein Nachbar zuvor gekommen ist, quälet sich durch fruchtlose Arbeiten, und verkürzet seine Tage durch thörichte Klagen. Wenn die Erfinder der gegenwärtigen Lebensart einen deutlichen Begriff von ihrem Vorhaben gehabt hätten, so hätten sie sagen müssen! " Wir könnten zwar alle vergnügt leben, wenn wir mässig seyn könnten; aber wir wollen lieber eine Lebensart erwählen, bey welcher vielleicht einige von ohngefähr glücklich seyn können, und der gröste Theil ganz gewis unglücklich seyn wird. "

Welch ein Heer von Mühseligkeiten stehet einem Menschen im Wege, der sich in der Welt hervorthun will! Besitzt er schon Güter, so läßt ihn die Sorge, sie zu erhalten, nicht schlaffen. Besitzt er sie noch nicht, so

muß

mußer alles unternehmen, um ſie zu erlangen. Alsdenn erſt darf er hoffen, in einen Stand zu kommen, wo er ſeinen Unterhalt und ſeine Ehre finden kann. Und in dieſem Stande quälen ihn Feinde, ihn quälen die beſchwerlichen Geſchäffte dieſes Standes, und insgemein quälet ihn noch dazu ſein verletztes Gewiſſen. Es ſcheinet faſt, als wenn ſich gewiſſe Laſter in die verſchiedenen Stände der Menſchen getheilet hätten. Den höhern Stand begleitet insgemein der Uebermuth und die Verachtung anderer Menſchen; der mittlere iſt der Misgunſt, der Verläumdung und der Falſchheit ausgeſetzet; und den niedrigſten Stand beherrſchet meiſtentheils Dummheit und Niederträchtigkeit. Es iſt möglich, dieſe Laſter zu vermeiden, und einige würdige Männer haben ſie durch Tugend und Weisheit vermieden. Aber wer kann die Plagen vermeiden, die einen jeden Stand unfehlbar begleiten! Der Groſſe, der ſelbſt tugendhaft iſt, kan den Sorgen, die zur Erhaltung ſeines Standes gehören, dem Neide und den Nachſtellungen heimlicher Feinde nicht vorbeugen. Der Mann im mittlern Stande kann ſich nicht enthalten, tauſend verdrüßliche Arbeiten zu unternehmen, und oft die Ruhe ſeines Hauſes den Ausſchweifungen andrer Menſchen Preiß zu geben. Und in dem geringen Stande ſchützet die Tugend nicht für der unangenehmen Empfindung, meiſtentheils für Müſſiggänger zu arbeiten, und in allen noch möglichen Vergnügungen des Lebens Menſchen zu weichen, die nur durch prächtige Kleider und übermüthige Gebärden vornehm ſind.

Dieſe Laſten ſind nicht allein für einzelne Menſchen; ganze Völker müſſen unter der Bürde ihres eingebildeten Glückes ſeufzen. Und doch beneidet ein Volk das andere we-

wegen dieſer Scheingüter; wegen ſeiner Kriegsmacht, ſeiner Handlung, ſeiner Schiffahrt. Sollte man ein Volk deswegen beneiden, weil es eine Menge von Unglückſeligen hat, die entweder ihre elende Nahrung zu finden, oder die Leidenſchaften ihrer Mitbürger zu befriedigen, ihr Leben dem Schwerdte, den Wilden und den Wellen zum Raube aufſtellen müſſen?

Es würde thöricht ſeyn, wenn man ſich verſprechen wollte, dieſe Thorheiten der Sterblichen auszurotten. Sie ſind zu tief in die ganze Denkungsart der Menſchen eingewurzelt; und wenn ſie aufhören ſollten, ſo würden die Menſchen nicht ruhig ſeyn, bis ſie neue Thorheiten erfunden hätten, ſich zu quälen. Inzwiſchen iſt man verbunden, die Vorſehung von den unbilligen Klagen der Menſchen frey zu ſprechen. Die Menſchen ſeufzen über ein Unglück, das ſie ſelbſt ſich aufgeleget haben. Und bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Welt iſt es auch dem Weiſen und dem Tugendhaften nicht möglich, vollkommen frey zu bleiben. Ehe noch ſeine Seele richtig denken konte, wurde er ſchon unter die Tyranney der Gewonheiten gebracht, der er nun nicht mehr ganz entfliehen kann, da ſeine Sinnen ſelbſt zum Theile darnach eingerichtet ſind. Und wollte er ſich auch davon befreyen, ſo müßte e er ſeine Freyheit durch nichts geringers erkauffen, als daß er der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, und folglich allen Vergnügungen des Lebens entſagte.

Die Weltweiſen haben ſich oft bemühet, den Plan einer menſchlichen Geſellſchaft zu entwerfen, durch welchen das wahre Glück der Menſchen könnte erreichet werden. Man hat alle ihre Entwürfe weſentlich fehlerhaft gefunden. Ich weis aber nicht, wie es gekommen iſt,

daß

daß man nicht lieber den Plan einer Republick betrachtet hat, den der größte, der vollkommenste Gesetzgeber selbst gezeichnet hat. Die bürgerlichen Einrichtungen, die der Schöpfer dem jüdischen Volke vorgeschrieben hat, enthalten wirklich dasjenige, was unsere Philosophen vergeblich gesucht haben. Die genaueste Verbindung des allgemeinen Besten mit den wahren Vortheilen eines jeden einzelnen Burgers; die weiseste Verbindung der nothwendigen Oberhäupter mit einer vernunftmäßigen Freyheit des Volkes, die Kunst die Gaben seines eigenen Landes aufs genaueste einzuernden, ohne sich durch den entbehrlichen Ueberfluß der fremden verblenden zu lassen, alles dieses lieget vollkommen in den burgerlichen Gesetzen, die GOtt seinem Volke vorschrieb. Noch mehr; nicht nur die allgemeine Gerechtigkeit, der Grund aller Gesellschaften, ist in diesen Gesetzen beobachtet; die Rechte der höhern Tugenden selbst, die großmüthige Menschenliebe, die Zärtlichkeit des ehelichen Bandes und die Bruderliebe sind wesentliche Theile dieses göttlichen Gesetzbuches.

Ein solcher Plan war seines hohen Urhebers würdig, durch den die Ausschweifungen, welche die Menschen für Glück halten, zurückgewiesen werden, und die wahre Glückseligkeit eines Volkes ohne Mischung von Eitelkeiten gegründet wird. Die Geschichte beweiset es auch unwidersprechlich, daß dieses Volk stets glücklich war, wenn es diesen erhabenen Vorschriften der Weisheit folgte. Wir aber suchen unser Glück in mühsamen Eitelkeiten, oder wie Horaz saget;

Strenua nos exercet inertia. Nauibus atque
Quadrigis petimus bene vivere.

In der That, alle Bemühungen, die der größte

Theil

Theil der Menschen anwendet um glücklich zu werden, sind nichts als eine Versäumung unsers wahren Bestens. Wir verschwenden unsere Kräften durch unnütze Arbeiten, und nichts kann unachtsamer und unfleißiger seyn, als wir sind, wenn es darauf ankommt, wirklich glücklich zu werden.

Wir Europäer verachten die armen Indianer und nennen sie Wilde. Warum? Weil sie lasterhafter sind als wir? Unmöglich können wir dieses sagen. Ihre Laster sind auch unsere Laster; und vielleicht haben wir noch einige zum voraus, zu denen sie zu einfältig sind. Worauf gründet sich dann unser Uebermuth? Sie sind in der Kunst reich zu werden unerfahren: sie schätzen die Gaben der Natur nur nach ihrem wahren Gebrauche; ihre Sitten sind einfältig, und ihre Kleider und Gebäude schlecht. So lange wir keine andere Gründe haben, diese kleinen Völker gering zu schätzen, so lange halte ich unsern Vorzug für sehr schlecht. Ich bedaure die Wilden, weil ihnen die wahre Religion fehlet, und weil sie einen Mangel an denen Wissenschaften leiden, die ihren Geist verschönern könnten. Aber man zeige mir ein Volk, das den wahren GOtt erkennet, und die Vorschrift der Tugend redlich beobachtet; wenn auch dieses Volk die ganze einfältige Lebensart der Wilden hätte, wenn es sich schlecht und nur zu der nöthigen Bedeckung des Leibes kleidete, wenn es mit den bloßen Früchten seines Feldes zufrieden wäre, und von unsern künstlichen Wollüsten nichts wüßte; wenn in seinem Lande weder Gold noch Silber wäre; so würde ich doch ohne Bedenken sagen, dieses einfältige und arme Volk sey unendlich glücklicher als wir Europäer. Der wahre Ruhm eines Landes bestehet in der Tugend seiner Einwohner: und seine wahren Reichthümer sind ein zureichender Vorrath an den wirklichen Nothwendigkeiten seines Lebens. Der Ueberfluß macht die Menschen unglücklich; denn er ermangelt fast nie, sie eitel zu machen.

Wenn die Menschen aufhörten, eitle und thörichte Wünsche zu ersinnen, so würde der größte Theil ihres Unglückes und ihrer Klagen aufhören. Das gegenwärtige Leben ist uns zwar nicht dazu gegeben, daß wir von allen unangenehmen Zufällen frey seyn sollen: aber wenigstens von denjenigen könnten wir uns frey machen, die aus unsern eigenen Thorheiten entstehen. Wollten die Menschen glauben, daß man auch in dem Mittelstande glücklich seyn könnte, so würden die Seufzer des Ehrgeitzes aufhören; wollten sie glauben, daß es nicht nur eine Thorheit sondern sogar eine Ungerechtigkeit sey, von dem allgemeinen Vorrathe der Natur mehr an sich zu reissen, als man wirklich braucht, so würde die Habsucht aufhören sich um fremde Güter zu quälen; und wenn man sich überzeugen mögte, daß die Vergnügung der Sinnen nicht in ihrer Reitzung, sondern blos in der Befriedigung des Nothwendigen und in einem Genusse bestehe, der weder unsere Gesundheit noch unser Gewissen beleidiget, so würde die Wollust nicht mehr nach schädlichen Freuden schmachten.

Wird man auch wol das, was ich gesagt habe, für eine Staatsketzerey halten? Wenn auch meine Gedanken den Schein einer solchen Ketzerey haben solten, so kann man doch wegen ihrer Wirkungen vollkommen ruhig seyn. Die Welt lieset, was ein eigensinniger Philosophe geschrieben hat; sie legt seine Schrift wieder weg, und macht es, wie der Wucherer Alphius beym Horaz, der die Glückseligkeit des stillen Landlebens rühmte, und gleich darauf ausgieng, um seine Gelder auf neue Zinsen anzulegen.

T. Damis.

Digitized by Google

Der Freund.

Acht und funfzigstes Stück.

Ratio et prudentia curas,
Non locus effusi late maris arbiter, aufert.

Horat.

Ich will heute meine Zusage erfüllen, und meinen Lesern den Rest von demjenigen liefern, was mir noch in dem Tagebuche meiner Reisen lesenswürdig scheinet.

Als ich durch Armenien reiste, wurde ich mit einem deutschen Kaufmann bekannt. Ich freuete mich, einen Landsmann anzutreffen. Wir vereinigten uns, zusammen nach Persien zu reisen. Die Gesellschaft dieses Mannes machte mir viel Vergnügen. Er war nicht nur belebt; er war auch gelehrt; eine Eigenschaft, die bey einem Mann von seinem Stande, wenigstens unter den

Deutſchen, ſelten gefunden wird. Er kannte auch die Tugend, und verehrte ſie. Aber in der Folge unſerer Bekanntſchaft merkte ich, daß M——· in Anſehung der Religion ſehr unrichtige Grundſätze haben müßte. Ich befragte ihn deswegen, und er geſtund mir ohne Zurückhaltung, daß er die natürliche Religion allein für Wahrheit, und alles, was wir Offenbarung nennen, für menſchliche Träume hielte. Dieſes freye Geſtändniß beſtürzte mich noch mehr. Ein Menſch iſt ſchon bedaurens werth, wenn er die Offenbarung gering ſchätzet; aber wie tief muß nicht ſein Verderben eingewurzelt ſeyn, wenn er ſich dieſer Geringſchätzung nicht mehr ſchämet? Man kann leicht denken, daß wir wegen ſeines Unglaubens oft Streitigkeiten führten. Es würde zu weitläuftig ſeyn, ſie alle zu erzählen. Einmal, da ich ihm die Vortreflichkeit des Glaubens vorſtellte, antwortete er; daß Sokrates blos durch die natürlichen Einſichten ſeiner Vernunft ein gröſſerer Mann geworden ſey, als die meiſten Chriſten durch ihre geprieſene Offenbarung würden. Ich gab ihm zu, daß Sokrates die Einſichten der bloſen Vernunft bewunderungswürdig hoch getrieben hätte; aber ich erinnerte ihn zugleich, daß Sokrates ſelbſt das mangelhafte dieſer Einſichten eingeſehen, daß er ſich eine Offenbarung gewünſchet, daß er das höchſte Weſen angeflehet hätte, ihm die Mängel ſeiner Einſicht nicht zuzurechnen. M——· bezog ſich hauptſächlich darauf, daß es zu dem wahren Beſten der Menſchen nicht ſowohl nöthig ſey, gewiſſe unbegreifliche Sätze zu glauben, als die Tugend getreulich auszuüben. Ich antwortete ihm, daß eben dieſes die Offenbarung ſchätzbar machte, weil ſie die

Kennt-

Kenntniß der Tugend vermehrte, und daß uns ſelbſt ihre höhern Lehren deswegen anvertrauet ſeyen, um unſere Verbindlichkeit zur Tugend zu vergröſſern. Ich ſtellte ihm vor, daß die Offenbarung uns in einem Blicke das ganze Gebäude unſerer Pflichten zeigte, welches der Menſch, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, nur ſtückweiſe und langſam entdecket. Ich ſtellte ihm vor, daß bloſe natürliche Einſichten oft zu ſchwach ſeyn müßten, einen Menſchen bey ſeiner Pflicht zu erhalten, wenn die Tugend von ihm verlangte, eine ſehr angenehme Leidenſchaft zu verläugnen, oder ſich ſehr empfindlichen Schmerzen auszuſetzen. Daß hingegen die Reitzungen des Laſters, und die Schröcken des Unglücks alle Kraft verlören, wenn man den Zuſammenhang der Pflicht und der wahren Glückſeligkeit aus den deutlichen und vollſtändigen Beſchreibungen überlegte, die in der Offenbarung enthalten ſind. Dieſe Gründe hielt ich ihm vor. M——. blieb aber ſtets auf ſeinem ſtolzen Vorurtheile, daß er ohne die Offenbarung der Tugend getreu bleiben könnte. Wir kamen endlich nach Ispahan. M——. wurde mit vielen Groſſen des Hofes bekannt. Inſonderheit erhielt er das Vertrauen eines ſehr angeſehenen Khans, der ihn unter ſeine Hausgenoſſen aufnahm. Nach einiger Zeit fiel der Chan in die Ungnade des Perſiſchen Monarchen. Er wurde gefangen genommen, und alle ſeine Leute mit ihm. Nach der grauſamen Politick der Morgenländer wurden alle dieſe Unſchuldige wegen ihres ſchuldigen Herrn zum Tode verdammet. M——. ſollte mit ihnen ſterben. Unvermuthet machte man ihm Hofnung, daß er ſein Leben erretten könnte, wenn er ſich zu dem

Glauben der Mahomedaner bekennen wollte. Die Furcht vor einer grausamen Todesart überwand ihn, und er bekannte sich zu der Lehre dieses Volkes. Darauf bekam er seine Freyheit wieder. Ich erfuhr dieses alles mit Entsetzen; ich stund eine Zeitlang an, ob ich von neuem mit diesem Menschen umgehen könnte. Doch vielleicht, dachte ich, kann mir sein Fall selbst Gelegenheit geben, ihn zu bessern. Am dritten Tage seiner Befreyung kam er zu mir. Ich sahe bald, daß er der vorige M——. nicht mehr war. Seine Freymüthigkeit war gezwungen, und unter derselben erblickte ich eine tiefe Schwermuth. Ich fragte ihn ernsthaft, ob er die Heucheley für eine Tugend hielte? Er seufzete, und antwortete, daß er seinen Fehler erkennete, aber ihn auch für verzeihlicher hielte, als wenn derselbe von einem wahren Christen wäre begangen worden. " Nein sagte ich. Ein wahrer Christ wird schwerlich so fallen. Und sollte es auch geschehen, so verbindet ihn sein Gewissen, seinen Fehler durch eine öffentliche Reue zu büssen, und die Gefahr selbst aufzufodern, vor welcher er auf einem so niederträchtigen Wege geflohen ist. „ M——. suchte seine Aufführung noch zu entschuldigen. Er behauptete, das Unglück, womit man ihn bedrohet hätte, würde ungleich grösser für ihn gewesen seyn, als die kleine Beleidignng sey, die er den Persianern dadurch erwiese, daß er sich zur Rettung seines Lebens zu ihrem Glauben bekennete, den er doch im Herzen verachtete. " Gut, sagte ich. Ich will es zugeben, daß dieser Betrug in Ansehung der Betrogenen so wichtig nicht sey. Aber was entschuldigt den Betrüger vor seinem eigenen Gewissen? Wo ist nun die Stärke der natürlichen

Ein-

Einſichten, die einen Menſchen allen Tugenden, und alſo auch der Wahrheitsliebe und der unverſtellten Aufrichtigkeit getreu erhalten ſollte? Einen Chriſten würde die Ueberzeugung von der Höhe ſeiner Pflichten und die gewiſſe Erwartung einer unendlichen Glückſeligkeit über die Furcht für endlichen Schmerzen erhöhet haben. „ M—— vertheidigte ſich ſehr ſchwach. Endlich fragte ich ihn, ob er denn bey ſeinem Betruge beſtändig bleiben wollte? Hier fieng er an zu weinen. “ Wenn ich noch ein Mittel wüßte, aus Perſien zu kommen, ſagte er, ſo wollte ich ſuchen meinen Fehler wieder gut zu machen. Aber durch den gezwungenen Schritt, wozu mich die Furcht getrieben hat, bin ich auf Lebenslang in Perſien eingeſchloſſen. Wollte ich die Flucht verſuchen, ſo würde man es erfahren, und alsdann wäre ich verloren. Aber hier zu bleiben, und mein neues Glaubensbekänntniß zu widerrufen, dieſes wäre ſoviel, als wenn ich die Gefahr von neuem auf mich zurückrufen wollte, der ich kaum entflohen bin, und für der ich noch zittere. „ Er gieng bald darauf weg, und ließ mich in tiefen Betrachtungen über die traurige Tyranney der Laſter. Ein Menſch glaubt nur einen Fehltritt zu thun. Dieſer einzige Tritt aber führt ihn ſchon in eine Tiefe, wo er ſeinen Fuß nicht erhalten kann, ſondern immer weiter ſtürzet, ſeinen Fall ſiehet, und ſich doch nicht aufrichten kann. So ſahe ſich M—— gezwungen, ſeinen Betrug auf Lebenslang fortzuſetzen. Hier erkannte ich den unendlich groſſen Vorzug der Offenbarung. Sie allein kann den fallenden Menſchen wieder aufrichten; denn ſie allein gibt ſeinem Geiſte eine Stärke, die er vergeblich in ſich ſelbſt ſuchte.

M—— besuchte mich noch oft. Er war immer beschämt, immer traurig. " Ach! sagte er einmal; warum mußte ich nach Persien kommen? Hier muß ich mich zu einer Lebensart gewönen, die mir unerträglich ist; zu Leuten, die mir ein Abscheu sind. „ Ich antwortete; es sey itzt nicht die Zeit, zu untersuchen, aus welchen Absichten er diese Reise unternommen hätte. Vielleicht würden sich auch dabey einige Fehler zur Vergrösserung seiner Schuld finden. Wenigstens aber müßte er gestehen, daß es eine sträfliche Unbesonnenheit von ihm gewesen sey, sich in die Vertraulichkeit eines Orientalischen Staatsmannes zu wagen, da er selbst gewußt hätte, wie unsicher das Glück und das Leben dieser Männer sey. " Zwar fuhr ich fort, auch ein Christ hätte auf diese Art wider die Gesetze der Klugheit fehlen können. Hingegen würde er den letzten Fehler vermieden haben, den Fehltritt, der Sie wirklich unglücklich machet. Wäre es soweit mit ihm gekommen, daß er zwischen dem Tode und zwischen einem niederträchtigen Betruge hätte wählen müssen, so würde er mit Freuden sein Blut haben fliessen sehen, dem Glauben zu Ehren, von dem er sich eine ewige Glückseligkeit versprechen dörfte, eine Glückseligkeit, deren Anfang selbst dieser gefürchtete Tod würde beschleunigt haben. Sind die kurzen Schmerzen des Todes, und wann es auch der allerempfindlichste Tod seyn sollte, sind sie mit dem Verdrusse eines langen Lebens zu vergleichen, das durch einen grossen Fehler auf beständig unglücklich gemacht ist, durch einen Fehler, der noch unaufhörlich Verdruß und Plagen auf dieses Leben häufet.

Ich blieb noch lange Zeit in Ispahan, und haupt-

sächs-

ſächlich in der Abſicht, M——. zu dienen, denn ich hatte noch immer Hoffnung, ſeinen Geiſt den Wirkungen der Offenbarung entgegen zu führen. Aber ſein Unglaube blieb unüberwindlich. Zwar hatte ihn der ſüſſe Traum von der heroiſchen Stärke ſeiner Tugend verlaſſen; aber nun ſchmeichelte er ſich, daß wenn er auch durch eine unangenehme Lebensart ſeinen Fehler büſſen müßte, doch ſeine Vernunft ſich würde hüten können, keine neuen Fehler zu machen.

An einem Morgen kam er voll Freude zu mir. „Nun iſt mein Elend geendiget, rief er. Ein vornehmer Perſiſcher Kriegsbedienter, der ſich für einer Unterſuchung ſeines Verhaltens fürchtet, hat ſich auf meinen Rath entſchloſſen, nach Indoſtan zu fliehen, und will mich mitnehmen. Von daraus werde ich die Freyheit haben, entweder nach Europa zurückzugehen, oder mir ſonſt einen Auffenthalt nach meinem Gefallen zu erwählen.„ „Wie? ſagte ich. Durch ein neues Verbrechen wollen Sie ſich befreyen? Sehen Sie nicht, daß Sie aus einem Fehler in den andern fallen? Sie haben dem Perſiſchen Monarchen die Treue eines Unterthanen verſprochen. Nun wollen Sie nicht nur ihre Zuſage brechen, ſondern noch dazu einen Staatsverbrecher der Gerechtigkeit entziehen helfen?„ M——. antwortete; meine Gründe ſeyen an ſich ſtark genug. Aber man müßte etwas groſſes wagen, wenn man ſich von einem groſſen Unglücke losreiſſen wollte. Er nahm von mir Abſchied, und ließ mich in einer traurigen Erwartung ſeines Schickſals. Ich zweifelte nicht, daß ihn die Rache nicht gleich auf der Flucht einholen würde. Nach einem hal-

den Jahre aber schrieb er mir, daß er glücklich nach Indien gekommen sey. Er freuete sich über seine wiedererlangte Freyheit, und lachte mich wegen meiner Furcht aus. In meiner Antwort ermahnte ich ihn, nach Europa zurück zu gehen, wenn er auch keinen andern Bewegungsgrund dazu haben sollte, als daß er daselbst durch den Umgang wahrer Weisen seine Irrthümer mögte einsehen lernen. Nunmehr erwartete ich nicht weiter etwas von ihm zu hören, so lange ich noch in den Morgenländern seyn würde. Aber wie erstaunte ich, als ich nach einigen Monathen durch die Strassen in Ispahan gieng? Ich sahe den Persianer, mit welchem M——. entflohen war, mit einem ansehnlichen Gefolge wieder einziehen. M——. wurde gebunden auf einem Pferde nachgeführet. Er erkannte mich unter der Menge, und warf mir einen Blick voll Traurigkeit und Verzweiflung zu. Ich erkundigte mich bey den Umstehenden um die Ursache dieses Zufalls, und erfuhr, daß der Kriegsbediente bey dem Persischen Könige seine Verzeihung erlanget hatte, aber unter der Bedingung, daß er den M——. als seinen Verführer der Rache des Königes ausliefern sollte. Dieses war geschehen, und M——. verlor das Leben, welches er einmal durch einen unverzeihlichen Betrug erhalten hatte, durch eine entsetzliche Todesart. Ich wünschte, ihn noch vor seinem Tode zu sprechen; aber es war unmöglich. Ich bin nicht leicht durch etwas so sehr gerühret worden, als durch das unglückliche Ende dieses Menschen. Er besaß hundert Eigenschaften, die ihn schätzbar machten. Aber sein Unglaube, seine Hartnäckigkeit im Unglauben verderbte alles, und machte ihn un-

unglücklich. Die beyden Fehltritte, die er begieng, waren groß; aber was konnte ein Mensch thun, den so gewaltige Reitzungen zum Laster lockten, und der nur schwache Hülfsmittel bey sich führte, diesen Reitzungen zu widerstehen? Sein Leben von einem grausamen Tode zu retten, und einer verabscheueten Lebensart zu entfliehen; sind dieses nicht die stärksten Reitzungen für einen Menschen? Ich weiß, daß hundert Menschen die Aufführung des unglücklichen M ——. verdammen werden, die vielleicht in gleichen Fällen nicht weniger sündigen werden, als er. Sein wahrer Fehler war, daß er das kräftigste Hülfsmittel zur Tugend, den Beystand der Religion verwarf. Die Vernunft sagt uns wohl unsere Pflichten. Aber wie viele Fälle entstehen nicht, da uns die Erfüllung dieser Pflichten gar zu beschwerlich, gar zu unangenehm seyn kann? Es gehöret mehr dazu, einen Menschen zum Helden in der Tugend zu machen; es gehöret dazu eine vollständige Erkenntniß von den Absichten des Schöpfers, von unsern Pflichten, von der Ewigkeit, zu der wir erschaffen sind; mit einem Worte, die Religion gehöret dazu.

Im Jahr 1715. kam ich nach Egypten. Kein Land kan wohl mehr redende Zeugnüsse von der Unbeständigkeit der menschlichen Grösse aufweisen. Griechenland war mir schon ein trauriger Gegenstand gewesen; aber gewis, Egypten ist noch trauriger. Wenn Egypten vormals nur ein mittelmäsiges Reich gewesen wäre, so würde doch der elende Zustand, in welchem es nun ist, merkwürdig seyn. Aber daß dieses Land einmal das mächtigste Reich gewesen ist; daß seine Einwohner einmal die Be-

ſitzer der menſchlichen Weisheit und die Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes geweſen ſind, und daß itzt dieſes Land ſo arm und verwüſtet iſt, daß ſeine Einwohner die niederträchtigſten und unwiſſenſten Menſchen ſind; dieſes, glaube ich, iſt der merkwürdigſte Beweis, daß alle menſchliche Macht und Weisheit nichts iſt, wenn ſich ein Volk der Trägheit und den Wollüſten ergibt. Mir gefiel Egypten ſo ſchlecht, daß ich mir vornahm, es bald zu verlaſſen. Weil ich doch nichts ſehenswürdiges vorbeygehen wollte, ſo reißte ich in den mittäglichen Theil des Landes, um die Alterthümer von Theben zu betrachten. Ich hatte nur noch eine Tagreiſe zu dieſem Orte, als mich auf einmal eine heftige Krankheit überfiel. Ich war nicht vermögend, meine Reiſe fortzuſetzen. Meine Geſellſchaft waren zween Arabiſche Wegweiſer, die nicht ſowohl auf meine Erhaltung als auf meine kleine Erbſchafft zu denken ſchienen. Ich hatte mich auf freyem Felde unter einen Palmenbaum hingeworfen. Endlich ſagte der eine Araber, den mein Elend noch dauren mogte, in der Nähe ſey ein Cloſter, welches von Koptiſchen Mönchen bewohnet wurde. Dahin ließ ich mich bringen. Die Mönche nahmen mich liebreich auf, und ſtunden mir in meiner Krankheit, die langwierig war, getreulich bey. Nachdem ich mich erholet hatte, machte ich mir bey meinen gutherzigen Wirthen durch ein kleines Geſchenk die Erlaubniß aus, noch einige Zeit bey ihnen zu bleiben. Ich war begierig, ihre Einrichtungen und ihre Art zu leben recht kennen zu lernen. Das, was mir vormals von dieſen Leuten war erzählet worden, hatte mir einen verächtlichen Begriff von ihnen gemacht, und demſelben ſchien die Aufnahme zu widerſprechen, die ich bey ihnen genoſſen hatte.

Digitized by Google

hatte. Ich gestehe es; meine Untersuchungen zwungen mich zu einer Art von Bewunderung. Es ist wahr, diese Leute waren arm; ein kleiner Acker, und die Geschenke der Reisenden, denen sie selbst zuerst Gutes thaten, waren alle ihre Reichthümer. Ihre Lebensart und ihre Sitten waren einfältig, und beynahe rauh; und ihre Unwissenheit war groß. Aber dabey fand ich unter diesen Leuten eine Zufriedenheit, eine Einigkeit, einen frommen Eifer, wodurch ich gerühret wurde. In dem ganzen Closter war kein einiger Müssiggänger. Die jüngern Brüder bestellten das Feld, und bedienten die Fremden und die Kranken; die ältern Mönche hatten die Ordnung des Closters und den öffentlichen GOttesdienst zu besorgen. So gar ihr Abt, den die Schwachheiten des Alters nicht mehr vom Bette kommen liessen, machte sich noch der Gesellschafft nützlich. Er ließ seine Untergebenen täglich zu sich kommen, und ermahnte sie; er war der Vertraute ihrer Herzen. Hier vermerkte ich, wie leicht es einem rechtschaffnen Mann ist, sich beliebt zu machen. Die strengste Tugend gewinnt die Liebe der Menschen, wenn sie nur von der Freundlichkeit begleitet ist. Dieses war der Charakter dieses redlichen Mannes. Der GOttesdienst dieser Mönche war eifrig; wenn ihn einige Irrthümer entstellten, so erhöhte ihn auf der andern Seite die Freudigkeit und der unverstellte Trieb, womit sie ihn verrichteten. Die Einigkeit unter ihnen machte sie vollends glücklich. Da war kein Neid, kein Ehrgeitz, der sie entzweyen konnte. Was hätte sie auch zum Neide, und zum Ehrgeitz verleiten können, da ihnen alle Güter ihrer Armuth gemein waren, und kein Unterschied unter ihnen war, als die Eintheilung ihrer Arbeiten, die durch das Alter eines jeden bestimmet wurde! Hier, dachte ich, habe ich also eine ganze Gesellschaft von glücklichen Menschen angetroffen; in diesem unbekannten Winkel, den Armuth und Unwissenheit drücket! Aber was fehlet diesen Leuten! Sie ha-

haben alles, denn sie verlangen wenig. Die nöthigsten Güter, die Frömmigkeit und die Einigkeit sind ihr Eigenthum. Was würde dem ganzen menschlichen Geschlecht fehlen, wenn es fromm, wenn es einig seyn wollte? Unter diesen Menschen waren zween, die mir vorzüglich gefielen. Sie hatten mir in meiner Krankheit aufgewartet, und ihre Sitten waren artiger als die Sitten der übrigen. Ich gerieth bald mit ihnen in eine Vertraulichkeit. Einmal sagte ich zu ihnen, daß ich die zärtliche Freundschafft bewunderte, die ich an ihnen beiden entdeket hätte. In der That habe ich nicht leicht zärtlichere Freunde gesehen, als diese zween Mönche. Ohngeachtet sie mit allen ihren Mitbrüdern in einer liebenswürdigen Vertraulichkeit lebten, so ware es doch leicht zu sehen, daß sie beide noch durch ein viel genaueres Band vereiniget waren, als durch die blosse Gemeinschaft ihres Ordens. Sie sahen einander zärtlich an, wie ich sie so anredete, und endlich antwortete der eine, nicht so wohl ihre itzige Freundschaft, als vielmehr der Anfang derselben sey zu bewundern. Denn sie wären vormals Todfeinde gewesen. Diese Anmerkung erweckte meine Neubegierde. Auf mein Bitten erzählte der eine von ihnen der sich Bardes nennte, die ganze Geschichte ihrer Freundschaft. " Mein Vatter, sagte er, und der Vater meines lieben Euphemius waren Kaufleute in Kairo; redliche Männer —— dieses Zeugniß gibt die Stadt noch ihren Angedenken, aber in ihren Feindschaften unversönlich. Ein alter Streit, dessen Ursachen ich nicht untersuchen will, hatte sie entzweyet, und ihr Haß stieg mit ihren Jahren. Ich so wohl als Euphemius wurden in unserer frühesten Kindheit der feindseligen Neigung unserer Väter theilhaftig gemacht, und ein jeder von uns lernte durch die täglichen Erinnerungen seines Vaters den andern schon hassen, ehe er denselben von Person kannte. Ich erinnere mich noch, daß ich in meinem zehenten Jahre den Euphemius zum erstenmal sahe. Ein zorniges Feuer stieg mir ins Gesicht, wie ich ihn sahe; und auch ihm, wie er mich erblickte. Nach den Vorurtheilen, die wir beyde voneinander hatten, glaubte ich, und so glaubte auch er, in der Person des andern, den hassenswürdigen Sohn eines verhaßten Vaters zu sehen. Die Gesellschafft, in der wir waren, hielt uns zurück, daß wir nicht in Ausschweifungen geriethen, die unserer Jugend natürlich gewesen wären. Mein Haß hinderte mich inzwischen nicht, zu bemerken, daß Euphemius etwas angenehmes in seiner Aufführung hatte, und daß dasselbe auch von der Gesellschafft bemerkt wurde. Ich gestehe es, ich hassete ihn darum desto mehr. Ich glaubte, der Beyfall, den er erhielt, sey eine Beschimpfung für mich. Euphemius hat mir in der Folge erzehlet, daß er damals von mir eben so gedacht hatte. Wir giengen mit gedoppelt verbitterten Hertzen von einander. In den folgenden Jahren konnte keiner unter uns empfindlicher gekränket werden, als wenn er etwas rühmliches von den andern hörte. Endlich starb mein Vater. Ich erbte sein ansehnliches Vermögen und seine Feindschaft gegen das Geschlecht, aus welchem Euphemius stammte. Ein Jahr nach meines Vaters Tode ward ich mit einem Koptischen Kaufmann bekannt, der vor kurzer Zeit nach Kairo gezogen war. Einmal, da ich diesen Mann besuchte, sahe ich seine Tochter. Ich hatte schon manche Schöne gesehen, und war ungerührt geblieben. Aber so bald ich Theodoren erblickte, —— so hieß sie —— so empfand ich in meinem Herzen eine aufwallende Regung, die mir sagte; diese sey die Schöne, die für mich bestimmet seyn müßte. Ich will in der Erzählung

lung von dem Anfange meiner Liebe nicht weitläufftig ſeyn. Genug ich unterließ nichts, was ein eifriger Liebhaber verſuchen kann, der das Herz einer höchſtliebenswürdigen Schöne gewinnen will. Ich konnte mich auch nicht beſchweren, daß meine Bemühungen von Theodoren gänzlich wären abgewieſen worden; aber zugleich fand ich doch nicht, daß ſie bey ihr denjenigen Eindruck gemacht hatten, den ich wünſchte. Sie begegnete mir mit derjenigen Freundlichkeit, die ihr gegen alle Menſchen natürlich war; aber keinen zärtlichen Vorzug konnte ich entdecken, den ſie mir nach meinem Wunſche gegeben hatte. Ich durfte es auch nicht wagen, ſie durch ein heftiges Anhalten zu drängen. Sie beſaß eine Ernſthaftigkeit, die jedermann zur Ehrfurcht gegen ſie zwang. In dieſer quälenden Ungewißheit beſchloß ich, mich an ihren Vater zu wenden. Ich entdeckte ihm meine Neigung. Er antwortete mir, daß ihm mein Antrag gar nicht zuwider ſey. Aber da ſich auſſer mir noch ein anderer Jüngling von Verdienſten um die Liebe ſeiner Tochter bemühete, ſo wollte er ihre Neigung nicht zwingen. Ein jeder von beiden ſollte ihm angenehm ſeyn, wenn Theodore ihn wählen würde. Es käme alſo blos darauf an, wer ihr Herz gewinnen könnte. Ich bat ihn um den Nahmen meines Mitbuhlers. Er ſagte ihn; Euphemius wäre mein Mitbuhler. Es iſt empfindlich genug, einen Mitbuhler zu haben, der beliebt iſt; aber das empfindlichſte iſt, wenn der Mitbuhler ſchon zuvor unſer Feind war. Von dieſer Zeit an ſtieg der Haß zwiſchen uns beyden aufs höchſte; doch war er ohne ſichtbare Folgen. Zu Gewaltthätigkeiten iſt unſer ganzes Volk nicht geneigt; zu Bosheit und Argliſt wollte ſich keiner von uns herablaſſen. Auf dieſe Art vergieng ein halbes Jahr, und keiner von uns beyden fand Urſache genug einen glücklichen Ausgang ſeiner Bemühungen ſicher zu hoffen, oder auch an demſelben zu verzweifeln. Endlich wurde ich in einer Nacht von meinen Leuten aufgewecket, weil mich ein Fremder ſprechen wollte, der ſeinen Namen verſchwieg. Ich ließ ihn herein kommen, und erſtaunte, als ich ſahe, daß es Euphemius war. Er zog mich auf die Seite, und ſagte, " es iſt nicht mehr Zeit, Bardes, daß wir uns durch Streitigkeiten voneinander entfernen. Heute Abend iſt Theodora mit ihrem Vater von einigen Arabern, die ihr Landgut geplündert haben gefangen genommen und weggeführet worden. Ich habe es gleich erfahren, und weil ich kein anderes Mittel weiß, ſie zu befreyen, als daß man den Räubern nacheilet und die Gefangenen loskaufet, ſo habe ich meinen Vater gebeten, mir ſo viel Geld zu geben, als zu ihrer Befreyung nöthig ſeyn mögte. Er iſt ſo hart geweſen, mir dieſes abzuſchlagen. Nun weiß ich weiter nichts, als dich zu ihrer Rettung aufzufodern. Ich weiß wohl, was für einen Vorzug dieſe Gelegenheit deiner Liebe für der meinigen geben wird; aber ich will lieber tauſendmal unglücklich ſeyn, als Theodoren in der Gewalt dieſer Barbaren laſſen. " Alle Affekten empörten ſich auf einmal in meinem Herzen. Theodorens Gefahr, die Grosmuth meines Feindes und Mitbuhlers —— was für Gegenſtände! " Komm, Euphemius! rief ich. Laß uns beide Theodoren nachfolgen. Deine Edelmüthigkeit verdient es, daß ich dich zum Gefährten erwähle. " Wir machten uns gleich auf den Weg, den uns ein Knecht von Theodorens Vater zeigte, der bey dem Einfalle der Araber entflohen war. Wir folgten ihnen durch eine Wüſte; am andern Abend holten wir ſie ein. Unſer Vergleich war bald geſchloſſen; ich gab ihnen alles, was ſie foderten, und ſie gaben mir meine Geliebte und

ihren

ihren Vater wieder. Wie freundlich umarmte mich der gute Mann! wie entzückte mich Theodorens Danksagung! Euphemius stund als sinnlos bey diesem Auftritte. Aber ich hielt mich verbunden, gerecht zu handeln. Deswegen entdeckte ich Theodoren und ihrem Vater, daß sie dem Euphemius eben so sehr, und vielleicht noch mehr als mir, ihre Rettung schuldig wären. Hier entstund eine neue Verwirrung in ihren Gemüthern. Endlich sagte Theodora: sie könnte ohnmöglich gleich zwischen so edelgesinnten Liebhabern den Ausspruch thun. Aber da wir so schöne Proben unserer Gesinnungen gegeben hätten, so verlangte sie vor allen Dingen, daß wir unsere Feindschaft, die aus blosen Vorurtheilen entstanden seyn müßte, aufrufen sollten. Es war uns unmöglich, einem so billigen Begehren zu wiederstehen. Mein alter Haß konnte den Tugenden nicht widerstehen, die ich am Euphemius entdecket hatte, und er war gleichfalls mit meinem Verhalten zu wohl zu frieden, als daß er mich länger hätte hassen können. Wir umarmten uns, und schworen beyde, den Ausgang unserer Liebe dem Winke der Vorsehung und Theodorens Wahl ohne Widerstand zu überlassen; und sie versprach zum voraus, daß wenn sie einen von uns zum Gatten erwählen würde, der andere ihr und ihres künftigen Mannes Freund seyn sollte. In so vergnügten Gesinnungen reisten wir nach Kairo zurück.

Wir waren kaum einen Monath lang in dem Besitze dieses stillen Vergnügens gewesen, als ein neuer Liebhaber Theodoren und uns zugleich unruhig machte. Derselbe war der reichste und ansehnlichste Mann unter dem ganzen Koptischen Volke. Er brachte seinen Antrag bey Theodorens Vater mit der zuversichtlichen Hofnung an, daß man einen Mann von seinen Vermögen gewiß nicht abweisen würde. Desto grösser war seine Wuth, da ihm Theodorens Vater antwortete, daß seine Bemühungen vergeblich seyen. Die schwarze Rachbegierde, die ihn beseelte, bließ ihm einen Anschlag ein, Theodoren und uns auf einmal zu verderben. Deswegen gieng er zu dem Bassa von Kairo und sagte demselben, daß unter den Kopten ein Mädgen sey, die ihrer Schönheit wegen verdiente, dem Großherrn zugeführet zu werden. Zu unserm Unglücke war der Bassa aus der Gunst des Kaisers gefallen, und desto begieriger sie aufs neue zu verdienen. Er wußte, daß Geschenke von dieser Art an dem Hofe zu Konstantinopel am angenehmsten waren. Deswegen ließ er Theodorens Vater zu sich rufen, sagte ihm sein Vorhaben, und bot ihm eine grosse Summe Geld für seine Tochter. Der redliche Mann hörte diesen Antrag mit Abscheu. Um aber den Bassa zu verhindern, daß derselbe sich nicht seiner Gewalt bedienen mögte, antwortete er, daß er sich bemühen wollte, seine Tochter dazu zu überreden. Unter diesem Vorwande gieng er nach Hause, und flohe noch in derselben Stunde mit Theodoren aus der Stadt. Uns beyden ließ er wissen, daß er nach Abyßinien fliehen würde. Weder ich noch Euphemius konnten uns einen Augenblick bedenken, ob wir ihm folgen wollten. Wir machten uns gleich auf den Weg. Wir holten unsere Geliebte und ihren Vater eher ein, als wir es hätten wünschen sollen. Der verehrungswürdige Mann, den schon das Alter geschwächet hatte, war mit dem Pferde gestürzet, und hatte sich tödlich beschädiget. Wir trafen ihn in einem Dorfe an, welches nicht weit von unserm Kloster ligt. Theodore unterstützte sein mattes Haupt mit ihren Armen. Er fieng an zu weinen, wie wir in die Hütte traten. „ Ich dachte, meine Tochter zu retten, sagte er, und sie noch mit einem von meinen geliebten Söhnen —— ach! so nannte er uns —— zu vereinigen. GOTT rufet

mich

mich aus der Sterblichkeit. Seine Gnade beschütze mein Kind, und belohne euch beyden die Zärtlichkeit, die ihr für mich und Theodoren hegt. Er starb bald darauf. Es ist leichter, sich den Zustand vorzustellen, in welchen wir damals waren, als ihn zu beschreiben. Kaum kan ich mich noch besinnen, wie wir die ersten Tage zubrachten. Endlich verlangte die untröstbare Theodora uns beyde zu sprechen. Wir giengen zitternd zu ihr. Einem jeden sagte sein Herz, daß ihr Vortrag höchst traurig seyn würde. "Ihr sehet, sagte sie, meine Freunde, wie hart mich das Unglück getroffen hat. Mein Vater ist todt. Mich zu retten, und euch den Gegenstand eurer Liebe zu erhalten, hat er sein Leben verloren. Was kan ich aus diesem Unglücke schlüssen? Es muß der Vorsehung nicht gefallen, uns durch die Liebe glücklich zu machen. Sollte ich noch an eine Liebe gedenken, die den Tod meines Vaters verursachet hat? Es ist aus. Mein Herz entflieht von diesem Augenblicke an der Zärtlichkeit, und ich will der Welt entfliehen. Ein stilles Kloster soll Theodoren aufnehmen. Da will ich meinen Vater beweinen, und mit heiligern Thränen, als meine itzigen sind, die Vorsehung bitten, mich bald zu ihm zu bringen. Und ihr, meine Freunde! die einzige Ursache, die mich noch zwinget, einen Blick auf die Welt zurück zu werfen, ihr müsset mir folgen. Ich hätte euch doch nicht beyde glücklich machen können. Aber ihr verdienet es, daß ich auf eine andere Art für euer Glück sorge. Könnet ihr meinen Verlust nicht gelassen ertragen, so entfliehet euren Schmerzen, wie ich. Ein Kloster kan auch euch aufnehmen, und ich werde ewig eure Freundin seyn." Weder ich noch Euphemius konnte ihr antworten. Wir giengen stumm mit einander weg, und erholten uns kaum in einer Stunde. Theodore war uns zu wohl bekannt, als daß wir hätten hoffen dürffen, ihre Entschliessung und zumal eine so heilige Entschlüssung zu ändern. Wir wurden bald einig, die Welt zu verlasseu, die uns nach Theodorens Verlust weiter nichts als eine grosse Einöde seyn könnte. Sie hörte unsern Entschluß mit Freuden. Wir begleiteten sie nach dem Kloster, in welchem sie noch als eine Heilige lebet. Wir begaben uns gleich darauf in das Kloster, in welchem wir itzt sind. Unser ehrwürdiger Vorsteher hat uns gelehret, unsere Schmerzen GOtt zu heiligen, und Theodore stärkt uns oft durch Briefe. So leben wir itzt, und preisen GOtt, der uns auf einem Wege, dessen erste Schritte schmerzlich waren, zu seiner Gnade geführet hat."

Die Erzählung des guten Mönches rührte mich mehr als ich es sagen kan. Ich fand in dem Unglück dieses Paares eine grosse Aenlichkeit mit dem meinigen; aber ich wurde beschämet, da ich sahe, daß diese verachtete Kopten, denen weder ihre Erziehung noch die Wissenschaften in ihren Schmerzen zu Hülfe kommen konnten daß sie gleichwohl ihr Unglück viel männlicher ertragen hatten, als ich, der ich auf meine Europäische Herkunft und auf meine Wissenschaften so stolz war. So lange war ich in den entferntesten Ländern des Erdbodens herumgereiset, um die Gemüthsruhe zu finden; und in diesem unbekannten Winkel fand ich ein paar Menschen, die sie durch das Zureden eines unschuldigen Mädgens und in der Gesellschaft einfältiger und ungelehrter Mönche gefunden hatten? Ohne Wissenschaften, ohne menschliche Weisheit hatten diese Leute die grosse Wissenschaft gelernet, den Stand, worein sie GOtt setzte, für gut zu halten, und ihre Schmerzen wie sie selbst sagten, den Höchsten zu heiligen? Und durch welches Geheimniß hatten sie es so weit gebracht? Blos durch Vorschriften der Religion; derjenigen Religion, die ich noch dazu besser kannte, als sie. Sollte ich denn meine richtigern Einsichten ungebrauchet lassen?

Ich

Ich blieb noch einige Zeit bey diesen Mönchen, und bestärkte meine neuen Entschlüssungen durch ihr rührendes Vorbild. Endlich reiste ich weg. So lange ich lebe, werde ich dieses geringe Kloster als meine hohe Schule betrachten. Denn daselbst habe ich die gröste Weisheit gelernet, die Kunst, dem göttlichen Willen ohne Murren zu folgen. Ich gieng auf ein Venetianisches Schif, und von da gerades Weges nach Teutschland zurück. In meiner Vaterstadt traf ich, wie es natürlich war, alles verändert an. Ich hatte aber nicht erwartet, daß mein Vaterland sich auch gegen mich würde verändert haben. Von meinen alten Bekannten waren zween, mit denen ich die Vergnügungen der Jugend am meisten genessen hatte, vornehme Männer geworden. Diese empfiengen mich mit einem hohen Anstande, als wenn sie mit einem Clienten sprächen. Einige andere waren in einem mediorigen Stande. Diese flohen mich aus einer falschen Schamhaftigkeit. Mit den Glücksumständen dieser Leute waren auch ihre Charakter geändert. Kleon war in unserer Jugend lustig und freyaebig gewesen, und hatte nichts bedauret, als daß seine wohlthätige Neigung durch seine geringen Glücksumstände zu sehr eingeschränket wurden. Nun hatte er eine reiche Frau, und war geitzig und ein halber Menschenfeind geworden. Marcell war vormals in unsern lustigen Gesellschaften oft das Opfer unserer kleinen scherzhaften Bosheiten gewesen. Er besaß eine einfältige Ehrlichkeit, die ihn preis gab. Nun hatte er ein weitläuftiges Amt bekommen, und war ein Betrüger geworden.

Es vergieng einige Zeit, ehe ich Chloen sprechen konnte. Halb fürchtete ich mich auch sie zu besuchen, weil ich glaubte, meine Wunde wieder aufzureissen. Endlich sprach ich sie und ihren Mann zugleich. Es ist wahr, aller meiner Entschlüssungen ohngeachtet wurde mein Herze aufs äusserste beweget: und ich sahe, daß auch Chloe nicht ungerühret blieb. Aber mitten in dieser Unruhe fand ich neue Ursache mich zu beruhigen. Ich fand, daß ihr Mann vernünftig war, daß er ein edles Herz besaß, mit einem Worte daß er ein Mann war, wie Chloe ihn verdiente. " Sie kan also glücklich seyn? Dachte ich. Wenn ich sie liebe, so muß ich ihr ihr Glück nicht misgönnen. " Chloens Gatte hatte von meiner Liebe etwas gewußt. Er bemühete sich, wie ich nachher erfuhr, mein Herz auszuforschen; und nachdem er es so gefunden hatte, wie er es wünschte, bot er mir seine Freundschaft an. Ich hatte also wider die Freyheit, Chloen zu sprechen, und an ihrem Glücke Antheil zu nehmen. Ihr großmüthiger Mann durfte auch nicht fürchten, dabey zu verlieren. Wenn er gleich ihre erste Liebe nicht hatte, so konnte doch weder sie, noch ich, ihm die gröste Hochachtung versagen. Mein Zustand wurde also erträglich, so bald ich nur angefangen hatte, meine Neigung dem Willen der Vorsehung zu unterwerfen. Wenn sie mir gleich meinen liebsten Wunsch nicht erfüllet hatte, so gab sie mir doch Ursachen zur Befriedigung. Ein Vernünftiger muß sich befriedigen, wenn er nur den Gegenstand seiner Liebe glücklich siehet, und seine Freundschaft unterhalten darf. Und worinn ist Freundschaft und unschuldige Liebe unterschieden?

✿ ✿ ✿

Vielleicht melde ich bey einer andern Gelegenheit etwas von den Reisen, die ich nach der Zeit in die Abendländer und in die Nordischen Reiche unternommen habe.

T. Oront.

Der Freund.

Neun und funfzigstes Stück.

Von dem Fenster sah ich nieder, auf der Schönheit Sammelplatz.

Schlegel.

Es ist heute das schönste Wetter von der Welt; ich möchte gern spatzieren gehen, und nun soll ich da sitzen, und am Freund schreiben. Mein Arist schmeichelte mir vor vierzehen Tagen so lange, biß ich ihm versprach, das neun und funfzigste Stück des Freundes zu schreiben. Ich versprach es, weil mir damals 14. Tage eine lange Zeit schienen. Nun ist diese Zeit hin, und ich habe gar nicht an den Freund gedacht, und doch muß ich mein Wort halten, sollte es

Digitized by Google

auch nur seyn, um die Ehre meines Geschlechts zu retten. Denn die Mannspersonen sagen uns ohnehin bisweilen nach, wir wären nicht gewohnt unser Versprechen auszuführen. Ich will schreiben . . . aber . . . das Spatzierengehen stecket mir im Kopfe. Wenigstens will ich vom Spatzierengehen schreiben: ich kann mich so auf nichts lehrreichers besinnen, und ich kann von meinem Fenster immer einen von den volkreichsten Spatziergängen übersehen.

Es ist allezeit ein Glück, wenn man in einer Strasse wohnet, wo viele Leute vorüber gehen, oder wo man sonsten Gelegenheit hat, Anmerkungen über verschiedene Personen zu machen. Man kan sich manche lange Stunde damit vertreiben, man kan seinen Witz zeigen, kurz, man ist beständig, als wann man in einer Komödie wäre; man siehet immer neue Auftritte, und man kan die Spatziergänge sowol eine Abbildung des menschlichen Lebens nennen als das Schauspiel. Man gibt im Spatzierengehen seinen Charakter oft deutlich genug zu erkennen. Nun will ich Anmerkungen über alle Spatzierengehende machen, die ich

von

von meinem Fenster sehen kan, und sie geschwinde niederschreiben.

Wenn doch nur meine Frau Nachbarin, die Frau Falschsinn zu Hause wäre; sie könnte mir am besten helfen. Denn iedermann, der vor ihrem Fenster vorbey gehet, bekommt seinen Theil. Dort geht Philint, sagt sie, er geht blos der Mademoiselle * * wegen vorbey. Er ist ein guter Mensch, aber er hat gar keinen Verstand; er weiß keine drey Worte zu reden. Ich sagte ihm neulich es wäre schön Wetter, und er war nicht geschickt genug mir eine kluge Antwort darauf zugeben. Dort geht Dorant! Sein Kleid ist niedlich: wenn es doch auch bezahlt wäre! Er ist mein guter Freund, ich will ihm nichts böses nachreden, aber ehestens wird er eine Banqueroute spielen müssen. O dort geht meine beste Freundin, Mademoiselle H..! Was das Mädgen für einen Gang hat! wie sie so stolz ist! Das arme Ding! Sie wird noch lange auf einen Mann warten müssen. Das wäre genug. Ich will meinen Lesern nicht die Anmerkungen der Frau Falsch-

sinn über die vorbeygehenden mittheilen: meine eigene Anmerkungen sollen sie haben.

Dorten geht ein Mann in einem dunkeln Kleide. Er schleicht sich in die einsamsten Gänge, nimmt eine tiefsinnige Mine an, und sieht nach keinem Menschen. Es ist Herr Leerhaupt: der gute Mann! Er will haben, daß man von ihm glauben soll, daß er denkt: aber nein, so sehr betrügt er die Stadt nicht. Herr Leerhaupt kann so wenig denken als ein Stutzer, und doch will er dafür angesehen seyn als wenn er dächte: deßwegen macht er eine so menschenfeindliche Mine. Sie wollen eine Komödie spielen, Herr Leerhaupt! sie sind aber nicht fertig genug in ihrer Rolle; gehen sie immer weiter, ich habe mich schon satt an ihnen gesehen.

Dort gehen sechs Mannspersonen miteinander, sie sehen zerrissen aus. O es sind witzige Köpfe, sie lachen aus vollem Halse. Sie wollen den Leuten weiß machen, daß sie miteinander lustig sind, und gute Einfälle haben: und doch will ich darauf wetten, daß sie sich

sich nichts als die gemeinsten Sachen von der Welt sagen, und daß sie gar nicht lustig sind: aber sie machen sich eine Ehre daraus lustig zu scheinen. Die arme Narren!

Was ist das für eine stolze Figur, die sich hervor dränget! Ihr Leute weicht aus! Er hat Gold auf den Kleidern, Gold in dem Beutel, Gold auf dem Hut; nichts ist leer bey ihm als der Kopf. Er siehet alle Leute, die vorbey gehen, verächtlich an: das ist kein Wunder! Alle Leute haben nicht eine Tonne Goldes im Vermögen. Der reiche Herr Chrysor! Was das nicht für ein artiger Mann ist! Alle Frauenzimmer sehen sich nach ihm um. Er ist dumm, daraus läßt sich schliessen, daß er stolz ist: er ist stolz, und folglich ist er dumm. Bey Tische ist er noch erträglich, besonders wenn man bey ihm speißt, denn er hat einen guten Koch und kann artig genug vom Wetter und von der Haushaltung reden. Aber wenn er vom Tische aufgestanden ist, ist er das unerträglichste Geschöpf. Wenn er doch nur geschwinder gienge, daß ich ihn nicht so lange ansehen müßte!

Hier kommen drey geputzte Frauenzimmer! Sie lachen, ich weiß nicht warum: ich wette, sie wissen es selbst nicht; genug sie lachen über alle andere Vorbeygehende, und alle andere Vorbeygehende lachen über sie.

Dort schleicht sich Mademoiselle Spürhündin in den Spatziergang. Des schönen Wetters oder ihrer Freundinnen wegen geht sie nicht spatzieren. Nein! ihre Absicht ist bloß auf alle Leute Acht zu geben, die spatzieren gehen, um es hernach ihrer Frau Mama wieder zu sagen. Hat sie viele Anmerkungen gemacht, und viele Leute über die Zunge springen lassen; so bekommt sie zu ihrem Abendessen eine doppelte Portion. Wenn sie gar nichts Neues erfahren hat, muß das arme Mädgen fasten. Es ist ihr nicht zu verdenken, wenn sie auf alle Leute so sorgfältig Acht gibt.

Wer sind die zwo Schönen, die einander mit so spröden Minen grüssen, und einander spöttisch nachsehen? Die eine ist, wann ich recht sehe, das Fräulein von Ahnenstolz und die andere ist das stolze Bürgermäd-

mädgen Cleone. Nun weiß ich, warum sie einander so freundliche Blicke geben. Eine iede verachtet die andere von ganzem Herzen, und alle beyde haben recht. Sie sind alle beyde stolz, und glauben von sich, daß sie artig und klug sind, und darum haben sie alle beyde Unrecht. Die Ursache ihres Stolzes und ihrer Feindschaft ist, daß das Fräulein 16. Ahnen beweisen kann, und daß Cleone 16. tausend Thaler im Vermögen hat.

Wer ist es, der dort so verbindlich auf den Clidamor zulauft und ihn mit Freuden umarmet? . . . Seh ich recht? . . Ich muß nach dem Seherohr laufen . . . Ich habe mich nicht betrogen. Es ist Moron, Clidamors ärgster Feind. Sie gehen miteinander spatzieren. Jeder von ihnen sucht gewiß von dem andern etwas heraus zu locken, womit er ihm hernach schaden, oder wenigstens lächerlich machen will. . . . Was? Sie umarmen einander noch einmal. . . Behüte der Himmel alle ehrliche Leute für so einer Freundschaft! Moron thut auch Cleanthen freundlich: ganz gewiß will er ihm etwas Böses thun.

Wer sind die Staatsleute, die dort in so ein ernsthaftes Gespräche verwickelt zu seyn scheinen? Ihr Leute, gehet doch aus dem Wege! Stört sie nicht! Sie werden roth und blau in dem Gesichte; sie fechten mit den Händen. Ganz gewiß hängt die Wohlfahrt des Staats an ihrem Gespräche. Gehet doch aus dem Wege! Sieschreyen so laut, daß ich sie biß an mein Fenster höre. Ihr Leute, bleibt nur stehen! Sie streiten dermalen bloß darüber, ob der Champagner Wein besser ist als der Tokayer.

Wer muß wohl der Mensch in dem zerrissenen Kleide seyn, der ein Blat Papier in der Hand hat, und einen andern vest hält, der sich alle Mühe gibt, ihm auszureissen? Ganz gewiß ist es ein Glaubiger, der irgend einen iungen Herren mahnet, und unverschämt genug ist, etwas von ihm wieder zu fordern, was ihm von Rechtswegen gehört. . . Sie kommen näher: Ich habe mich geirret; es ist Herr Adam Reimefrüh, der iemanden seine Verse vorlesen will.

Ich muß wieder nach dem Fernglase langen: ich glaube, ich habe nicht recht gesehen. . . . Doch ich habe

be mich nicht geirret. Es ist in der That Frau Spielteller, die spatzieren geht. Wie ist es dann möglich, daß sie sich so lange vom Spieltische abmüssigen kann? Sie sieht sich ganz gewiß nach dem fünften Mann um, Cinquille spielen zu können. Ja, ia, sie trift einen von ihren Bekannten an; sie gibt ihm einen Verweiß, daß er den schönen Tag mit Spatzierengehen verderben mag. Er streubt sich, aber umsonst: sie nimmt ihn beym Ermel, und reißt ihn mit sich fort.

Ich wollte weiter schreiben; da kommt mein Arist und störet mich. Er hat gelesen, was ich geschrieben habe, und gibt mir lächlend einen Verweis, daß ich auf alle vorbeygehende loßziehe. Warum sollte ich es nicht thun? Ist denn dieses nicht ein allgemeines, ein angebohrnes Vergnügen, besonders bey dem Frauenzimmer? Wie unbarmherzig würde man handlen, wenn man uns die Freude nehmen wollte uns über andere aufzuhalten? Alle Gesellschaften würden öde werden: was für Veränderungen würde dieses nicht hervorbringen? Man würde von nichts, als von schönem Wetter in den meisten Gesellschaften reden müssen.

Viele Personen, die itzt beständig fort reden, und denen man viel Verstand zutrauet, würden gar schweigen; alle ihre guten Einfälle wären verlohren. Die jungen Herren würden die einige Art vom Witze, die sie noch bißweilen haben, entbehren müssen. Fromme Matronen würden in ihren heiligen Zusammenkünften noch öfter seufzen als itzo; sie würden zuletzt sich entschliessen müssen, weltlich gesinnet zu werden, weil man ihnen die einzige Belohnung, und den Endzweck ihrer Frömmigkeit nähme, wann man ihnen verbieten wollte, böses von andern zu reden. Der arme Herr Judas Spührhund, was würde er für eine altvätterische Mine machen! Er würde sich ganz gewiß erhängen. Die Begierde Böses von unsern Nebenmenschen zu reden, ist das stärkste Band der menschlichen Gesellschafft. Die ganze Stadt würde zu Grunde gehen, wenn man es verbieten wollte, sich über seinen Nächsten aufzuhalten. Theils Leute thun es aus böser Absicht; das ist freylich nicht recht: theils Leute thun es zum Zeitvertreib, weil sie sonst nichts

zu

zu reden wissen; das ist ihnen zu verzeihen; dann sie müssen es auch andern verzeihen, die Böses von ihnen reden. Ich rede zwar von niemanden etwas Böses, aber weil ich schreiben sollte, so wußte ich nicht, womit ich den Bogen ausfüllen sollte, wenn ich nicht meine Zuflucht zu dieser allgemeinen Neigung nähme. Hingegen gebe ich auch allen meinen Lesern recht feyerlich die Erlaubniß, die sie sich wohl vielleicht selbst nehmen würden, auch wenn ich sie ihnen nicht gäbe, ich gebe ihnen allen die Erlaubniß, sich heimlich und öffentlich über mich aufzuhalten, und böses von mir zu reden. Bin ich nicht billig?

Nun muß ich wohl aufhören; es möchten ernsthafte Leute unter meinen Lesern seyn, und die möchten übelnehmen, daß ich mich so gemein mit ihnen mache, und mit meinen Lesern scherze, als wann ich sie alle recht wohl kennte, und vertraut mit ihnen umgehen dörfte. Ich habe auch nun genug geschrieben: zum Glück sind hier einige Sinngedichte von einer unbekannten Hand an unsern Verleger geschickt worden. Die Absicht des Verfassers muß vermuthlich seyn, daß

sie

Digitized by Google

ſie in das Wochenblatt ſollen, und mir iſt es lieb, indem ſie mir die Mühe erſparen den Bogen vollzufüllen. Nun höre ich auf; ich muß ſpatzieren gehen.

L. Laura.

Sinn-

Sinngedichte.

Auf Cecilen.

Fr. Hörst du nicht, daß Cecil oft böse von dir spricht!
Auf, räche dich und schreib ein Sinngedicht;
Die ganze Stadt wird ihn verlachen.

A. Nein, Freund, Cecil verdient itzt meinen Zorn noch nicht:
Wann er einst Gutes von mir spricht,
Alsdann, alsdann will ich Satyren auf ihn machen.

✿ ✿ ✿

Auf Bombasten.

Erfüllet meine Brust, begeistert mich ihr Musen!
Mit ungewohnter Glut fühl ich euch in dem Busen:

Ap.

Appoll, begeiſtre mich, du Vatter alles Lichts!
Es ſoll mein kühnes Lied die halbe Welt entzücken.
So ſchreyt Bombaſt. Was will er ſagen? Nichts,
Er ruft die Muſen an, ſie in April zu ſchicken.

Die Wankelmüthige.

Das weiß ich ganz gewiß, daß morgen Adelheit
Mit dem Clitander ſich entzweyt,
Und ihn nicht weiter liebt. Woher? Sie liebt ihn heut.

Tra=

Traxens Leichengedicht auf Mopſen.

Mops aß, trank, ſpielte, ſchlief, erſtund des Morgens auf,
Und legte ſich zu Nachts: das war ſein Lebenslauf.
Ein Leichencarmen ſoll mit ſeinem Namen prangen:
Trax fängt es an, und ſchreibt: Mops hört zu leben auf.
Du irrſt, er hatte nie zu leben angefangen.

Auf einen Redner, der den Flor der Wiſſenſchafften rühmte.

Die alte Barbarey der Deutſchen iſt entflohn,
Die Wiſſenſchaften blühen ſchon:
Schry Stentor iüngſt. Nur das iſt zu beklagen:
Sein Beyſpiel wiederlegt, was ſeine Worte ſagen.

An

An Cleon.

Weil Pseudon dich betrog, so schimpfst und schmähleſt du:

O Freund, schreib dir es selber zu,
Und schimpfe nicht. Wie? Das kanst du verlangen?
Ruft Cleon zornig überlaut;
Der böse Mann, o wär er doch gehangen.
Wen hat der Schalk nicht hintergangen?
Freund! den, der ihm noch nicht getraut.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Sechzigſtes Stück.

Mais ſavez vous auſſi, comme on parle de vous?

Boileau.

Ich will dieſesmal auſſerordentlich aufrichtig mit meinen Leſern verfahren. Ich will ihnen gleich zum Anfang geſtehen, daß alles, was ich in dieſem Stücke erzählen werde, blos meine Erfindung iſt, und daß ich nicht einmal weiß, ob ein Menſch ſich ſo ſehr bemühen mag, von dem Freund zu reden.

Quaſi Poeta, tabulas cum cepit ſibi,
Quærit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt;
Nunc ego Poeta fiam.

Plautus.

" Wie ein Dichter, wenn er seine Schreibtafel ergreifet,
" Etwas suchet, das nirgends ist, und es dennoch findet,
" Und das wahrscheinlich macht, was eine Erdichtung ist;
" Eben so will ich jetzt ein Dichter werden.

Doch ich bitte meine Leser um Verzeihung wegen dieses gelehrten Anfangs. Ich dachte nicht daran, daß viele unter ihnen nicht gern Latein lesen. Aber ich habe mir einmal fürgesetzt, auch ein gelehrtes Stück zu schreiben; und dieses soll die gelehrte Geschichte des Freundes seyn.

Die ersten Urtheile von dem Freunde waren fast alle zu seinem Nachtheil. " Schon wieder eine Wochenschrift! und noch dazu von einem so magern Innhalte? Was kann man doch von der Freundschaft schreiben?"

Nach einiger Zeit bekam der Freund einige Liebhaber. Fast alle diejenigen, die einen Gefallen an Stadtneuigkeiten haben, wurden einer Wochenschrift gewogen, in welcher sie dergleichen kleine Geschichten gütigst erwarteten. Sie entdeckten deswegen mit einer bewunderungswürdigen Erfindungskraft die Verfasser des Freundes, und ein jeder von ihnen bewies aus unwidersprechlichen Gründen, daß unsere Blätter in seiner Vaterstadt, und von diesem oder jenem seiner Bekannten geschrieben würden. Wir sind diesen Lesern vielen Dank schuldig, daß sie unsere unberühmten Namen der Welt bekannt gemacht, und unsere kleine Gesellschaft mit

mit so vielen wackern Leuten vermehret haben, die vielleicht zu gleicher Zeit über die undankbare Bemühung der Verfasser, und über den erfindungsreichen Witz der Leser lachen mögen.

Mit gleicher Fertigkeit wußten sie zu den erdichteten Charaktern, die in unsern Blättern beschrieben wurden, wirkliche Personen auszufinden, zu welchen sie sich schicken mußten. Sie wußten sehr genau zu sagen, an welchem Tage Herr Westenstolz sein neues Kleid zum erstenmal angezogen, wie oft Mademoiselle Lachtaube bey dem neulichen Trauerbesuche gelacht, und wieviel die gnädige Frau von Spielteller gestern im Tarock verlohren hätte. Meine Stücke waren besonders zu diesem Glück oder Unglück bestimmt; und, wie Boileau, in einem ähnlichen Falle sagt;

Je recoi vingt avis qui me glacent d'effroi.

Wer kan sagen, ob nicht in mancher Stadt, in welcher ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen bin, ein erzürnter Herr von Sackspiegel einen ganzen Winterabend auf der Strasse gelauret hat, um mich für meine Bosheiten zu züchtigen, wenn ich von dem Coffehause weggehen würde?

Eben diese Leser verursachten noch ein anderes Unglück. Da sie ihrem Grundsatze der Aehnlichkeiten gar zu eifrig folgten, so breiteten sie alle verhaßten Namen sehr freygebig aus, die sie in unsern Blättern antrafen. Sie entdeckten an allen Orten ihrer Bekanntschaft Prudentillen, Spürhunde, Hartsinns und Timarts. Eigentlich waren dieses nur Personen, die jenen Charaktern in der Denkungsart ähnlich waren.

Aber ohne Barmherzigkeit wurden ihnen ihre christlichen Namen genommen, und dafür diese wunderlichen Namen beygeleget. Dieses Verfahren halte ich für gar zu hart. Man kann ja wohl ein Spürhund oder ein Hartsinn in der Aufführung seyn, ohne deßwegen nothwendig Spürhund oder Hartsinn zu heissen. Man ist doch unglücklich genug, wenn man nur in Ansehung des Herzens einem Spürhund, und einem Hartsinn ähnlich ist. In Ansehung des Frauenzimmers ist dieses Verfahren noch unbarmherziger. Sollte man nicht dieses reitzende Geschlecht in Ansehung der Sittenlehre eben sowohl von allem Zwange befreyen, als man es von dem Zwange befreyet hat, an nützlichen Gesprächen Antheil zunehmen, oder wider Willen ein Glas Wein auszutrinken? Wie empfindlich muß es nicht einer Schönen seyn, die vielleicht den artigen Namen Iris führet, wenn sie hören muß, daß man sie itzt Prudentilla nennet; und dieses blos wegen der Kleinigkeit, daß sie ihr Herz vor der wahren Freundschaft verschlüsset, und gegen ihre Reitzungen unempfindlich macht?

Der Freund fieng nunmehr an, ein wenig bekannt zu werden. Wenn es wahr ist, daß, nach einem unumstößlichen Gesetze der Natur, bey einer jeden Schrift, die nur mittelmäßig gut ist, die Zahl der Tadler sich zu der Zahl der Lobredner wenigstens wie 2. zu 1. verhält; so müssen wir sagen, daß, in Ansehung unserer Schrift, die Natur das Gesetz der Sparsamkeit ein wenig vergessen hat. Der Tadel, den wir schon haben ausstehen müssen, verhält sich zu dem Lobe wenigstens wie 4. zu 1. Es giebt gewisse wunderliche Leute,

die

die eine jede kleine Bosheit der Moraliſten gleich auf ſich ziehen, und darüber von ganzem Herzen böſe werden. Man mag noch ſo unſchuldig und ohne Abſicht ſchreiben; ſtets glauben ſie, man hätte auf ſie gezielet. Ich weiß nicht, ob nicht eine verborgene Eitelkeit dieſe Leute argwöhniſch macht. Sie müſſen ſich doch wohl einbilden, daß die ganze Welt die Augen auf ſie gerichtet habe; ſonſt würden ſie nicht ſo fertig ſeyn, alles auf ſich zu ziehen, da man oft nicht einmal daran gedacht hat, ob ſie in der Welt ſind, oder nicht. Dieſe Art von Leuten hat uns vielen Verdruß gemacht. Noch neulich war ich in einer Geſellſchaft, worinn das acht und zwanzigſte Stuck des Freundes geleſen wurde. Ich bemerkte, daß ein gewiſſer Mann bald roth bald blaß wurde, ſo lange die Beſchreibung des Herrn Liebwind dauerte. Endlich verließ ihn alle Zurückhaltung. Er fuhr von ſeinem Stuhle auf, und ſagte mit donnernder Stimme: **Das ſind doch verdammte Paſquillanten! Wüßte ich nur den Verfaſſer dieſes ſchändlichen Blattes. Er ſollte mir ganz gewis keine Beförderung zu hoffen haben.** Die ganze Geſellſchaft fieng an zu lachen. Dieſes erbitterte ihn noch mehr. Er lief nach Hauſe; zum groſſen Vergnügen der Anweſenden, die nur ſein Weggehen erwartet hatten, um ſeine Thorheit mit einigen Anmerkungen zu beehren. Zuletzt ſagte einer: " der gute Mann hätte ſeinen Zorn erſparen können. Vielleicht fehlt es ihm nicht am Willen, ein anderer Liebwind zu werden. Aber zum Glücke iſt er noch viel zu gering dazu, um die Welt durch den Schein eines wichtigen Gönners zu betrügen. "

Unſer Verleger ſagte mir letztens mit einer betrübten Mine, daß einige Frauenzimmer, die ſonſt fleißige

Leserinnen des Freundes gewesen wären, plötzlich aufgehöret hätten, unsere Blätter holen zu lassen. Der gute Mann besorgte, daß dieses schädliche Beyspiel ansteckend seyn mögte. Ich versprach ihm, mich nach der Ursache zu erkundigen. Von ohngefähr erfuhr ich dieselbe, als mir Alceſt erzählte, daß diese Frauenzimmer sehr böse auf unsere Schrift wären, weil sie glaubten, wir hätten in dem sieben und dreyßigsten Stücke durch die Seelen der Stutzerinnen, die sich bey ihrem Leben mit nichts beschäftigen, als sich zu putzen, um den Mannspersonen ohne Unterschied zu gefallen, und deswegen nach ihrem Tode Irrlichter werden, niemand anders, als ihre werthen Personen, bezeichnen wollen. Ich halte es für meine Schuldigkeit, diese artigen Kinder aus ihrem Irrthum zu reissen. Es kann seyn, daß sie die Absicht haben, Stutzerinnen zu werden; aber ich kann ihnen die Versicherung geben, daß sie es in der That nicht sind, und auch schwerlich in Zukunft werden mögten. Sie dürfen deswegen auch nicht besorgen, nach ihrem Tode Irrlichter zu werden; es müßte dann seyn, daß sie an solche einsame Orte versetzt würden, wo kein Mensch hinkommt, der sich nicht ausserordentlich verirret hat. Ich hoffe, daß diese aufrichtige Erklärung diese schönen Kinder befriedigen wird, und daß sie nun ihren Haß gegen unsern unschuldigen Verleger aufheben werden.

Unter allen unsern Lesern kenne ich keinen, der billiger wäre, als Herr Pseudolus ist. Der liebe Mann hat sich in dem Gemählde erkannt, das wir von ihm gemacht haben. Er hat uns nicht allein die freyen Züge, womit wir ihn geschildert haben, nicht übel genommen;

er

er hat ſich ſogar erfreuet, daß wir ſeiner Aufführung Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er lächelte ein wenig, wie er las, daß Ariſt ihm den wahren Verſtand abgeſprochen hätte. Ja, ja, ſagte er, dieſes iſt auch noch eine Dichtergrille, die guten Leute wiſſen viel davon, was zur Weltklugheit gehören. Wenn mir meine Liſt nur Brod verſchaffet, ſo iſt es mir gleichgültig, wie ſie mag genennet werden. Ich gönne den armen Moraliſten ihre vermeinte wahre Klugheit, ihre furchtſame Tugend ſehr gern. Sie mögen ſich dabey erfreuen, und hungern.

Herr Pſeudolus hat noch eine andere Urſache, unſerer Schrift, wenigſtens dem Schein nach, nicht feind zu ſeyn. Er kann ſeine Künſte nicht beſſer ſpielen, als unter der Decke der Freundſchaft. Denn nichts iſt leichter, als einen Menſchen zu betrügen, der einmal glaubt, daß man ſein Freund ſey. Pſeudolus ſieht es alſo ſehr gerne, wenn der Trieb der Freundſchaft unter den Menſchen allgemeiner gemacht wird. Er weiß zwar wohl, daß er nichts dabey gewinnen würde, wenn die Menſchen ihre Freundſchaften nach den Fürſchriften der wahren Klugheit einrichten wollten; aber er verläßt ſich darauf, daß die meiſten leichtgläubig und unbeſonnen genug ſind, um einen falſchen Freund für einen wahren anzuſehen.

Herr Judas Spürhund, der theure Mann, deſſen Name ſchon ſo oft von uns iſt genennet worden, hat ſich gleichfalls bisher für einen Gönner unſerer Schrift bekannt. "Die Leute, ſagt er, ſchreiben zwar ſehr oft unnütze Sachen; aber ihre Abſicht iſt doch zu loben,

und mannigmal kommt ein guter Gedanke mit vor. Nur Schade, daß sie den Zuschauer so oft ausschreiben!" Herr Judas Spürhund erweiset uns viele Ehre. Sein Lob ist zwar ein wenig eigennützig. Dann ihm ist die Ausbreitung der Freundschaft nur deswegen angenehm, weil er dadurch Stoff zu neuen Erzählungen bekommt. Er hat wirklich schon ausgekundschaftet, daß seit einem halben Jahre verschiedene neue Freundschaften sind gestiftet worden, von denen sich die Welt viel Gutes versprechen darf. Er hat erfahren, daß Herr Attila von Menschenschröck und Herr Flaschenkeller gute Freunde geworden sind. Er weiß auch, daß Herr Schmähgern und Herr Unverschämt, der Stadtsatyrikus, itzt sehr fleisig mit einander umgehen, und er hoft mit gutem Grunde, daß die geheimen Geschichte der Stadt durch den vereinigten Fleiß dieser Männer ein groses Licht bekommen werden. Alle diese schönen Verbindungen, die Herr Judas Spürhund uns gütigst zum Verdienste zurechnet, machen ihn zum Gönner unserer Blätter, ob ihm gleich die Art, wodurch wir seinen Charakter bekannt gemacht haben, nicht zum besten gefällt. Doch ist er so großmüthig, daß er sich durch nichts an uns zu rächen sucht, als daß er uns junge Leute nennet, die erst durch die Zeit, und vielleicht durch einige wohlverdiente Züchtigungen mehr Höflichkeit und Erfahrung bekommen werden. Von unsern guten Bekannten, den Kundschaftern, aber hat er mit völliger Gewisheit erfahren, daß sie boshafte und gefährliche Verläumder sind, und er warnet aus christlicher Liebe jedermann für ihnen.

Aber nun komme ich zu dem traurigen Theil meiner Geschichte. Herr Timaret, dem vermuthlich unse-

re

re Beantwortung seines Briefes kein Genüge geleistet hat, will unsere Schrift nunmehr auf eine ganz besondere Art widerlegen. Er sucht in dieser Absicht überall Personen auf, die von der Freundschaft keine vortheilhafte Begriffe haben, und wenn er eine gute Anzahl von solchen Leuten beysammen hat, so will er ihre Geschichte als eine unumstößliche Widerlegung unserer süssen Träume drucken lassen. Der gute Mann giebt sich deswegen viele Mühe. Er zwinget sich, allen diesen Personen freundlich zu begegnen, um sie nur so vertraulich zu machen, daß sie ihm ihre Geschichte erzählen sollen. Der erste, an welchen er sich gewandt hat, war Herr Simplicius. Um das Vertrauen dieses Mannes zu gewinnen, stellte ihm Timaret vor, daß wir ihn durch die Bekanntmachung der kleinen Geschichte, die sich mit seinem neuen Kleide zugetragen hatte, offenbar beleidiget hätten; und rieth ihm, sich an uns zu rächen. Dieser Versuch lief nicht nach Timarets Wunsche ab. Herr Simplicius wurde zwar auf uns erbittert; aber ein Theil seines ausbrechenden Zorns traf zugleich den guten Timaret. "Was? sagte er, glauben Sie vielleicht gar, daß ich mich durch meine damalige Aufführung wirklich lächerlich gemacht hätte? Sie können mich in Zukunft mit dergleichen Zeitungen verschonen. Ich sage es Ihnen, das Kleid war bezahlt. Sie haben eben so wenige Ursache, als die unwitzigen Wochenschriftler, sich um meine Aufführung zu bekümmern. Ich werde sowohl Sie, als die boshaften Pasquillanten schon dafür zu finden wissen." Timaret gieng darauf zur Prudentilla, und suchte sie auf seine Seite zu ziehen. Er stellte ihr vor, daß durch

unſere Schrift ihr Mann in ſeiner unmäſſigen Freygebigkeit noch mehr geſtärket worden ſey; und bat ſie, ſich mit ihm zu vereinigen, und einmal die Welt von dem Ungrunde der Freundſchaft zu überführen. Aber auch Prudentilla wollte davon nichts hören. Sie geſtund zwar, daß ihr Mann ein Verſchwender, und die Verfaſſer des Freundes grobe und unverſtändige Leute ſeyen; aber ſie ſelbſt ſey für die wahre Freundſchaft ſehr eingenommen, und ſie würde noch an dieſem Abend einen Beweis davon geben, da ſie zwo gute Freundinnen zum Eſſen gebeten hätte. Timaret gieng hernach zum Herrn Hartſinn. Auch da ſchlug ſeine Hofnung fehl. Wie? ſagte Herr Hartſinn; ich ſollte wider die Freundſchaft reden? Nein, ich habe ſelbſt ein freundſchaftliches Herz. Ich weiß wohl, daß einige überwitzige Köpfe wider mich geſchrieben haben. Aber die Stadt kennet mich beſſer. Habe ich nicht erſt geſtern einem guten Freunde einen Vorrath von Getraide für einen billigen Preiß verkauft, der mir vielleicht noch einmal ſo viel würde eingetragen haben, wenn ich einen Mißwachs hätte erwarten wollen! Timaret iſt nunmehr auf alle Leute noch einmal ſo erzürnt, als zuvor. Itzt iſt er völlig überzeugt, daß durchaus keine Freundſchaft in der Welt zu finden iſt, weil er nicht einmal zu einem ſo löblichen Werk, als das ſeinige war, einen Gehülfen finden kann. Es iſt ein Glück für uns, daß ſein Anſchlag nicht zu Stande gekommen iſt. Inzwiſchen hat uns doch dieſe Begebenheit überzeugt, daß die Menſchen, wenn ſie gleich ſelbſt zu der Freundſchaft geneigt ſind, doch ſelten Freunde von denenjenigen werden, die von der Freundſchaft ſchreiben.

So

So ſehr hat uns unſere Hofnung betrogen. Wir ſchmeichelten uns im Anfange, ob wir es gleich zu verbergen ſuchten, daß alle unſere Leſer unſere Bemühungen billigen würden. Nunmehr gereuet es uns faſt, daß wir eine Schrift angefangen haben, die uns ſo viel Haß zugezogen hat. Hätten wir doch lieber den Feind geſchrieben! Eine ſolche Schrift müßte gewis Beyfall gefunden haben. Ein jeder, der einen Feind hätte, würde denſelben auf dieſes Buch verwieſen haben. Vielleicht wäre es gar ein allgemeines Lehrbuch geworden, woraus die Menſchen die erhabene Kunſt gelernet hätten, diejenigen recht empfindlich zu verfolgen, denen ſie feind ſind. Denn bißher wiſſen die meiſten Menſchen ihren Haß noch nicht kunſtmäſig auszuüben, ob ſie gleich die gröſte Sorgfalt darauf wenden.

Ich muß hier abbrechen, weil mir in dieſem Augenblicke meine Freunde einige Briefe zuſchicken, die in dieſes Blat eingerucket werden ſollen.

An die Verfaſſer des Freundes.

Gewis, M. H. Sie ſind artige Rathgeber. Wenn mehrere von Ihren Leſerinnen durch Ihre Blätter eben ſo unglücklich geworden ſind, als ich, ſo dürfen Sie ſich von meinem ganzen Geſchlechte eine ungemeine Belohnung verſprechen. Was hat Sie doch bewegen können, unſere unſchuldigen Herzen mit dem träumeriſchen Triebe der Freundſchaft zwiſchen beyden Geſchlechtern zu erfüllen,

len, den Sie in ihrem neunten Stücke so sehr und so groß-sprechend angepriesen haben? Verführer sind Sie, aber keine Rathgeber. Ich bin so thöricht gewesen, Ihrer Fürschrift zu folgen. Ich habe es erfahren. Aber Sie sollen es auch wissen; zu Ihrer Strafe, zu Ihrer Beschämung sollen Sie es erfahren, wie unglücklich für mich die Folge Ihres Raths gewesen ist.

Ich las das neunte Stück Ihrer Wochenschrift in der völligen Ueberredung, daß Sie die Sache vollkommen verstehen müßten, von welcher Sie so zuversichtlich schrieben. Ich wollte keine Pflicht unerfüllet lassen. Ich warf die Augen auf alle Mannspersonen aus meiner Bekanntschaft, um einen auszusuchen, der meiner Freundschaft würdig seyn mögte. Endlich schien mir Dorant der würdigste. Ach! Sie sollten ihn nur gesehen haben; Sie selbst würden ihn gleich für den Würdigsten gehalten haben. Wohlgewachsen, von einem ausgesuchten Geschmacke in der Kleidung, munter und voll schalkhafter Einfälle, und doch dabey, wie es schien, sehr gutherzig, weil er durchaus in Gesellschaften keinen Menschen traurig sehen konnte. —— . Dieses ist das Bild von Doranten. Wenigstens hielt ich es damals für sein Bild. Ich fand bey meiner Wahl desto weniger Schwierigkeit, weil ich schon lange bemerkt hatte, daß Dorant mir vor andern Schönen eine besondere Achtung erzeigte. Ich glaubte, da ich ihn zu meinem Freunde bestimmet hatte, dürfte ich gegen ihn nicht so zurückhaltend seyn, als ich gegen einen Liebhaber hätte seyn müssen. Dorant merkte es bald, daß er mir nicht gleichgültig war. Er suchte Gelegenheit, mit mir allein zu re-

reden, und sagte mir etwas von Liebe vor. Ich erklärte ihm sehr deutlich, daß ich nicht einen Liebhaber, sondern einen Freund suchte. Wie vergnügt schien er meine Freundschaft anzunehmen! Seine Aufführung schien auch in der That alle meine Neigung zu verdienen. Er besuchte mich fleissig, er sprach vertraulich mit mir, und führte sich allemal bescheiden auf. Höchstens hat er mich fünf- oder sechsmal geküsset; und unter Freunden ist doch ein Kuß erlaubt. Nun glaubte ich meine Sachen recht gut gemacht zu haben. Ich sahe schon dem Beyfall meiner Bekannten entgegen, den ich durch meine kluge Aufführung verdient zu haben glaubte. Aber anstatt, gelobt zu werden, bemerkte ich endlich, daß, so oft ich in meine gewönlichen Gesellschaften kam, ein heimliches Lächeln und Zischeln entstund. Ich bin von Natur nicht argwöhnisch; aber zuletzt machte mich dieses ungewönliche Bezeigen meiner Bekannten aufmerksam. Ich befragte deswegen eine alte Anverwanntin, die mir allezeit gewogen gewesen ist. Sie sagte mir im Vertrauen, daß man über mich lachte. Der Bösewicht Dorant hatte sich in der ganzen Stadt berühmt, daß ich mich in ihn verliebt hätte. Er hatte erzählt, daß ich selbst ihm meine Liebe unter dem lächerlichen Vorwand der Freundschaft angetragen hätte, und hundert Umstände mehr, die er theils durch seine unverschämten Zusätze verschlimmert, theils gänzlich erdichtet hatte. Stellen sie sich meinen Zorn vor, wie ich diese entsetzliche Nachricht erfuhr. Ich verboth dem Bösewicht mein Haus. Aber ich glaube, zur Rache hat er sich fürgesetzet, mir alle Gesellschaften zu verbiethen. Wohin ich gehe, verfolgt

er

er mich, und giebt mir die unverschämtesten hönischen Blicke. Mit zwoen von meinen Bekannten habe ich schon gebrochen, weil sie mich etlichemal in einem recht empfindlich spöttischen Ton die Freundin genennet haben. Allen diesen Verdruß, alle diese Spöttereyen habe ich Ihrer verwünschten Wochenschrift zuzuschreiben. Mögten Sie doch in Zukunft selbst die Märtyrer Ihrer thörichten Rathschläge werden. Dieses wünsche ich Ihnen von Herzen.

Meinen Namen brauchen Sie nicht zu wissen.

Meine Herren.

Ich weiß es Ihnen schlechten Dank, daß Sie in ihrem neunten Stücke die Freundschaft unter beiden Geschlechtern so sehr angepriesen haben. Ich habe mich durch Ihre Vorschläge reitzen lassen, mir eine Freundin auszusuchen, und ich habe nichts gefunden, als eine Quelle des Verdrusses. Schon ehe ich ihre Blätter las, verehrte ich heimlich die Reitzungen eines gewissen Frauenzimmers, die ich Elisse nennen will. Ihre Wochenschrift brachte mich auf die Gedanken, daß ich durch die Freundschaft bey dieser Schönen am glücklichsten seyn würde. Denn zur Liebe schienen meine Umstände nicht vortheilhaft genug. Genug, ich entdeckte der reitzenden Elisse meine freundschaftliche Neigung, und sie war so gütig, sie mit Vergnügen, wie sie sagte, anzunehmen. Nun dachte ich, „die Verfasser des Freundes sind doch rechtschaffene Leute. Ihre gute Lehren haben mir ein Glück verschaft, welches ich gewis nicht würde

er-

erhalten haben, wenn sie mich nicht dazu aufgemuntert hätten." Aus einem Triebe der Dankbarkeit war ich schon etlichemal im Begriffe, Ihnen mein Glück zu melden. Eine gewisse Furchtsamkeit hielt meine Feder zurück; und wie froh bin ich itzt, daß ich damals nicht geschrieben habe! Ich hätte mich dadurch gedoppelt lächerlich gemacht. Inzwischen genoß ich ein ganzes Vierteljahr lang die angenehmsten Freuden, die mir meine Einbildung nur verschaffen konnte. Elisse war so freundschaftlich, so zärtlich gegen mich gesinnet, daß ich mich für das Muster glücklicher Freunde hielt. Erst vor wenig Wochen habe ich erfahren, daß mein ganzes Glück ein süsser, ein thörichter Traum gewesen ist. Elisse wurde auf einmal kaltsinnig; wenn ich sie besuchen wollte, war sie entweder nicht zu Hause, oder sie hatte Gesellschaften bey sich, unter denen ich, als ein Feind des Geräusches, eine stumme Person spielen mußte. Ich fand endlich Gelegenheit, sie allein zu sprechen, und machte ihr freundschaftliche Vorwürfe wegen ihrer veränderten Aufführung. Sie lachte mich aus, und nennte mich einen schwermüthigen Träumer. Wäre sie noch damit zufrieden gewesen! Aber sie fieng an, mich in ihren lärmenden Gesellschaften mit meiner freundschaftlichen Ernsthaftigkeit aufzuziehen, und alle junge Herren, die um sie herumflatterten, halfen mich lächerlich machen. Ich begriff endlich, wie thöricht meine Gestalt unter diesem tändelenden Hauffen aussehen mußte. Ein guter Freund eröfnete mir zuletzt das ganze Geheimniß, und bewies mir, daß ich mir anstatt einer würdigen Freundin eine Buhlerin ausgesucht hätte, die meinen

nen Umgang nur zum Zeitvertreibe angenommen hatte, bis ihr Schwarm von Stutzern, der damals gerade anderwärts verflogen war, wiederkommen würde. Was konnte ich thun? Ich mußte mich stillschweigend zurücke ziehen, und es leiden, daß die Leute so lang über mich lachten, bis meine Thorheit durch die Thorheit eines andern abgelöset werden mögte. Sie, M. H. sind inzwischen Schuld daran, daß ich diese Thorheit begangen habe. Wie wenig müssen Sie das Geschlecht kennen, von dem Sie so vortheilhaft schreiben! Nein. Wollen Sie ja noch ferner von der Freundschaft schreiben, so schreiben Sie blos für Mannspersonen. Zu Lehrern des Frauenzimmers scheinen Sie nicht gemacht zu seyn. Dieses Geschlecht hat unfehlbar seine eigene Sittenlehre. Ich bin,

Meine Herren Ihr Trissotin.

Da haben wir nun unsern verdienten Lohn. Ich hatte es wohl gedacht, daß Alceſt durch seine schönen Freundschaftsvorschläge ein Unglücksstifter seyn würde. Er hat es freylich niemanden gerathen, einen Stutzer, oder eine Buhlerin zum Freunde und zur Freundin zu erwählen. Inzwischen würden doch unsere beyden Correspondenten nicht so unglücklich geworden seyn, wenn Alceſt nicht geschrieben hätte. Seine Freundschaft zwischen beyden Geschlechtern ist ohnehin fast nichts anders, als eine Platonische Liebe. Wie lange aber ist nicht schon die Platonische Liebe von allen Leuten ausgezischet worden, welche die Wissenschaft der sinnlichen Zärtlichkeit besitzen? Mich dauret nur die unbekannte Schöne, die an uns geschrieben hat. Herr Trissotin kann sich eher zufrieden geben, denn unter uns Mannspersonen sind Thorheiten doch nichts neues. Aber bey einem Frauenzimmer hat ein solcher Fehler mehr Folgen. Ich wollte unsere schöne Correspondentin gern rächen, wenn ich nur wüßte, auf welche Art es ihr gefällig seyn mögte. Wenn sie es verlangt, so will ich in meinem nächsten Blatte ihren Undankbaren so lächerlich machen, daß er sich schämen würde, wenn er kein Stutzer wäre. Doch, im Ernste zu reden; ein Mensch, der die vortheilhafte Neigung eines gutgesinnten Frauenzimmers, und wann sie auch etwas unbedacht wäre, lächerlich zu machen sucht, hat schon die Verachtung aller ehrlichen Leute verdient. Hier ist noch ein kleiner Brief.

Meine Herren.

Ich habe bisher Ihre Schrift ganz gern gelesen, weil ich glaubte, daß Sie nichts als Wahrheiten schreiben. Gestern aber sagte mir jemand, Ihre Erzählung von Ihrer freundschaftlichen Gesellschaft sey nur eine Erdichtung, denn es sey nicht möglich, daß ein Mensch so viele wahre Freunde haben könnte. Ich mögte gern wissen, ob diese Vermuthung unrichtig ist, oder ob Sie sich nur fälschlich eines so ausserordentlichen Glückes rühmen. Wollen Sie mir erlauben, Ihre Gesellschaft einmal zu besuchen? Dieses würde das beste Mittel seyn, meinen Zweifel zu entscheiden.

Thomas Frager.

Wir bitten den Herrn Frager, uns auf unser Wort zu glauben, daß es zwar ein seltenes, aber doch ein mögliches Glück sey, etliche wahre Freunde zu besitzen. Sein Besuch wird uns sehr angenehm seyn, wenn er denselben nur so lange verschieben will, bis unsere Schrift geendiget ist.

F. Pheron.

Digitized by Google

Der Freund.

Ein und Sechzigstes Stück.

Truces animæ.

Statius

Die meisten Menschen halten doch nichts für geringschätziger, als die Geschäfte des Herzens. In den übrigen Angelegenheiten des Lebens sind sie insgemein vorsichtig genug. Ein Kauffmann, der mit einem andern in eine Handlungsgesellschafft tretten will, pflegt die Umstände desjenigen, den er zu seinem Mitgenossen erwählen soll, sehr genau zu überlegen. Aber wenn man Schritte thun will, die zu dem wesentlichen Glücke oder Unglücke des Herzens führen können, so verfähret man so leichtsinnig, als ob man die nichtswürdigsten Kleinigkeiten vor sich hätte. Man stiftet Freundschaften und Liebesbündnisse, ohne einmal daran

zu denken, ob man zu diesen wichtigen Verbindungen geschickt ist, oder ob man sich würdige Gegenstände ausersehen hat. Es müßte das größte Wunder seyn, wenn eine solche Leichtsinnigkeit glückliche Folgen haben sollte. Aber die Erfahrung sagt es uns auch, wie elend das Ende der meisten Bündnüsse ist, die auf eine so unüberlegte Art geschlossen werden. Es gehöret wenig dazu, sich und andere zu überreden, daß man sein Herz verschenket habe. Wie leicht reuet uns aber ein Geschenke, welches wir gemacht haben, ehe wir wußten, ob es wohl oder übel angeleget seyn würde? Wie empfindlich sind die Folgen, wenn man sein Geschencke wieder zurück nimmt?

Ich wunderte mich, wie ich hörte, daß Lysander und Strephon eine vertraute Freundschaft unter sich geschlossen hatten. Ich konnte nicht begreiffen, wie zween Menschen von so widrigen Charakteren sich miteinander vereinigen könnten; Lysander so empfindlich, und Strephon so leichtsinnig und ausschweifend. Einer solchen Freundschaft konnte man wohl keine glückliche Dauer zutrauen. Sie hat auch bald ein Ende genommen. Aber der Bruch zwischen diesen gewesenen Freunden scheinet noch traurigere Folgen nach sich zu ziehen, als man vermuthet hatte. Lysander kann überhaupt sehr leicht beleidiget werden, und sein unbedachtsamer Freund belei-

dig-

digte ihn desto eher, da er nicht einmal daran dachte, daß man einen Freund beleidigen könnte. Lysander nimmt hingegen diese Beleidigungen desto höher auf, da sie ihm von einem Freunde widerfahren sind. Er äussert nunmehr eine Rachbegierde ohne Schranken, und ich sehe es zum voraus, daß er den armen Strephon unglücklich machen wird. Denn er hat die Mittel dazu in den Händen; und was ist leichter, als einem Leichtsinnigen zu schaden? Sein Herz aber hat sich schon so weit offenbaret, daß man sicher schlüssen kan, die strengste Rache sey in seiner Betrachtung das einzige Mittel zur Schadloshaltung.

Es ist eine gewöhnliche Folge übelgewählter Bündnisse, daß der Haß grösser wird, als zuerst die Liebe war. Wollten die Menschen nur diese einzige Folge recht bedenken, so würden sie in ihr Ursachen genug finden, in ihren Freundschaften und in ihrer Liebe vorsichtiger zu werden. Aber man betrachtet Liebe und Haß als Dinge, die in Ansehung ihrer Sittlichkeit gleichgültig sind. Man wagt es also auf den Zufall los, und will es der Zeit überlassen, ob man in der Liebe fortfahren dürfe, oder den Haß an ihre Stelle setzen müsse. Man vergisset, wie sehr die allgemeine Menschenliebe dadurch verletzet wird, deren Rechte doch so groß sind, daß man den Haß als das äusserste betrachten sollte, wo-

hin die menschliche Freyheit sich kaum jemals erstrecken darf. Dieses ist noch nicht genug. So bald man einen Menschen hasset, so bald betrachtet man ihn als eine Hinderniß unseres Glückes. Man will sich für ihm in Sicherheit setzen, und dieses weiß man nicht anders zu thun, als daß man ihn ausser Stande setzet, uns zu schaden, d. i. man suchet ihn selbst unglücklich zu machen, damit er zu schwach werden möge, uns von neuem anzugreiffen. Auf diese Art verwandelt sich der Verfolgte in einen Verfolger. Dieses ist der erste Grund der Rachbegierde.

Bey den meisten Menschen kommt noch ein zweyter Grund hinzu. Es ist ein sehr niedriger Trost, aber doch ist er den allermeisten Menschen angenehm; wenn sie unglücklich sind, noch andere Personen zu sehen die ebenfalls unglücklich sind. Ein Beleidigter hält sich leicht für unglücklich; er suchet sich den Trost zu verschaffen, seinen Beleidiger auch unglücklich zu sehen. Damit ihm dieses ja nicht fehlen möge, so eilet er selbst seinen Feind in das Unglück zu stürzen, das er demselben wünschet.

Ich weiß nichts, das die Menschen mehr erniedriget, als die Rachbegierde. Der gröste Ruhm des menschlichen Geschlechtes, das wahre Bild des Schöpfers

pfers ist die Menschenliebe; der Trieb nicht nur selbst glücklich zu seyn, sondern auch andere glücklich zu machen. Diese edle Neigung gehet bey einem Rachsüchtigen verlohren. Derjenige, der das Vertheidigungsrecht in die Kunst zu schaden ausdehnet, verwandelt die Unschuld selbst in Beleidigungen und Unrecht. Und dieses ist das Verfahren eines Rachgierigen, ein Verfahren, das zugleich mit den Pflichten gegen andere, und mit der Pflicht gegen uns selbst streitet. Das Glück, das ich für den Angriffen eines Gegners zu schützen habe, ist so viel nicht wehrt, daß ich deswegen auf das Verderben meines Beleidigers denken sollte. Alle seine Angriffe können nur auf meine zufälligen Güter geschehen; mein wahres Glück, das Glück der Seelen, kann mir kein Fremder rauben. Eines theils kann mich die Klugheit in dem Besitze meiner Güter erhalten, ohne daß ich deswegen zukünftigen möglichen Beleidigungen meines Gegners durch gegenwärtige wirkliche Beleidigungen vorkommen dürfte; und wann auch dieses bisweilen nicht möglich wäre, so ist es doch gewis edler in seiner Unschuld einen kleinen Verlust zu leiden, als selbst derjenige zu seyn, der seinen Mitbruder zu verderben suchet. Derjenige, der durch seine Rache neuen Beleidigungen seines Gegners zuvorkommen will, scheinet mit demselben nur um den unseligen Vorzug zu streiten, welcher unter beyden der geschickteste sey, einem Menschen, einen

edlen und zur Glückseeligkeit bestimmten Theil der Schöpfung unglücklich zu machen.

Der andere Grund der Rachbegierde ist noch viel niederträchtiger. So lange man glauben kann, durch die Rache den Besitz seines zeitlichen Glückes zu erhalten, so lange finden kleine Seelen doch noch einen Scheingrund, für ihre Rachbegierde. Sie wollen sich dadurch in dem Genusse eines Glückes erhalten, das ihr enge eingeschränkter Verstand für das einzige Glück hält. Aber einen von unsern Mitbrüdern deswegen unglücklich zu machen, damit man in seinem eigenen Unglücke Gesellschaft haben möge, dieses ist das verabscheuungswürdigste, das Menschen ausüben können. Man mag diese Art der Rachbegierde selbst von der Seite, wo sie allein die Menschen reitzen kann, man mag sie von der Seite der Selbstliebe betrachten; so findet man in ihr nichts, das nicht mit den wahren Empfindungen der Menschheit stritte. Bin ich unglücklich; was hilft es mich denn, daß noch ein anderer unglücklich wird? Das Unglück hat stets etwas rührendes in sich; selbst, wenn es einen andern trift, wird ein menschliches Herz davon beweget. Soll ich denn derjenige seyn, der durch seine Rachbegierde dem ganzen menschlichen Geschlechte die Beyspiele des Unglücks häuffet? In der That, ein Mensch, der seinen Nächsten unglücklich machet, be-

lei-

leidiget das ganze Geschlecht. Er setzet, so viel an ihm ist, einen Weltbürger ausser Stande, der Welt zu dienen, und er vermehret vorsetzlich die traurigen Bilder des menschlichen Elendes.

Ich weiß wohl, daß bey vielen Menschen die innere Sittlichkeit der Handlungen nur ein schwacher Bewegungsgrund ist, wenn ihre Leidenschaften dagegen streiten. Aber diese Menschen sollten sich doch wenigstens durch das Nützliche rühren lassen. Die Rache kann einen Menschen durchaus nicht glücklich machen; sehr oft aber machet sie die Vorbereitung zu seinem künftigen Falle. Indem man sich selbst wegen einer Beleidigung rächet, wird man andern ein Beyspiel, sich auch an uns zu rächen, wenn wir sie beleidigen sollten. Ich mögte den Menschen kennen, der gewis seyn könnte, niemals einen andern zu beleidigen. Eine Uebereilung, eine Unachtsamkeit kann zur Beleidigung werden. Und wer wünschet nicht, daß der Gegner, den er beleidiget hat, versönlich seyn möge? So schön ist die Versönlichkeit, und so vollkommen hat sie das ewige Merkmal der Tugend an sich, daß ein jeder sie bey denen anzutreffen wünschet, mit denen er leben soll. Welch ein Unsinn ist es denn, andern eine Tugend, eine liebenswürdige Eigenschaft zu wünschen, und uns selbst dieselbe zu versagen? Da kein Mensch die Schätzbarkeit der

Verſönlichkeit leugnet, ſo handelt derjenige, der ſich ſeiner Rachbegierde überläſſet, nicht anders, als wenn er bedächtlich den Vorſatz faſſete, ſeine Seele einer Vollkommenheit zu berauben.

Ich habe bisher nur von der Rachbegierde geredet, die auf wahre Beleidigungen zu folgen pfleget. Wie oft rächen ſich aber die Menſchen nicht für eingebildete Beleidigungen? Diejenigen, die man empfindliche Leute nennet, ſind alle Augenblicke fertig, ſich für beleidiget zu halten. Eine Mine, ein Lächeln, ein unſchuldiges Wort kann ihre Wuht anzünden. Insgemein ſind dieſe kleinen Geiſter zugleich die rachgierigſten. Der erſte Schritt zu ihrer Rache iſt der heimliche Haß, den ſie gegen ihren vermeinten Beleidiger faſſen. Damit aber begnügen ſie ſich ſelten. Ihre Ueberzeugung ſagt es ihnen, daß ſie nicht wichtig genug ſind, ihren Gegner durch ihre bloſſe Abneigung zu züchtigen. Sie ſuchen alſo Mittel herfür, ihren Zorn fühlbar zu machen, und ihre Rache äuſſert ſich durch alle Gelegenheiten, die ſich ihrer Begierde zu ſchaden anbieten können.

Da ich oben von den traurigen Folgen der Rachbegierde geredet habe, ſo erinnere ich mich dabey an eine Geſchichte, die ich meinen Leſern erzählen will.

Alon-

Alonso und Lucia, zween tugendhafte und zärtliche Gatten, lebten in einem glücklichen Stande. Ihre äusserlichen Umstände waren vortheilhaft, und zur wahren Freude ihrer Herzen hatten sie zween Söhne von guter Hoffnung. Ihre Freude wurde dadurch vermehret, daß sie selbst in einem Alter waren, welches sie hoffen ließ, noch lange Zeit Zeugen von der guten Aufführung und dem Glücke ihrer Söhne zu seyn. Roderich, ihr ältester Sohn, war ein feuriger Jüngling. Er hatte edle Empfindungen; er war redlich und wohlthätig; seine Neigung trieb ihn stets an, sich in der Welt hervorzuthun, und die Natur hatte ihn mit allen Eigenschaften versorget, die einem Ruhmbegierigen nöthig sind. Die einzigen merklichen Fehler seiner Jugend waren seine Hitze und dabey ein starker Hang zur Rachbegierde. Dieser letzte Fehler beunruhigte seinen wachsamen Vater. Alonso sagte oft zu seinem Sohne; " wie gern wollte ich zufrieden seyn, daß dir die Hälfte deiner Fähigkeiten fehlte, wenn du nur zugleich deine Rachbegierde verlieren mögtest! So lange diese verderbliche Leidenschaft in deinem Herzen ist, so lange fürchte ich alles für dich. Deine gute Eigenschaften selbst werden dir dabey schädlich seyn. Du wirst sie zu Mitteln machen, deine Rache auszuführen, und dein Verderben wird die traurige Wirkung davon seyn. " Durch wiederholte Vorstellungen von dieser Art suchte Alonso seinen

Sohn von einer sträflichen Leidenschaft zu befreyen. Roderich konnte diese Vermahnungen nicht verwerfen; oft fassete er den Vorsatz ihnen zu folgen; aber bey der ersten Reitzung riß ihn sein feuriger Geist wieder fort. Sein Bruder, Livio, war von einer ganz entgegen gesetzten Gemüthsart. Livio war ein sanftmüthiger und zärtlicher Jüngling; er suchte sein Glück allein in der Stille, und seine Freude in dem Glücke seiner Eltern und seines Bruders. Ohngeachtet dieser Verschiedenheit in den Charaktern liebten sich die Brüder aufs zärtlichste.

Roderich hatte von seiner Kindheit an einen vertrauten Freund gehabt. Derselbe war ein Jüngling von gleichem Stande und von gleichen Eigenschaften. Roderich und Gonsalvo eiferten mit einander um Vollkommenheiten und Ruhm; man wußte nicht, welchem von beyden man den Vorzug geben sollte, aber bewundert wurden sie beyde. Ihre Vertraulichkeit dauerte viele Jahre ununterbrochen.

Endlich erblickte Roderich an einem öffentlichen Feste ein Frauenzimmer von seltener Schönheit, und wurde von ihr gerühret. Er erfuhr, daß sie die Tochter eines Mannes von Stande sey, und Olympia hiesse. Diese Nachricht gab ihm gleich Hofnung, daß seine Lie-

be

be von seinen Eltern nicht würde gemisbilliget werden. Den Eintritt in ihr Haus erhielt er leicht. Der Name seines Vaters und seine eigene guten Eigenschaften machten ihn an allen Orten willkommen. Nun glaubte er, daß zu seinem Glücke nichts anders nöthig sey, als die Gegenliebe seiner geliebten Olympia zu erhalten. Aber dieses fand er schwerer als er geglaubt hatte. Olympia erwies sich gegen alle seine Bemühungen kaltsinnig, und da er sie nicht anders als in Gesellschaften sprechen konnte, so war es ihm nicht einmal möglich, ihr die ganze Stärke seiner Neigung zu offenbaren. Endlich gewann er durch Geschenke ihre Vertraute, und diese bestellte ihn an einem Abend in einen Garten, wo er Olympien antreffen und die Freyheit haben würde, ihr seine Liebe ohne fremde Zeugen zu entdecken. Roderich gieng voll Freude von der Vertrauten, und zu seinem Gonsalvo, den er zu seinem Begleiter erwählen wollte. Er hatte demselben noch nichts von seiner Neigung entdecket; nun aber hielt er es für nöthig, weil er es nicht wagen durfte, bey Nachtzeit ohne Begleiter auszugehen. Gonsalvo verrieth gleich, so bald Roderich ihm das Geheimniß entdeckte, eine heimliche Bestürzung, und wie er sich ein wenig erholet hatte, schlug er es ab, ihn zu begleiten. Roderich stutzte, seinen Freund, der sonst stets gegen ihn gefällig gewesen war, auf einmal so verändert zu sehen.

Er

Er muthmaſſete in dem Augenblicke ein Geheimniß, und ſein Muthmaſſen betrog ihn nicht. Denn Golſalvo unterhielt wirklich mit Olympien eine Liebesverſtändniß, welches ſie aus gewiſſen Familienurſachen geheim hielten. Roderich befragte ihn darum, und endlich geſtund es Gonſalvo. Bey dieſer Erklärung war Roderich ſeiner nicht mehr mächtig; die Liebe, der Verdruß und die Eiferſucht, die zugleich in ſeiner Bruſt aufwalleten, brachen in Ausdrücke aus, durch welche ſich Gonſalvo für beleidigt hielt. Die Folge eines ſo unfreundlichen Geſpräches war, daß beyde erhitzte Jünglinge, Roderich aber zuerſt, zum Degen griffen, und Gonſalvo gefährlich verwundet ward. Roderich verbarg ſich etliche Tage bey einigen Bekannten; aber die Eltern des Gonſalvo, die an der Geneſung ihres Sohnes zweifelten, und das Opfer ihrer Rache nicht verlieren wollten, lieſſen ihn ſo ſorgfältig aufſuchen, daß er endlich gefunden und in das Gefängniß gebracht wurde. Seine Eltern, denen dieſer Zufall ein tödliches Schröcken eingejaget hatte, bemüheten ſich umſonſt um ſeine Freyheit; ihre Gegner waren zu ſehr aufgebracht, und wollten ihn durchaus der Straffe überlaſſen. Indeſſen wurde Gonſalvo unvermuthet geſund, und ſeine Geneſung gab Roderichs Eltern Hofnung, ihren Sohn zu retten. Sie konnten aber nichts weiter erhalten, als daß er noch ein viertel Jahr

im

im Gefängnisse bleiben, und alsdann eine Zeitlang aus dem Lande gehen sollte, damit die Verbitterung durch die Zeit überwunden werden mögte. Gonsalvo, dessen Liebesverständniß mit Olympien durch diese Zufälle öffentlich bekannt geworden, bekam das Jawort ihrer Eltern, und der Tag zu ihrer Vermählung wurde bestimmet. An dem Abend vor diesem Tage gieng Roderichs zärtlicher Bruder, Livio, zum Gonsalvo. Seine Vorstellungen waren so glücklich, daß Gonsalvo versprach, gleich nach seiner Vermählung um Roderichs gänzliche Freyheit zu bitten. An eben diesem Tage hatte Roderich Gelegenheit gefunden aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Er hatte erfahren, daß sein Gegner an dem sey, durch Olympien glücklich zu werden. Diese Nachricht, die seiner Liebe so nachtheilig war, setzte ihn in Wuht; die Beschimpfung, die er durch das Gefängniß erlitten zu haben glaubte, kam dazu, und beyde brachten ihn zu dem unglücklichen Entschlusse, alles zu wagen, damit er nur seinen Gegner unglücklich machen mögte. So bald er aus dem Gefängnisse entflohen war, eilte er nach des Gonsalvo Hause. Seine Absicht war, demselben einen Dolch in die Brust zu stossen. Es war schon finster, und in diesem Augenblicke begleitete Gonsalvo Roderichs Bruder aus dem Hause. Roderich hörte die Stimme seines Gegners; ohne weitere Ueberlegung

lief

lief er zu, und stieß dem ersten, der ihm begegnete, den Dolch in den Leib. So bald er denselben fallen hörte, lief er voll von der Empfindung seiner grausamen That aus dem Hause, und eilte nach dem seinigen, von seinen Eltern und Bruder Abschied zu nehmen. Er traf seine Eltern in einem traurigen Stande an. Lucia war aus Betrübniß und Sorge krank geworden. Sie erblickte Roderichen, so bald er in das Zimmer tratt. " Tritt näher, rief sie ihm zu, und reichte ihm ihre Hand. Du bist die Ursache meiner Krankheit, die mir vielleicht das Leben rauben wird. Aber es ist mir ein Trost, und ich will vergnügt sterben, da ich noch meinen Sohn wieder sehe, da ich ihm meinen Seegen geben kann. " Roderich konnte ihr nicht antworten. Sein Herz war durch das Bewußtseyn des begangenen Verbrechens beklemmet; und seine Verwirrung machte seine Eltern bestürzet. Alonso war eben im Begriffe ihn deswegen zu befragen, als sie durch ein Geräusche verunruhiget wurden, welches in dem Hause entstund. Alonso eilte hinaus, und sahe seinen andern Sohn in seinem Blute, der in das Haus getragen wurde. Livio war so schwach, daß er kaum reden konnte; doch ermunterte er sich, da er Roderichen erblickte " Ach mein Bruder! rief er, ein Böswicht hat mich ermordet, da ich im Begriffe war, deinen Gegner mit dir zu versönen. Doch bin

ich

ich noch in diesem Stücke glücklich gewesen. Gonsalvo ist dein Feind nicht mehr. Komm mein lieber Roderich, umarme mich, und laß deinen Bruder in deinen werthen Armen sterben." In diesem Augenblicke begriff Roderich die ganze Abscheulichkeit seiner That. Die Rache hatte ihn verblendet, und den Dolch, den er für Gonsalvo bestimmet hatte, in die Brust seines geliebten Livio gestossen. Entsetzen und Schmerzen überwältigte ihn; er wollte sich zu seinem Bruder niederbucken, und fiel ohnmächtig zu Boden. Es war nicht möglich, der zärtlichen Lucia diesen Auftritt zu verbergen. Auf ihr inständiges Anhalten mußte Livio in das Zimmer getragen, und auf ein Bett neben das ihrige gelegt werden. Hier beschäftigten sich ihre sterbenden Augen ihn anzusehen, den auch schon das Leben zu verlassen anfieng. Der traurige Alonso, der an seinen eigenen Schmerz nicht gedenken konnte, eilte bald zu seiner Gattin, bald zu seinen Söhnen, und suchte ihnen allen einen Beystand zu geben, der sie nicht mehr retten konnte. Endlich erholte sich Roderich von seiner Ohnmacht, und gieng in das Zimmer. Eine Todtenbläſſe war über sein Angesicht ausgebreitet; seine starren Augen verriethen das Entsetzen, womit sein Herz erfüllet war, und verbreiteten Schröcken auf die Anwesenden. Er gieng zu seinem Bruder, und sagte mit bebender Stimme;

" Livio,

" Livio, willst du den Böſewicht ſehen, der dein Mörder iſt? Ich bin der Abſcheuliche, der dich umgebracht hat. Meine raſende Rache hat mich verblendet, daß ich meinen liebſten Bruder nicht von meinem Feinde unterſcheiden konnte. Aber bey dieſer werthen Hand —— hier ergriff er ſeines Bruders Hand —— ſchwöre ich dir, meine Fauſt ſoll das Verbrechen rächen, das ſie begangen hat. " Er zitterte etliche Schritte zurück. Sein Vater merkte ſein unſeliges Vorhaben, und eilte ihn zu umfaſſen; aber er kame zu ſpät. Roderich hatte ſich mit dem Dolche, der ſeines Bruders Blut noch an ſich hatte, das Herz durchſtoſſen, und fiel todt zur Erde. Keiner von den Anweſenden konnte dieſen Anblick ausſtehen. Alonſo lief aus dem Zimmer, ohne zu wiſſen was er that. Aber bald erinnerte er ſich, daß Lucia und Livio noch in demſelben waren. Er kam zurück, und war noch Zeuge von ihren letzten Seufzern. Sie verſchieden bald hernach. Alonſo aber behielt ſein Leben noch einige Jahre. Der redliche bedaurenswehrte Greiß! So unglücklich machte Roderich durch ſeine Rachbegierde ſein ganzes Haus; am meiſten aber ſich ſelbſt.

Der Freund.

Zwey und sechzigstes Stück.

Ein jeder gleichet seinen Träumen,
Im Traume zecht Anakreon:
Ein Dichter jauchzt bey seinen Reimen,
Und flattert um den Helikon.
Für euch Monaden! ficht mit Schlüssen
Ein Liebling der Ontologie;
Und allen Mädchen träumt von Küssen,
Denn was ist wichtiger für sie?

Lyr. Ged.

An die Verfasser des Freundes.

Meine Herren.

Ich habe eine Erfindung gemachet, die mir ungemein wohlgefällt. Wollen Sie es mir zu Gefallen glauben, daß ich dieselbe Ihnen aus einer besondern Neigung gegen Ihre Blätter mittheile? Ich muß es zwar erwarten, daß sie vielleicht glauben werden, ich hätte nur aus Noth meine Zuflucht zu Ihnen genommen, weil ich keinen eigenen Verleger bekommen könnte.

Digitized by Google

Aber es sey. Wenn Sie meine Erfindung nur durch Ihre Blätter bekannt machen, so kann es mir allenfalls gleichgültig seyn, was Sie von meinem Verfahren denken mögen.

— Ich bin auf eine besondere Entdeckung gekommen, die die Träume betrift. Die alten Lehrgebäude der Traumdeuter sind aus der Mode gekommen; und es wäre doch Schade, wenn ein so grosser Theil des menschlichen Lebens, als derjenige ist, den man mit Schlafen und Träumen zubringet, ganz unnütze seyn sollte. Ich nehme es zum Grundsatze an, daß der Mensch im Traume seine gewönliche Denkungsart behält, ja daß er sich sogar derselben freyer überlässet, als im Wachen. Denn im Traume hindern ihn keine auswärtige Umstände; die ganze Welt bildet sich alsdenn nach seiner Einbildungskraft, und diese nach seinen Neigungen. Wenn ich dieses zum voraussetze, und dabey nur die Ausnahme mache, daß einige wenige Träume, die durch besondere Zufälle verursachet werden, von der gewönlichen Denkungsart des Träumenden abweichen; so glaube ich, kann ich mit ziemlich philosophischer Strenge den Schluß machen, daß man die Denkungsart eines Menschen am sichersten aus seinen Träumen entdecken kann. Und wenn dieses ist, so habe ich durch die Bekanntmachung meines Satzes der Welt keinen geringen Dienst geleistet. Denn wie orgfältig suchen nicht die Menschen ihre wahre Denkungsart zu verbergen; und wieviel ist gleichwol daran gelegen, die Denkungsart eines jeden zu wissen, mit dem wir umgehen? Um

Um Ihnen aber, M. H. nicht blos trockene Beweise zu geben, so will ich Ihnen einige Fälle erzählen, die meinen Satz unwidersprechlich darthun. Ich glaube, Sie kennen die Jungfer Modesta. Gewiß, Sie müssen sie kennen. Das schöne junge Frauenzimmer, das in dem Eckhause der —— . Strasse wohnet; die sittsame Schöne, die bey allen Schmeichelreden der Mannspersonen blaß wird, und das Fenster zuschlägt, sobald man sie grüsset. Neulich habe ich dieses Frauenzimmer behorchet, da sie ihrem Cammermädchen erzählte, was sie seit einigen Tagen geträumet hatte. Einmal hätte ihr geträumet; sie sey spatziren gegangen, und plötzlich in ein Gedränge von Bauren gekommen. Auf einmal sey der Herr von Schönfus in seiner neuen Staatskutsche hergefahren, und hätte sie aus dem Gedränge in seine Kutsche gesetzet. Sie sey mit ihm nach seinem Rittergute gefahren, wo sie eine Menge Freunde, und sogar einen Pastor angetroffen hätte. Darüber sey sie aufgewachet. In der folgenden Nacht hätte ihr geträumet; sie sey auf dem Wasser gefahren, und ein starkes Ungewitter hätte ihr Fahrzeug umzuwerfen gedrohet. Auf einmal sey ein gewaltiger Sturmwind gekommen, der sie ans Land gebracht hätte. Kaum sey sie auf dem Trockenen gewesen, so sey zu ihrem Erstaunen aus dem Sturmwind der Herr von Schönfus geworden, und hätte sie

in den Armen gehalten. Sie erzählte noch etliche Träume von ähnlicher Art; und in jedem kam der Herr von Schönfus vor. Sie vergaß nicht, bey dem Ende einer jeden Erzählung dem Cammermädchen zu sagen; „glaube ja nicht, Justine, daß ich wachend an den Herrn von Schönfus gedenke. Ich weiß kaum, wie er aussiehet. Aber du weißt wohl, daß man oft seltsame Träume hat." Soll ich Ihnen sagen M. H. was ich von der Jungfer Modesta und von ihren Träumen halte? Aller ihrer spröden Sittsamkeit ohngeachtet halte ich sie für verliebt, und zwar in den Herrn von Schönfus selbst verliebt. Sie würde gewiß sonst nicht so fleissig von ihm träumen.

Ich habe die Ehre in der Nachbarschaft der gnädigen Frau von Tief zu wohnen. Diese Ehrwürdige Matrone ist das Muster aller Tugenden und insbesondere der christlichen Demuht; sie ist die Krone der Alten. Dieses weiß die ganze Stadt. Aber die Stadt sollte nur die Träume der gnädigen Frau wissen. Sie erzählte neulich einige davon einer andächtigen alten Frau, die ihre Vertraute ist. Zweymal hatte ihr geträumet, daß sie an einen Feldmarschall vermälet worden sey; und kurz darauf war ihr im Traum vorgekommen, daß sie in den Fürstenstand sey erhoben worden. Ihre Gnaden setzten hinzu; „da sieht man, wie die

Tu-

Tugend auch im Schlafe den Anfechtungen unterworfen ist. Der Himmel behüte mich für eiteln Gedanken. Es ist wahr, in meinen jüngern Jahren wurde mir einmal prophezeyet —— . " Ich konnte, weil von ohngefähr ein Geräusche entstund, nicht hören, was der gnädigen Frau war prophezeyet worden. Aber ich glaube, ich kann, auch ohne einen Wahrsagergeist zu haben, doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sagen, daß das Herz der frommen und demüthigen Frau von Tief nicht so weit von der Welt entfernet ist, als ihr Mund und ihre Mine.

Eine alte Traumdeuterin, die ich oft zu mir kommen lasse, nicht um von ihr etwas zu lernen, sondern nur durch ihre Nachrichten meine Sammlung von Träumen zu vermehren, hat mir einen merkwürdigen Traum der Frau von Sanft erzählet. Die Frau von Sanft wird wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer liebreichen Harmonie mit ihrem zärtlichen Gemal bewundert. Neulich war ihr Gemal gefährlich krank. Sie, die treue Gattin, hatte sich ein Faulbette in sein Zimmer bringen lassen, um Tag und Nacht bey ihm zu seyn. Nachdem sie zwo Nächte gewachet hatte, überwältigte sie ihre Mattigkeit, und sie sank auf das Bettchen. Sie fuhr nach ein paar Stunden in dem größten Schröcken auf, und rief; „ Er ist tod! Was

soll ich anfangen!" Sie erwachte durch diese Heftigkeit. So bald sie sich besinnen konnte, bat sie ihren Gemahl um Verzeihung, und strafte sich selbst, daß sie ihn erschröcket hatte. Er küssete ihr die Hand, zur Danksagung für ihre zärtliche Sorge, die ihr sogar den Schlaf ängstlich machte. Verdienet eine solche Frau nicht Hochachtung! Aber lassen Sie sich nur den Traum selbst erzählen M. H. Sie hatte getraumet, ihres Gemals Secretair sey mit ihr in dem Garten gewesen, und sie hätten eine angenehme Unterredung gehalten. Auf einmal sey eine Kutsche gekommen; sie hätten sich beyde hineingesetzet, und wären in die Stadt gefahren. Sie stiegen vor einem prächtigen Hause ab, welches dem Secretair gehörte, der Minister geworden war. Hier überliessen sie sich dem völligen Vergnügen der Zärtlichkeit. Mitten in ihrem vertraulichsten Gespräche drang ihr Gemahl in das Zimmer, und schoß dem Secretair den Kopf entzwey. Darüber war sie in einem solchen Schröcken aufgefahren. Dieses war ihr Traum, und dergleichen Träume hat sie mehr gehabt; theils von dem Secretair, theils von andern. Soll ich von diesen Träumen die Schlußfolge auf ihren Charakter, und vielleicht auf ihre geheime Aufführung machen? Es ist unnöthig.

Sehn Sie dort, M. H. den frommen Herrn Seufzer am Fenster. Mit welchem feierlich segnenden Ge-

Blicke begleitet er den vornehmen Mann, der vor seinem Hause vorbeyfähret! Wissen Sie, was er zu dem Bekannten saget, der mit ihm am Fenster stehet! „Segnet eure Feinde." Ja, so ist es. Der vornehme Mann ist sein bitterer, sein gewaltsamer Feind. Der arme Herr Seufzer hat viele Feinde. Kein Wunder. Der Gerechte muß viel leiden. Seine Aufführung gegen alle seine Feinde ist so erbauend. Mit Freuden würde er ihnen wohl thun, wenn es in seinem Vermögen stünde. Aber weil ihn seine geringen Umstände, die ihn nur in soweit kränken, als sie seine wolthätige Neigung zu sehr einschränken, daran verhindern, so muß er sich begnügen, sie zu segnen, und ihnen alles gutes zu wünschen. So redet Herr Seufzer, und die ganze Stadt glaubet ihm. Wissen Sie wohl seine Träume? In der vergangenen Nacht sahe er den vornehmen Mann, den er noch heute gesegnet hat, einmal arm, hernach landflüchtig. Ein andermal war Herr Seufzer sein Richter, und lies ihn aufs Rad flechten. Dergleichen Träume hat er beständig von seinen Feinden. Ich will hundert gegen eines wetten, Herr Seufzer spricht nur deswegen so gut von seinen Feinden, damit man seine Streithändel durchaus nicht unparteiisch beurtheilen möge, und weil er weiß, daß eine öffentliche Rachbegierde bey seinen ohnmächtigen Umständen lächerlich lassen mögte. Er nimmt seine

Rache in Träumen. Ich verdenke es ihm nicht. Wie mancher Mensch freuet sich, wenn er zum wenigsten im Traume sein Herz befriedigen kann? Ich könnte ihnen hundert Beyspiele davon anführen. Daß Seladon mit Gunstbezeugungen pralet, die ihm Selinde soll erwiesen haben, ist so gar ungegründet nicht, als man glaubet. Im Traume hat er mehr als zwanzig Küsse von ihr bekommen. Wer will es ihm verdenken, daß er sich seines Luftglückes rühmt, da er selbst ein Luftmensch ist?

Dorant quält die Leute recht mit seinen Bemühungen, für einen Freygeist in der Lehre gehalten zu werden. Dabey pranget er mit seiner regelmäsigen Lebensart. Sie wissen, M. H. den Schluß, den er daraus ziehet, und so prächtig hersaget! **Tugend kann ohne Religion seyn.** Jedermann hält dieses für seinen Ernst, und bedauret ihn. Man wünschet den Menschen als einen Christen zu sehen, dessen Wandel der Religion Ehre machen würde. Ich bin bis daher auch so gutwillig gewesen, alles dieses von ihm zu glauben. Aber nun habe ich ihn entdecket. Dorant ist gerade das Gegentheil von dem, was er scheinen will. Kein Freydenker; vielmehr hat er eine knechtische, ärger als knechtische Furcht für den GOtt, den sein pralender Mund verläugnet. Seine

Frey-

Freygeisterey ist in seiner Lebensart. Er würde sich in allen Lastern wälzen, wenn er Herz hätte. Auf diese Entdeckung haben mich seine Träume gebracht. Die Hälfte seiner Träume sind von Lastern, die er in der Einbildung begehet. Und denn siehet er gleich Gefängniß und Leibesstrafen. Die andere Hälfte seiner Träume handelt von Gespenstern und von der Hölle. Er erwachet allemal in einer Todesangst, und brauchet wenigstens drey Stunden, ehe er sich erholen und seine gekünstelte Thorheit, seine halb schöne halb abscheuliche Larve wieder vorziehen kann. Der Mensch sollte im Ernste ein Freydenker seyn? er, der heimlich zittert? Er sollte im Ernste tugendhaft seyn? er dessen Gedanken, wie die Folgen seiner Einbildungskraft beweisen, stets mit Bildern der Laster und der bürgerlichen Strafen angefüllet sind? Dorant ist ein niederträchtig eitler und zaghafter Mensch. Daß er die Religion leugnet, kommt daher, weil er weiß, daß der

Staat keinen Narren blos wegen seiner Narrheit strafet, und weil er sich einbildet, daß der höhere Richter, für dem er im Herzen bebet, einmal mit einer geschwinden Nothbusse zufrieden seyn würde. Daß er aber in seiner Lebensart eingezogen ist, entstehet blos aus Furcht für den Strafen, die seinen geliebten Lastern von den bürgerlichen Gesetzen gedrohet werden. Das ist Dorant.

Ich weiß fast nicht, ob ich recht gethan habe, Doranten in diese Sammlung zu bringen. Sein Charakter ist gar zu ernsthaft unglücklich. Ich will Ihnen einen andern erzählen, und denn meinen langen Brief beschlüssen.

Wissen sie wohl, warum Herr Schwarzbart auf der neulichen Hochzeit so tiefsinnig war? O! verstellen Sie sich nur nicht. Ich weiß es doch, daß zween von Ihnen gegenwärtig waren. Gut Sie wissen es also; Herr Schwarzbart war tiefsinnig. Was denken Sie, wa-

warum? Wegen seines Kleides. Herr Schwarzbart wegen seines Kleides! Unmöglich. Der Mann ist zu sehr ein Philosophe. Er bekümmert sich um seine Kleidung nicht weiter, als ein vernünftiger Mann thun muß; nemlich kein Sonderling zu werden. Alles gut. Aber lassen Sie sich nur die Sache erzählen. Herr Schwarzbart hat schon zweymal geträumet, daß er sein Kleid beflecket hätte, und deswegen von einigen jungen Leuten sey ausgelachet worden. Beidemal traf sein Traum ein. Diesen unglücklichen Traum hatte er wieder, die Nacht zuvor ehe er zur Hochzeit gieng. Das beunruhigte ihn. Ich weiß es ganz gewis. Glauben Sie etwa, daß man in seiner Kleidung nicht anders eitel seyn könne, als wenn man wie Medor und Silvan ist, die sich auf ihre reichen Westen etwas zu gute thun? Ich versichere Sie, man kann auch auf einen grauen Rock stolz seyn. Man darf sich nur einbilden,

Digitized by Google

der graue Rock gebe dem weisen Manne ein besonder ehrwürdiges Ansehen, so ist die Eitelkeit fertig.

Hier haben sie also, M. H. einige Versuche, wie weit ich es in meiner Kunst gebracht habe. Den Nutzen davon will ich Ihnen nicht anpreisen. Können Sie meine Dienste ferner brauchen, so bin ich der Ihrige. Soll ich Ihnen auch etwa Ihre eigenen Träume auslegen? Träumen Sie nicht oft von ihrer Wochenschrift? Träumen nicht bisweilen von nachtheiligen Recensionen?

Ich bin,

Meine Herren,

Ihr

F. Mathanasius Träumer.

Die Verschwiegenheit.

Ihr fraget mich warum Arist
Noch immer nicht verehlicht ist?
Hat er den Korb davon getragen?
Ihr Freunde warum fragt ihr mich?
Wer ist verschwiegener als ich?
Ich darf's nicht sagen.

✿ ✿ ✿

Warum sich Doris ehrbar stellt
Den Fächer vor die Augen hält
Wenn Stutzer freye Scherze wagen,
Das weis ich, doch ich schweige still.
Wer ist's wohl den sie locken will?
Ich darf's nicht sagen.

Digitized by Google

✿ ✿ ✿

Ihr wißt Crispinens junge Frau
Ist sparsam, zänkisch und genau
Sie weis ihm alles abzuschlagen,
Jedoch sie giebt ihm Geld zu Wein,
Er geht, und Sie, sie bleibt allein?
Ich darf's nicht sagen.

✿ ✿ ✿

Ich weis, warum der Jude lacht,
Wann Orgon stolze Minen macht,
Ihr mögt den Juden selber fragen.
Das Kleid, womit Herr Organ prahlt,
Ist schön. Doch ist es auch bezahlt?
Ich darf's nicht sagen.

✿ ✿ ✿

Ihr wißt daß Mopsa Tag und Nacht
Der Tochter, die sie streng bewacht
Räth, alle Stutzer zu verjagen.
Glaubt sie, sie möchte, trotz dem Rath
Thun, was sie sonsten selbsten that?
Ich darf's nicht sagen.

✿ ✿ ✿

Jüngst fand ich im verschwieg'nen Hayn
Mein liebstes Mädchen ganz allein:
Nun höret auf mit eurem Fragen.
Zu sagen was im Busch geschah
Verboth mir meine Silvia,
Ich darf's nicht sagen.

Siehst

Siehst du wie sich Herr Schwätzviel bläht
Und stolz die arme Dichtkunst schmäht
Wirst du zu widersprechen wagen?
Du schweigst und steh'st gelassen da,
Gesteh nur was du denkest — — ja
Ich mag's nicht sagen.

E.

Der Freund.

Drey und sechzigstes Stück.

Solos felices viuentes clamat in vrbe.

Horat.

An die Verfasser des Freunds.

Meine Herren!

Ich lebe auf dem Land, in einer anmuthig-schönen Gegend. Wo ich hinsehe, finde ich eine angenehme Augenweide. Ich betrachte den schönen, den reitzenden Wießgrund mit so grossem Vergnügen, als die frisch heranwachsende Früchte der Aecker und Gär-

ten. Wenn ich allein, oder in Gesellschaft meiner Schwester spatziren gehe, finde ich mehr Vorzügliches in der Natur, in den Werken des grossen Schöpfers, als wenn ich die prächtigen Gebäude der Städte betrachte. Ich habe das Vergnügen, manchmal in Gesellschaft vernünftiger und tugendhafter Freunde zu seyn. Dieses Vergnügen ist mir um so viel schätzbarer, weil ich es nicht täglich habe. Die Stunden, welche mir meine Geschäffte übrig lassen, widme ich keiner schlechten Gesellschaft, nein! ich wende sie zur Ergötzung meines Gemüths an, ich bringe sie mit der schönsten, mit der edelsten Beschäfftigung hin. Ich lese witzige und lehrreiche Schriften, und daran habe ich durch die Vorsorge eines werthen Freundes keinen Mangel. Dieses ist auch das Vergnügen meiner

Schwe-

Schwester, und unsere gütige und liebreiche Eltern gönnen uns diesen nützlichen Zeitvertreib mit Vergnügen. Sehen Sie Hochgeehrteste Herren! wie vergnügt man sich das stille, das angenehme Landleben zu Nutze machen kann. Erlauben Sie mir, daß ich es dem Stadtleben in vielen, ja in denen meisten Stücken vorziehen darf. Sie werden sagen, daß ein Vernünftiger bey dem Besitze einer wahren Tugend, und also bey einem freudigen Gewissen überall vergnügt lebt, und ich bin auch davon überzeugt; doch glaube ich, daß man auf dem Lande mehr Gelegenheit hat, die Weisheit und Güte des Schöpfers zu betrachten, und sich an der Tugend und schönen Büchern zu ergötzen, weil man nicht so oft durch das Geräusch, das in Städten herrschet, gestöhret wird.

Wie weitläuftig schreibe ich? Ich wollte Ihnen blos vor die poetischen Betrachtungen danken, die Ihr Damis neulich über das Landleben gemacht hat. Vergeben Sie mir diese Freyheit. Ich bin mit vieler Hochachtung

Dero

Vom Lande
Im April 1755

gehorsame Dienerin

Melinde.

Da-

Damis an Melinden.

Du, deren freyes Herz von Stadt und Lärm entfernt,
Das Glück der Einsamkeit vergnügt empfinden lernt,
Die wenn du vor dem Reitz geschmückter Unruh fliehest,
Den Vater der Natur in seinen Werken siehest,
Melinde! glaube nicht, daß das Geräusch der Stadt,
Die Weisheit stets verscheucht, und keine Reitzung hat.

Es lebt auch hier, entfernt von Eitelkeit und Sorgen,
Oft mitten in der Stadt ein Mann, der Stadt verborgen,

Der seine Größe fühlt, der Thoren Stolz verlacht,
Und sich durch Redlichkeit und Tugend glücklich macht.
Er suchet unerkannt die Laster zu bestreiten;
Er theilt nicht Lehren aus, er schmählt nicht auf die Zeiten,
Er tadelt andre nicht, sein Beyspiel lehret blos,
Er bleibt sich selbsten gleich und auch im kleinen groß.
Genug, er kennt sich selbst. Er lacht von heitern Höhen
Auf Thoren sanft herab, die zornig auf ihn schmähen.
Er lebet für die Welt und nicht für sich allein,
Und mitten im Gedräng kann er oft einsam seyn.

✿ ✿ ✿

Die prächtige Natur kann man auch hier empfinden;
Geselligkeit und Witz kann Freunde hier verbinden

Von

Von Schmeicheleyen fern, von Falschheit unverstellt
Sind sie sich eine Stadt, sie sind sich eine Welt.
Nur muß ein Weiser hier um ungestöhrt zu leben
Den Ruhm und Ehrsucht fliehn; anstatt nach Ruhm zu streben
Mit allem Vorbedacht und mit der feinsten List
Verbirgt er vor der Welt, daß er ein Weiser ist.
Kann man nicht auf dem Land auch stolze Thoren sehen,
Die mit sich selbst vergnügt die stille Weisheit schmähen?
O Freundin! ungestraft darf niemand weise seyn.
Wer Thoren fliehen will, der bleibe ganz allein.

✿ ✿ ✿

Uns hat der Vorsicht Macht in eine Welt gesetzet,
Die ieden, der sie kennt und kennen will ergötzet:
Doch diese Welt ist nicht für Menschen ganz allein;

Digitized by Google

Auch Thieren räumte sie zugleich den Erdball ein
Da wir das flücht'ge Wild in Büschen leiden können,
Wer würde Thoren auch nicht ihren Platz vergönnen?
Theils thöricht von Natur und theils muthwillig blind,
Sind sie genug gestraft, indem sie Thoren sind.
Ein Weiser lebt vergnügt auch mitten unter ihnen:
Sie müssen ihm noch oft zu seinem Endzweck dienen.
Sie sind dem Weisen stets, trotz ihrem stolzen Wahn,
So sehr als wie das Wild dem Menschen unterthan.
Wahr ists, es muß der Mensch ergrimmte Löwen fliehen,
Ein Weiser muß sich oft des Thoren Zorn entziehen;
Jedoch die Klugheit siegt, durch List wird Macht geschwächt:
Stets ist ein Weiser frey, der Thor bleibt stets ein Knecht.

Glaubst

✿ ✿ ✿

Glaubst du, daß nur die Stadt der Thoren Schwarm umschränket?

Das man nur in der Stadt nicht fühlet und nicht denket?

O nein! kein Winkel ist in dieser Welt so klein,

Es schleichet unbemerkt sich doch ein Thor hinein.

Wann Mops in seinem Dorf den Nachbarn quält und drücket

Im Kleinen untreu wird, und seinen Freund berücket,

Auf seinen Reichthum stolz den Armen von sich jagt

Dem Knecht den Lohn entzieht, und plumpe Lügen sagt:

Da Pseudon in der Stadt mit feinem Anstand lüget

Stolz ist mit Artigkeit, mit guter Art betrüget:

Ist Mops ein kleinrer Thor, ein kleinrer Böswicht

Als Pseudon? Das glaubt Mops, ich aber glaub es nicht.

✿ ✿ ✿

Ist Thrax der jeden Tag zu trunknen Festen weyhet,
Noch thörichter, als Grill, der in den Schenken schreyet?
Nein, denn ihr Unterschied ist dieser nur allein
Der wird vom Bier berauscht; der vom Champagner Wein.

✿ ✿ ✿

Wenn Stentor in der Stadt mit stolzen Schritten gehet,
Da Mävius sich stolz bey seinen Bauren blähet,
Hat Stentor gössren Stolz? Ich wollte wetten, nein.
Er Trulliber * will stets mehr als ein Bischof seyn.

Die

* s. die Geschichte des Joseph Andrews.

✿ ✿ ✿

Die Stadt macht manchen fromm, bemerkt
scheut man Verbrechen

Man ziehet auf das Land, sich an dem Zwang zu rächen.
Die Freyheit ist es zwar die Sterbliche beglückt,
Doch alle Herzen sind zur Freyheit nicht geschickt.
Sie werden bald ihr Glück mit ungezähmten Lüsten
Und ihren freyen Stand misbrauchen und verwüsten:
Der Weise bleibt vergnügt und groß in iedem Stand,
Frey bleibt er in der Stadt, frey bleibt er auf dem
Land.

✿ ✿ ✿

Der der die Welt nicht kennt in unschuldsvoller
Jugend

Hält oft aus frommem Wahn Unwissenheit für Tugend

Er

Er glaubt sich tugendhaft: doch wenn sich seinem Geist
Auf einmal eine Welt voll neuer Wollust weist,
Dann ist er oft zu schwach die Neigungen zu zwingen,
Die sich ins ofne Herz des Unerfahrnen dringen;
Er folgt der Wollust Ruf, vergißt sein vor'ges Glück,
Und wird oft lasterhaft in einem Augenblick.
So traut ein Kaufmann dort den unbeständ'gen Winden
In einer neuen Welt ein blendend Glück zu finden;
Doch siehet er noch oft mit thränenvollem Blick
Nach seinem Vaterland nach seinem Freund zurück.
Er weis was er verläßt, er weiß nicht was er findet:
Doch folgt er seinem Glück und Freund und Port verschwindet
Im Fliehn beseufzet er von seinem Wahn regiert,
Das Glück das er itzt sucht, das Glück das er verliehrt.

So

So gibt der Jüngling auch, sieht er gleich oft zurücke
Der Unschuld sanfte Lust für unbekanntes Glücke;
Der Neubegierde Macht reißt ihn vom sichern Port
Wild in die stürmsche See der Leidenschaften fort.

✿ ✿ ✿

Der ist kein Weiser noch, dem die Erfahrung fehlet
Der noch die Welt nicht kennt, auf die er strafend schmählet.
Der, der verdient mit Recht, daß man sein Lob erhöht,
Der Welt und Wollust kennt und ihren Reitz verschmäht.
Der ist so gut ein Thor, der iede Lust verachtet,

Als

Digitized by Google

Als der, der ohne Ziel nach neuen Freuden schmachtet.

Ein Weiser mässigt sich, ein Thor weis gar kein Ziel,

Der der sich selbst nicht kennt, traut stets sich gar zu viel;

Wer andre wirklich kennt, wird auch sich selbsten kennen.

Soll iede Zeit mit Recht euch wahre Weisen nennen:

Lebt nicht der Nachwelt bloß, lebt unsrer Zeit zugleich.

Kennt andre, kennt die Welt, vor allem kennet euch.

✿ ✿ ✿

Der Lärm der Städte kann die Ruhe nicht verscheuchen,

Wer dieses Glück verdient, von dem wird sie nicht weichen

Der

Der dessen eitles Herz dies Glück nicht in sich hat,

Bleibt traurig auf dem Land und traurig in der Stadt.

Wer wirklich ruhig ist, scheut nicht des Volkes Menge

Er bleibet ungestört und ruhig im Gedränge.

Ein Thor will stets bemerkt und stets bewundert seyn,

Ein Weiser lebt vergnügt, schließt in sich selbst sich ein.

Er wird, bereit, dem Lauf der Thoren auszuweichen

Des Lebens dunkle Bahn mit stillem Schritt durchschleichen.

Sein Herz bleibt dem Gesetz der Tugend unterthan,

Den äusserlichen Schein bestimmt der Bürger Wahn.

Melinde, komm und hilf Geschmack und Witz verbreiten,

Hilf

Hilf uns in unsrer Stadt der Thoren Schwarm bestreiten,

Mehr als Ermahnungen lehrt oft ein feiner Scherz,

Was Sitten bessern kann, das bessert auch das Herz.

L.

Digitized by Google

Der Freund.

Vier und sechzigstes Stück.

Mit wächsernen Personen,
Die uns zu leben scheinen,
Denen nur Bewegung fehlet,
Seh ich den Tisch umgeben.

Käſtner.

Ich habe neulich einen schrecklichen Traum gehabt; der Himmel gebe, daß er nichts Böses bedeuten möge! ich will ihn meinen Lesern erzählen. Nur muß ich ihnen erstlich die

Umstände sagen, die ihn vielleicht hervorgebracht haben. Ich hatte ohngefehr vor acht oder zehen Tagen eine kleine Reise nach einer benachbarten Stadt unternehmen müssen; in dieser Stadt befanden sich damahls gerade die künstlichen Wachsbilder, die schon an einigen Orten Deutschlands gezeigt worden sind. Ich gieng hin, um sie zu sehen, und betrachtete sie eine Zeitlang sehr genau. Als ich hierauf wieder in meine Herberge gieng, und mich zu Bette legte, hatte ich folgenden Traum.

Ich glaubte in meine Vaterstadt zurück zu kehren; ich gieng durch die Stadtthor und verwunderte mich, daß ich alles so stille und so öde fand, ohngeachtet es schon bey zehen Uhr Vormittags war. Ich erinnerte mich, daß es gerade Kirchzeit seyn möchte; ohne vorher nach Hauß zu gehen, gieng ich in die nächste Kirche. Weil auch dorten alles still war, glaubte ich, ehe ich hin-

hinein kam, ich wäre zu spät gekommen, aber, wie ich hinein trat, sahe ich die Kirche voll Leute, und sahe alle Leute in ihren gewöhnlichen Stellungen. Mademoiselle * * schielte nach den jungen Herren, die in der Porkirche stunden, und, um es unbemerkt zu thun, hielt sie den Fächer vor das Gesicht. Mademoiselle M. sah mit neidischen Blick auf den Putz ihrer Nachbarinnen. Fr. Beata sah mit dem einen Aug sehr andächtig gen Himmel; mit dem andern aber sah sie sich um, um zu sehen, ob man auch auf ihre Andacht acht gebe. Etliche Stutzer sassen ganz nachläßig da mit der Toback Dose in der Hand: einige Stutzerinnen betrachteten die Gemählde in ihren Fächern. Einige Leute, die man an ihren höhnischen Minen leicht für eine Art für gern witzig seyn wollender Geschöpfen erkennte, redeten einander in das Ohr, und schienen sich lächelnd über den Prediger aufzuhalten. Dieses alles wunderte mich nicht; als ich aber den jungen Herrn * * * der im-

mer so viel Lärmen in der Kirche macht, ganz gelassen und still da sitzen sah, und zugleich bemerkte, daß der Prediger zwar in einer sehr redneriſchen Stellung mit geballten Fäusten auf der Kanzel stund und den Mund offen hatte, aber kein Wort redete, so fieng mir an bange zu werden, und es kam mir ganz übernatürlich vor, daß ich nicht den geringsten Laut in der ganzen Kirchen hörte; nicht einmal das Schnarchen eines alten erbaren Mannes, der sonst allzeit in der Kirche neben mir sitzt, und der mir diesesmal recht andächtig und fast zu schlafen schien. Ich stieß ihn: umsonst, er regte sich nicht. Ich faßte Ihn bey der Hand an: aber Himmel! wie erschrack ich, als ich die Hand kalt fühlte. Ich faßte ihn noch einmal an, und ach! ich fand, daß der arme Herr * * zum Wachsbilde geworden war. Ich gieng weiter; alles war wächsern, der Prediger und die Zuhörer. Ich lief bestürzt aus der Kirche in das

Hauß

Hauß eines von meinen Bekannten; auch da war alles stille. Endlich fand ich in einem Zimmer vier Personen an einem Tisch sitzen, gerade wie die Wachsbilder, die ich bey meiner Reise gesehen hatte, nur hatten sie kein Essen vor sich, sondern Karten in den Händen; sie sahen recht lebendig aus. Die gute Fr. Spielteller! Sie hatte gerade die Spadille in der Hand, um die Manille eines andern, der mit ihr spielte, abzustechen. Die Freude lachte recht aus ihren Augen; sie hatte eine Menge Spielmarquen vor sich liegen: aber ach! sie war auch Wachs so gut, als die Personen, die ich in der Kirche gesehen hatte. Es fiel mir ein, daß ich einmal gelesen hatte, daß durch eine Strafe des Himmels, ich weiß nicht mehr, wegen was für eines Verbrechens, die Einwohner einer ganzen Stadt in Africa sich alle miteinander in Stein verwandelt hätten. Ich machte den Schluß daraus, es wäre meinen Mitbürgern auch so gegangen; nur wären sie zu Wachsbildern geworden

an statt zu Stein. Alles was ich antraf, bestättigte mich in dieser Meinung. In den Studierstuben sassen wächserne Gelehrte mit finstern Minen und sahen in grosse Bücher, die vor ihnen lagen. In den Putzstuben sassen junge niedliche Wachsbilder vor dem Spiegel und liebäugelten mit sich selber. Kurtz alle meine Bekannten waren zu Wachs geworden. Auf einmal sahe ich auf den Strassen einen Mann auf mich zukommen, den ich sonst gekannt, und der sonst fast von allen Leuten für einen wunderlichen und menschenfeindlichen Philosophen gehalten worden. Dieser war nicht von Wachs, wie ich aus seiner Bewegung schloß. Ich eilte zu ihm, und fragte ihn begierig um die Zeit und die Ursache aller dieser übernatürlichen Veränderungen.

Dieses sonderbare Beyspiel einer himmlischen Strafe, antwortete mir Euphemon, so hieß der Philosoph, ist nicht auf einmal geschehen. Es ist fast eine Art einer Seuche: Anfangs hören die Leute auf zu den-

denken; nach und nach verlieren sie den Gebrauch ihrer Glieder; endlich werden sie alle so wächsern, als die du meistens wirst gesehen haben. Theils sind ganz auf einmal zu Wachs worden: theils aber haben sich länger gehalten; sind aber doch endlich von diesem allgemeinen Unglück befallen worden. Ich weiß selbst nicht, ob die Reyhe nicht noch an uns selbst kommt. Gleich den Tag nach deiner Abreise wurden einige Leute ohnversehens zu Wachs. Fr. Spielteller, die du gesehen hast, war eine von den ersten, samt denen die mit ihr spielten, und Herr Walagon, den du in den nächsten Hauß sehen kanst, war auch einer von den ersten. Er hatte einige gute Freunde bey Tisch, und hielte gerade den Englischen Austern eine Lobrede. Sein Gast Herr Schmausefrey, war eben im Begrif, einen witzigen Einfall zu haben, er hob gerade sein Glaß in die Höhe, behielt es in der Hand, ohne es ganz zum Munde zu bringen und wurde zu Wachs; ganz gewiß mit bittern Verdruß, daß er das Glaß nicht vorher austrinken, und seinen

witzigen Einfall nicht anbringen konnte. Dieſes Wunderwerk wurde nicht von jedermann geglaubt; theils wollten die Urſache davon ergründen. Einige Gelehrte dachten ſo ſcharf darüber nach, daß ſie vor lauter Gedanken endlich gar nichts dachten, und auch zu Wachs wurden. Ich war in der Kirche, aus der du kommſt, wie die Leute, die darinnen ſind, verwandelt worden. Bey dem Frauenzimmer fieng es an, und es gieng ſo geſchwinde, daß in weniger, als in einer halben viertel Stunde, alle Zuhörer Wachs waren. Ich glaubte, ſie wären all über der Predigt eingeſchlafen; ich ſelbſt wore ſchläfrig, und faſt wär ich ſelbſt zu Wachs geworden. Der Prediger redete noch, aber er kam aus allen Zuſammenhang und Ordnung: ich verſtund nicht, was er ſagen wollte, und er verſtund es endlich ſelbſt nicht mehr. Er ſchwieg, und wurde ſeinen Zuhörern gleich. Ich eilte aus der Kirche. Du kennſt den jungen Cleon, er war ſonſt vernünfftig und liebenswürdig. Er bekam den Tag, da du abreißteſt, ein Amt und gleich den andern Tag wurde er ſteif,

er

er grüßte keinen von seinen alten Bekannten, nahm ein ernsthaftes Amtsgesichte an, that altklug, hielt sich selbst für den geschicktesten Mann in der Stadt, und wäre eben so lieb ohne Hembd, als ohne nachtreten, den Bedienten auf die Strasse gegangen. Aber was geschah? Als er sich in der Sänfte zu einem Besuch tragen ließ, fanden die Sänftenträger an seiner Statt ein wächsernes Bild, als sie ihn aus der Sänfte heben wollten. Mancher Ehemann fand, als er morgens aufwachte, an Statt seiner Gemahlin, ein artiges Wachsbild neben sich liegen. Die Verwirrung war allgemein. Herr Adam Reimefrüh las einem von seinen Mäcenaten ein Gedicht auf seinen Namenstag vor. Der Mäcenat gähnte dazu, lachte, und breitete sich in einem Lehnstuhl aus. Der Dichter fühlte fast, was er sonst nie gefühlt; er fieng an bey dem Lesen seiner eigenen Verse schläfrig zu werden. Kurz der Dichter und der Held wurden zu gleicher Zeit in Wachs verwandelt. Ganz gewiß ist eine gelehrte Zeitung daran schuld, daß Herr Orgon zu Wachs geworden ist. Er schrieb neulich ein Buch, in dem er in der That viele

Fähigkeit zeigte. Dieses Werk wurde in einer Zeitung gelobt, und dieses Lob machte den jungen Schriftsteller so stolz, daß er sich entschloß, künftige Messe einen Band in Folio heraus zu geben. Sein Bildniß sollte vornen in Kupferstiche seyn. Er besonne sich lange, auf was für eine Art er sich in Kupfer stechen lassen wollte; er lief vor den Spiegel, und versuchte sich in gelehrten Stellungen — — Endlich fand er eine, die ihm gefiel, und war gerade damit beschäftiget, seine Schlafmütze auf eine recht gelehrte Art schief zu setzen, als er auf einmal zu Wachs wurde. Unsere gute Freundin Mademoiselle Arabella war, wie du weißt, in der That schön, alle iunge Mannspersonen wurden in sie verliebt. An einem unglücklichen Morgen hatte sie ein Schminkpflästrichen so geschickt aufgelegt, daß sie selbst in sich verliebt wurde. Die iunge Schöne wurde wächsern, und ist auch itzo noch liebenswürdig. Sie hat fast keine von ihren guten Eigenschaften verlohren.

Ich

Ich hatte der Rede Euphemons geduldig zugehöret, ob sie schon ziemlich lang ist. Ich hätte sie wachend nicht so genau merken können, aber traumend, traumend? geht gar viel an, was im Wachen ohnmöglich ist. Ich lief mit dem Euphemon die ganze Stadt durch ohne etwas anders als Wachsgesichter anzutreffen; theils davon waren in sehr possirlichen Stellungen. Herr Judenzinnß war zu Wachs geworden, da er eben sein Geld zählte. Ich wollte versuchen, ihm einen Geldsack aus der Hand zu nehmen; aber vergebens. Er machte so eine fürchterliche Mine, und hielt den Sack so vest, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte: so sehr hatte sein Bild noch seine Gemüthsart beybehalten. Herr Rechtslinks war gerade mit Verfertigung eines falschen Documents beschäftiget, als er zu Wachs geworden. Ich sahe ihn recht mit einer schlauen Mine da sitzen, und ich würde dem Himmel gedankt haben, daß er zu Wachs geworden, wenn ich nicht meine übrige Mitbürger zu sehr be-

dauret

danret hätte. Hätten alle diese Leute die Stunde vorher gewußt, in welcher sie verwandelt werden sollten: so hätte ich sie gewiß alle mit Gebetbüchern in den Händen angetroffen; aber keiner dachte daran, so wenig als man gewohnt ist an den Tod zu denken. Wer hätte es sich können einfallen lassen, daß man zu Wachs werden könnte? da man so wenig daran denkt, daß man plötzlich sterben kann, da dieses doch etwas alltägliches ist? So dachte ich im Traume; ich bin ohnehin im Traumen allzeit ernsthafter, als wenn ich wache. Wachende mögen es entscheiden, ob ich recht gedacht habe oder nicht.

Es wäre mir fast ein verdrüßlicher Zufall begegnet: Ich kam in das Haus eines iungen Frauenzimmers, die ich sonst sehr nach meinem Geschmack gefunden hatte. Leyder! sie war auch zu Wachs geworden, gerade als sie beschäftiget war einen von meinen Liebesbrieffen durchzulesen. Ich umarmte sie vor Freuden; auf einmal wurde mir ganz wunderlich, und

wenn

wenn mich Euphemon nicht von dem Wachsbild losgerissen hätte, so wäre ich selbst zu Wachs geworden. Die Finger fiengen mir schon an kalt zu werden und erstarreten. Erschrocken lief ich weiter. Welche schröckliche Veränderung! rief ich aus. Sie ist so besonders nicht, als du glaubst, sagte Euphemon, es ist ja fast gar nichts verändert. Die meisten waren in ihrem Leben nichts anders, als bewegliche Wachsbilder. In der Karte spielen, sich putzen, essen, trinken, spatzieren gehen, das sind ia keine Beschäftigungen, zu denen man weiter Verstand nöthig hat. Das könnten die Wachsbilder eben so gut thun, wenn man eine Kunst erfinden könnte, ihnen einige Bewegung zu geben: denken zu können hätten sie eben nicht nöthig. Ein durch gute Schriften gebesserter Verstand, ein redliches und empfindendes Herz, vernünftige und gute Sitten sind es, was den Menschen von Wachsbildern unterscheidet. Du erstaunest blos, weil du nicht gewohnet bist deine Mitbürger unbeweglich zu sehen, und darüber erstaunest du nicht, daß du siehest, daß sich die meisten mit Thorheiten beschäftigten, da sie zu Wachs wurden. Blos die Gewonheit ist Ursach von deiner

Ver-

Verwunderung: vor meinen Augen ist die Verwandlung so groß nicht.

Ich sahe dem Euphemon bey diesen Reden starr in das Gesichte: auf einmal hörte ich alles um mich herum lärmen. Die Wachsbilder wurden belebt. Ich hörte den Herrn Reimefrüh weiter in seinem Gedichte lesen. Frau Spielteller spielte die Spadille heraus und rief Codille mit triumphirender Stimme. Herr Schmausefrey trank sein Glas aus, und mein Mädchen fieng an sich zu rühren, und weiter in dem Briefe zu lesen. Ich weis nicht, wie ich das alles auf einmal übersehen konnte: genug es war ein Traum. Ich erstaunte so sehr über diese Verwandlung, als über die erste: aber ich erstaunte bald noch mehr, als ich Euphemon sich verwandeln sah. Flügel wuchsen ihm aus den Schultern; anstatt seines grünen Kleides sah ich ein lichtes Gewand, das von verschiedenen Farben schimmerte; anstatt seines ernsthaften Gesichtes sahe ich die Züge des schönstens Jünglings lachen. Er schwung sich in die Höhe; ich bin der Schutzgeist deiner Vatterstadt, sagte er mir mit einer sanften Stimme. Gehe hin, sage deinen Mitbürgern, was du gesehen

hast,

hast. Sage ihnen, daß sie aufhören sollen sich mit Thorheiten zu beschäfftigen und lächerlich zu seyn, wenn sie nicht die Straffe leiden wollen, von welcher du ein Bild gesehen. Wann sie sich nicht bessern, so werden noch vor den Verfluß dieses Jahrs die Einwohner dieser deiner Vaterstadt völlig in Wachsbilder verwandelt werden. Hüte dich selbst für diesen Schicksal, und sage deinen Bekannten wieder, was ich dir gesagt habe. - -

Der Schutzgeist verschwand in den Lüfften; erschrocken fuhr ich zurück, und stieß mich von an Bettpfosten. Ich freuete mich sehr darüber, als ich erwachte, daß ich mich noch von meiner Vaterstadt entfernet fand, und daß alles dieses nur ein Traum gewesen. Aber gleichwohl kan ich diesen Traum nicht aus den Gedanken bringen, und ich gestehe es frey, daß ich bey manchen von meinen Mitbürgern, wenn sie mir begegnen, anfangs zweifle, ob sie es würklich sind, oder ob sie schon anfangen zu Wachs zu werden. Wäre nur dieses Jahr vorbey. Das wäre eine artige Sache,

wenn

wenn wir alle miteinander auf einmal zu Wachsbildern würden?

Mich dauert zum Voraus manch reitzendes Geſicht,
O lieber Himmel! thu es nicht.

E. Pheron.

Dieſe Blätter werden wöchentlich in der Poſchiſchen Hofbuchhandlung in Anſpach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Fünf und sechzigstes Stück.

- - - - Optima rerum
Quas homini noviſſe datum eſt - -

Silius Italicus.

Ode.

Die Weisheit.

Hier in dichteriſchen Gründen
Will ich dich o Weisheit finden,
Dich die ſtolz den Thoren flieht;
Der umhüllt von Finſterniſſen,
Stets getäuſcht von eitlen Schlüſſen,

Digitized by Google

Sich umsonst nach dir bemüht.
Komm, in Schatten heilger Buchen
Deinen Dichter aufzusuchen!
Komm, und werde selbst mein Lied.

✿ ✿ ✿

Helden lehrst du muthig sterben,
Bürgern Freyheit zu erwerben,
Deren Thorheit sie noch schmäht.
Du bists, die durch mächtge Lehren
Trotz der Leidenschaft Empören
Eines Weisen Herz erhöht;
Der, wenn Sonnen nicht mehr schimmern
Unerschrocken auf den Trümmern
Des zerstöhrten Erdballs steht.

✿ ✿ ✿

Digitized by Google

✿ ✿ ✿

Du lehrst Könige regieren,
Die den Thron durch Tugend zieren,
Nützlicher dem Vatterland,
Als des Helden theure Siege,
Der das Ziel von Glück und Kriege,
An des Meeres Ufern fand.
Nur belehrt von dir alleine
Lebt ein Hirt im stillen Hayne
Glücklich aber unbekannt.

✿ ✿ ✿

In Palläſten wohnst du selten,
Doch die Tugend zu vergelten
Drängst du dich auch dorten ein.

Schäferhütten kanst du schmücken,
Du kanst jeden Stand beglücken;
Eigen willst du keinem seyn.
Deinen Freunden liebzukosen
Kanst du wollustvolle Rosen
Auf den Pfad des Lebens streun.

✿ ✿ ✿

Schwermuthsvoll mit ödem Herzen
Sucht ein Thor freywillig Schmerzen,
Und verklagt noch das Geschick.
Der, den du nicht leitest, irret
Von der Leidenschaft verwirret
Sucht ein andrer schimmernd Glück
Freuden hoffet er zu finden,
Er kommt näher, sie verschwinden,
Schmerz und Reue bleibt zurück.

✿ ✿ ✿

Der, dem dich sein Glück gegeben,
Wird nicht nach der Ehre streben
Die dem Volke reitzend scheint;
Wird vom Laster nicht verführet
Wenn das Laster gleich regieret,
Und die stille Tugend weint.
Wenn die Menschen ihn verachten,
Und ihn zu verspotten trachten,
Bleibt er noch ein Menschenfreund.

✿ ✿ ✿

Nicht des Geitzes finstre Sorgen
Stöhren ihn am frühen Morgen
Nicht ein wildes Feldgeschrey;

Ehrsucht stöhrt nicht seinen Schlummer,
Einsam lebt er ohne Kummer,
Frölich stirbt er ohne Reu.
Fürsten schmückt der Purpur prächtig,
Sie sind ewig, sie sind mächtig:
Der, der dich besitzt, ist frey.

✿ ✿ ✿

Glück verschmäht vom stolzen Thoren,
Stets beseufzt, wenn du verlohren,
Oft verkannt, wenn man dich hat!
Freyheit, Göttin grosser Seelen!
Wer wird Macht und Cronen wählen?
Wer wählt Gold an deiner statt?
Strebt nach prächt'gen Sklavenstande,
Thoren lebt versenkt in Bande,
Sterbt vom Wünschen noch nicht satt.

Schmiegt

✿ ✿ ✿

Schmiegt euch andere zu drücken,
Die sich knechtisch vor euch bücken;
Werdet groß durch Schmeicheley.
Stürzt die Sitten, höhnt die Rechte,
Niemals sind der Lasterknechte
Niemals sind die Thoren frey.
Herrscht, heißt Recht und Unschuld schweigen:
Zittert, euer Fall wird zeigen,
Wie gerecht der Himmel sey.

✿ ✿ ✿

Zittert, Rach und Straffen eilen,
Fallt zerstäubt ihr Ehrensäulen,
Fallt, vergehet wie Seian
Der, der euch von stolzen Höhen,

Mit Erſtaunen prangen ſehen,
Sieht euch itzt verächtlich an.
Sterbliche! hier ſeht verſtöhret
Was ihr ſonſt verblendt verehret,
Und beſeufzet euren Wahn.

✿ ✿ ✿

Freyheit! die vom Himmel ſtammet,
Die der Römer Herz entflammet,
Und des Brutus Edlen Muth;
Die der Völker Joch zerbrochen,
Und Lucrezien gerochen
Durch Tarquins vergoßnes Blut!
Freyheit! dich und Rom zu retten,
Trotzt ein Regulus in Ketten
Der Betrognen Feinde Wuth.

✿ ✿ ✿

Digitized by Google

✿ ✿ ✿

Freunde laßt nicht niedre Zähren
Euren Regulus entehren,
Und gehorcht des Schicksals Schluß
Diß nur wars, wornach ich strebte
Daß dem Volk, für das ich lebte
Nun mein Tod noch dienen muß.
Glück den Römern angebohren,
Freyheit, als ich dich verlohren,
Da! ja, da starb Regulus.

✿ ✿ ✿

Ich erfüll was ich geschworen;
Besser Blut und Geist verlohren
Als daß Ruhm und Treu verdirbt.
Tröstet und beschützt die Meinen,

Bald bald wird ein Tag erſcheinen,
Da mein Volk den Sieg erwirbt.
Ich verachte Tod und Bande;
Römer! lebt dem Vaterlande,
Für das Regulus itzt ſtirbt.

✿ ✿ ✿

Kämpft, der Tag eilt anzubrechen
Kämpft, den Regulus zu rächen,
Kämpft, Carthago ſteht im Brand.
Seht die Pun'ſchen Mütter trauren
Stürzt ihr Thürne, fallt ihr Mauren
Bald wird an dem öden Strand,
Wandrern, die voll Neugier reiſen,
Kaum ein Hirt die Stelle weiſen
Wo Carthago ſonſten ſtand.

E. Damis.

Meine

Meine Herren Freunde!

Ein Wort im Vertrauen! Wenn werden Sie einmal aufhören zu schreiben? Ob Sie müde sind, weiß ich nicht; daß Ihre Leser müde sind, weiß ich ganz gewiß. Sagen Sie mir einmal, was Ihre Wochenschrift Gutes gestiftet hat! Haben Ihre Mitbürger Ihre Predigten zu Herzen genommen? Sie werden selber antworten: Nein, sie bleiben auf ihrem Kopfe. Nun wann die Leute auf ihrem Kopfe bleiben, zu was helfen Ihre Sittenlehren? Gesetzt auch ich, gesetzt alle Ihre Leser, gesetzt wir wären alle miteinander Narren: wer hat dann Ihnen, meine Herren, das Recht gegeben, uns zu sagen, daß wir es sind? Von unsern Geistlichen müssen wir es bisweilen leiden, daß sie uns auf der Canzel sagen: Ihr seyd Kinder des Verderbens! ihr seyd alle miteinander arme Sünder! Ja das sind wir auch: aber wer hat Ihnen das Recht gegeben, ihren Mitbürgern zu predigen: Ihr seyd alle miteinander Narren. Das ist eine verschiedene Sache: Sünder zu seyn, das halten ja die meisten für eine Kleinigkeit. Aber unsere Klugheit anzutasten, uns lächerlich zu machen, uns

Nar-

Narren zu nennen, das ist unverantwortlich. Wann Ihre Schrift nur eine einzige Thorheit, nur einen einzigen Misbrauch abgestellet hätte, so wollte ich weiter nichts sagen: aber dem Himmel sey Dank! man hat weder in dem Geschmack noch in den Sitten Ihrer Mitbürger, seit dem Sie zu schreiben angefangen, die geringste Aenderung verspühret. Das Frauenzimmer, der Sie den Nahmen Lachtaube gaben, lacht eine Zeither noch mehr als sonsten. Sie haben einmal die Hochzeit und Leichengedichte lächerlich machen wollen: kommen nicht noch alle Wochen, Ihnen zum Trotze ein paar neue heraus, die keinen Augenblick besser sind, als sie vor zwanzig Jahren waren (vor zwanzig Jahren, nemlich vermuthlich ehender als die Verfasser des Freundes auf die Welt kommen sind) Erst neulich hat Herr * * * bey der Leiche eines Handwerksmanns den Donner und das Wetter in hohe Cedern schlagen lassen. Herr * * hat bey einer Hochzeit den Amor, oder wie er ihn nennet, den Cypripor als einen Scheerenschleifer auftretten lassen, weil der Hr. Bräutigam ein Scheerenschleifer war. Schmählen Sie darüber so lang Sie wollen; ich will Ihnen zwar die böse Absicht nicht zutrauen,

daß

daß Sie durch Ihr Schmählen die Herrn Gelegenheitsdichter um ihr Brod bringen wollen. Man hat bey den alten Römern (Sie sehen, daß ich auch in den Alterthümern belesen bin) Weiber gehabt, die um Geld bey Begräbnissen heulen mußten: ist es denn unnatürlich, wenn man sich Leute hält, die bey betrübten Zufällen schriftlich weinen, und bey Hochzeiten schriftlich iauchzen müssen. Fast sollte ich denken -- verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich Unrecht habe, -- fast sollte ich denken, die ganze Sache wäre ein kleiner Brodneid: schreiben Sie etwa selbst Gelegenheitsgedichte, und können keine Kundschaft bekommen? So schmählen 30iährige, gesetzte, verständige Schönen über iunge 18iährige Mädchen, die die iungen Leute liebenswürdiger finden, als sie. Nicht wahr, meine Herren, das war ein Gleichniß nach Ihrem Geschmack? Der Nutze der Gelegenheitsdichter scheint mir immer herrlicher, ie öfter ich ihn betrachte. Was für ein zärtliches Vergnügen muß nicht iemand empfinden, der wann er sich für einen Dreyer Käse hohlen lässet, den verewigten Nahmen seines Grosvaters in einem darum gewickelten Leichengedichte prangen siehet? Wie

sehr

Narren zu nennen, das ist unverantwortlich. Wann Ihre Schrift nur eine einzige Thorheit, nur einen einzigen Misbrauch abgestellet hätte, so wollte ich weiter nichts sagen: aber dem Himmel sey Dank! man hat weder in dem Geschmack noch in den Sitten Ihrer Mitbürger, seit dem Sie zu schreiben angefangen, die geringste Aenderung verspühret. Das Frauenzimmer, der Sie den Nahmen Lachtaube gaben, lacht eine Zeither noch mehr als sonsten. Sie haben einmal die Hochzeit und Leichengedichte lächerlich machen wollen: kommen nicht noch alle Wochen, Ihnen zum Trotze ein paar neue heraus, die keinen Augenblick besser sind, als sie vor zwanzig Jahren waren (vor zwanzig Jahren, nemlich vermuthlich ehender als die Verfasser des Freundes auf die Welt kommen sind) Erst neulich hat Herr * * * bey der Leiche eines Handwerksmanns den Donner und das Wetter in hohe Cedern schlagen lassen. Herr * * hat bey einer Hochzeit den Amor, oder wie er ihn nennet, den Cypripor als einen Scheerenschleifer auftretten lassen, weil der Hr. Bräutigam ein Scheerenschleifer war. Schmählen Sie darüber so lang Sie wollen; ich will Ihnen zwar die böse Absicht nicht zutrauen,

daß

daß Sie durch Ihr Schmählen die Herrn Gelegenheitsdichter um ihr Brod bringen wollen. Man hat bey den alten Römern (Sie sehen, daß ich auch in den Alterthümern belesen bin) Weiber gehabt, die um Geld bey Begräbnissen heulen mußten: ist es denn unnatürlich, wenn man sich Leute hält, die bey betrübten Zufällen schriftlich weinen, und bey Hochzeiten schriftlich iauchzen müssen. Fast sollte ich denken - - verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich Unrecht habe, - - fast sollte ich denken, die ganze Sache wäre ein kleiner Brodneid: schreiben Sie etwa selbst Gelegenheitsgedichte, und können keine Kundschaft bekommen? So schmählen 30iährige, gesetzte, verständige Schönen über iunge 18iährige Mädchen, die die iungen Leute liebenswürdiger finden, als sie. Nicht wahr, meine Herren, das war ein Gleichniß nach Ihrem Geschmack? Der Nutze der Gelegenheitsdichter scheint mir immer herrlicher, ie öfter ich ihn betrachte. Was für ein zärtliches Vergnügen muß nicht iemand empfinden, der wann er sich für einen Dreyer Käse hohlen lässet, den verewigten Nahmen seines Grosvaters in einem darum gewickelten Leichengedichte prangen siehet? Wie

sehr

sehr muß sich ein Ehemann nicht freuen, den seine Xantippe täglich die Stunde zehenmal verfluchen macht, in der er sie zum erstenmal gesehen: wie sehr muß er sich nicht freuen, wenn er in einem bey seiner Hochzeit verfertigten Gedicht, das er von ohngefähr in die Hände bekommt, die Sanftmuth und die Zärtlichkeit seiner Braut gelobet findet. Mit welcher Entzückung wird dieser Ehemann nicht erst ein Leichengedicht auf seine zärtliche Gattin lesen? Glücklich ist alsdann der Dichter, der es zu verfertigen bekommt! Er bekommt gewis doppelte Zahlung, zumal wenn er recht verschwenderisch mit Boy, Flor und Cypressen umgegangen ist. Ich muß aufhören, mein Brief wird sonst zu lang; sonst hätte ich noch Stof genug 12. Bogen damit anzufüllen. Wir Autores, die angefangen haben ein Handwerk aus der Autorschaft zu machen, haben niemals die Gabe daß wir recht aufzuhören wissen. Eine kleine moralische Ausschweifung irgend 2. oder 3.

Bo-

Bogen stark, trägt uns allezeit einige Thaler ein. Deswegen moralisiren wir auch soviel; geht es Ihnen nicht auch manchmal so, meine Herren? Sie werden oft recht sehr moralisch. Ich bin

Meine Herren

Doch nein! ich habe fast vergessen, was ich hauptsächlich schreiben wollte. Wir Schriftsteller nach der Mode machen es bisweilen so, daß man, wenn man unser Buch durchgelesen hat, gerade soviel als am Anfang weiß. Diesesmal wäre es fast meinem Briefe so gegangen. Ich habe Ihre Wochenschrift nur seit einigen Tagen gelesen (ich mag mich sonst mit Lesen nicht gern beschäftigen: zu was nutzt das Lesen? Schreiben ist einträglicher) Ich wollte Sie nur fragen, wie viel Sie für den Bogen

von

von Ihrer Schrift bekommen. Vielleicht kann ich mich auch entschlüssen, Ihr Mitarbeiter zu werden, und Ihnen einige meiner Gelegenheitsgedichte zu schicken, wenn Sie ein neues Wochenblatt anfangen; dann mit diesem mag ich nichts zu schaffen haben. Sie werden aus gegenwärtigem Briefe sehen, daß ich ohne mich zu rühmen, recht stark in der neuen Art zu schreiben bin. Ich bin

Meine Herren

Ihr Diener

Silvester Reimespät.

Digitized by Google

Der Freund.

Sechs und sechzigstes Stück.

Vellem sic in amicitia erraremus.

Horat.

Kein Mensch ist vollkommen. Das ist ja eine bekannte Wahrheit, werden meine Leser sagen. Den Verfassern des Freundes muß die Materie nach und nach ausgehen, da sie mit so alltäglichen Wahrheiten aufgezogen kommen. Je nun! das ist freilich eine bekannte, alltägliche und abgenützte Wahrheit. Doch die Anwendung, die ich von dieser Wahrheit machen will, hätten sich doch wohl meine Leser nicht eingebildet. Wie werden Sie nicht meine Aufrichtigkeit bewundern! Ich gestehe Ihnen hiemit öffentlich etwas, das ein jeder Mensch so gern von dem andern sagt und so ungern von sich selbst gestehet. Ich gestehe, daß die Verfasser des Freundes so wenig vollkommen sind, als andre Menschen. Sie,

meine Herren Mitarbeiter! Sie werden es mir verzeihen, wenn ich heute unſre Leſer etwas genauer mit uns bekannt mache. Einem alten Manne nimmt man ja ein Bisgen moraliſiren nicht ſo gleich übel, und hat Ariſt unſre Leſer gleich in dem erſten Stück unſrer Wochenſchrift mit unſern Lobeserhebungen geplagt; ſo iſt es ja billig, daß ſie zur Schadloßhaltung etwas von unſern Fehlern erfahren. Dieſe werden ſie ohnehin lieber leſen. Faſt ſollt ich es glauben.

Alceſt iſt ein Soldat; das wiſſen meine Leſer ſchon. Er hat in der That für einen Soldaten vieles gelernt. Ein Officier der mit an einer Wochenſchrift arbeitet, iſt ſchon etwas ſeltnes. Sein Herz iſt das beſte Herz von der Welt. Er hat aber eine gewiſſe natürliche Hitze, die er nicht völlig in ſeiner Gewalt hat. Dieſe Hitze hat gemacht, daß ihm der Soldatenſtand von Jugend auf gefallen hat. Dieſe Hitze macht, daß es ihm etwas hart ankommt, in ſeinen Meinungen einen Widerſpruch zu leiden und daß er überhaupt ſeinen erſten Einfällen ein wenig zu ſchnell folgt. Er kan es unmöglich laſſen, daß er nicht ein wenig verdrüßlich ausſehen ſollte, wenn er unſrer Geſellſchaft einen Vorſchlag thut und derſelbe nicht ſo gleich angenommen wird. Doch läßt er ſich nie durch ſeine Hitze verführen, einen ſeiner Freunde in der That zu beleidigen. Einige Veränderungen in ſeinem Geſichte oder in ſeiner Stimme, das iſt alles, wozu ihn ſeine Hitze bringt. Es koſtet ihm nicht viel Mühe noch zu rechter Zeit Meiſter über ſein Temperament zu werden. Er hat ſchon oft eine Stelle in ſeinen Aufſätzen, mit der wir nicht recht zufrieden waren, mit einem ziemlichen Geſchrey vertheidigt und ſie, ſobald er nach Hauſe kam, nach unſerm Willen geändert.

Cle-

Cleanth besitzt eine grosse Gelehrsamkeit. Er hat Genie, er hat Fleiß, er ist unverheurathet. Was braucht man mehr, um gelehrt zu werden? Aber er hat den Fehler an sich, daß er zu gern von gelehrten Sachen spricht und auch die geringsten Unrichtigkeiten bemerkt, die man im Diskurs begeht. In seiner Gegenwart darf keiner von uns die Zahl eines Jahrs falsch angeben, in dem etwas geschehen seyn soll. In einer Gesellschaft von Fremden wird er es nie thun. Aber unter Freunden, aus deren Umgang aller Zwang verbannt ist, und wo sich ein Jeder den Neigungen seines Herzens überläßt, ist es ihm fast natürlich, daß er sich vergißt und nicht allezeit bedenkt, daß gute Freunde eben nicht allemal zusammen kommen, um gelehrter zu werden.

Sie, mein Herr Damis! haben, mit ihrer gütigen Erlaubnis, eine Portion vom Kranken in der Einbildung. Sie werden nie böse, als wenn man Sie nicht für so krank hält, als Sie selbst zu seyn glauben. Diese Einbildung macht Sie oft schwermüthiger, als Sie sonst seyn würden. Sie haben gewisse Anfälle von Melancholie und da werden Sie so ernsthaft, daß Sie auch selbst die erlaubteste Munterkeit für Ausschweifung halten. Wissen Sie noch, was Sie mir altem Manne für ein hübsches Kompliment wegen eines Gassenlieds gemacht haben, das ich in unsern Freund eindrucken ließ? Unbesonnen haben Sie mich genennt, wenn ich mich noch recht erinnere. Auf einmal fällt es Ihnen ein, in der Stadt könne man nicht gesund, nicht vergnügt seyn. Da schleichen Sie auf ihr Landgut, ohne Abschied von uns zu nehmen und schreiben uns schwermüthige Gedichte, Briefe der Verstorbenen an

die Lebendigen. Das Klagen hat kein Ende, biß wir Sie auf Ihrem Landgute überfallen, Ihre Arzneygläser zum Fenster hinauswerfen und Sie mit in die Stadt ziehen. Ich wollte Ihnen wohl etwas rathen, das wider Ihre Schwermuth gut, recht gut wäre, wenn Sie nicht böse würden.

Pheron ist der gröste Verehrer der Verdienste, wo er sie auch antrift; aber er geht so weit, daß es ihm sehr hart ankömmt, auch den vornehmsten Manne einige äuserliche Achtung zu bezeugen, wenn er keine andre Verdienste an ihm zu bemerken glaubt, als seine Geburt oder seinen Stand. Er ist der gröste Freund der Wahrheit, aber er sagt sie oft gar zu frey. Bey dem größten Theil des Frauenzimmers ist er nicht wol angesehen. Erstlich sieht er nicht sonderlich hübsch aus. Zweitens bekümmert er sich wenig um den Putz; und vor das dritte kan er sich ohnmöglich den Zwang anthun, ihre Eitelkeiten lobenswürdig zu finden; er sagt es ihnen ohne viele Umstände ins Gesicht, daß es ihm unbegreiflich vorkomme, warum das Frauenzimmer das Vorrecht haben solle, für alle Schwachheiten noch gelobt und bewundert zu werden. Wenn Pheron in einer Gesellschaft eine Ungerechtigkeit erzählen hört, die Jemanden wiederfahren ist, so wird er darüber in das größte Feuer kommen und er wird es unmöglich lassen können, sogleich auf den Urheber derselben die bitterste Satyre zu machen, wenn es auch der mächtigste Mann seyn sollte, der es den Augenblick wieder erfahren und ihm den größten Schaden thun könnte. Pheron betrachtet die Welt, wie sie seyn sollte und nicht, wie sie wirklich ist. Er findet das klein, was der größte Theil

der

der Menschen für groß hält und findet das groß, was die meiste Welt für klein hält. Er hat in der That selbst nicht Unrecht; aber er denkt nicht allezeit daran, daß wir in einer Welt leben, wo andre Leute gegen unsre Schwachheiten und wir hinwiederum gegen die ihrigen Nachsicht haben müssen. Er versäumt daher gewisse Kleinigkeiten des Wohlstandes und der Höflichkeit, in denen doch, nach so vieler Leute Meinung, die ganze Lebensart bestehet, und daher hält ihn der größte Theil unsrer Stadt für einen rauhen und unhöflichen Mann. Er hält es für eine Kleinigkeit mit Jemanden für die lange Weile zu komplimentiren; aber das hält er für keine Kleinigkeit, etwas zu versprechen, das man nicht halten will. Er wird allezeit mit einem Einfältigen Mitleiden haben; er wird aber nie unterlassen, einen Narren, der witzig seyn will, lächerlich zu machen. Er ist der dienstfertigste Mann von der Welt; aber ein schlechtes Gedicht anzuhören, ohne es dem Verfasser selbst ins Gesicht zu sagen, daß es abscheulich sey, das ist ihm unmöglich. Meine Leser werden es von selbst begreiffen, daß Pheron kein grosses Glück in der Welt gemacht habe.

Ariſt hat unter uns allen die feinste Lebensart. Er weiß mit Jedermann artig umzugehen. Sein Anstand ist vortreflich. Das Frauenzimmer hat ihn lieber, als die meisten Junggesellen. Sein Geschmack ist nicht eingeschränkt. Er liebt alles, was schön ist; ein schönes Gedicht, ein schönes Gemählde, eine schöne Musick wird von ihm gleich stark gefühlt. Er weiß den Putz eines Frauenzimmers sowohl zu wählen, als die Schönheiten zu einem Gedicht, und eine Putzstube eben so gut einzu-

richten, als einen Büchersaal. Er kan mit gleicher Artigkeit mit einem Frauenzimmer oder mit Mannspersonen die die Vorrechte des Frauenzimmers haben, von nichts und mit einem Gelehrten von sehr gelehrten Sachen reden. Er hat die Gabe, Leuten, die er im Herzen gar nicht hoch schätzt, gefällig zu werden und die Herren mit sich selbst zufrieden zu machen, ohne einen Schmeichler abzugeben. Doch diese Neigung, welche er hat, beständig höflich und artig zu seyn, macht, daß er sich auch bey seinen Freunden ein wenig zu viel um alle Kleinigkeiten des Wohlstands bekümmert und daher bisweilen mehr höflich, als vertraut zu seyn scheint. Eben diese Neigung macht ferner, daß er sich in einen gar zu weitläuftigen Umgang verwickelt und dadurch verursacht, daß wir ihn nicht allezeit so genüssen können, wie wir wollen.

Laura ist ein vortrefliches Frauenzimmer, aber Sie ist doch, mit der Erlaubnis des schönen Geschlechts, ein Frauenzimmer. Sie hat das beste Herz von der Welt; aber doch kan Sie es nicht lassen, bisweilen Ihre Nachbarinnen ein wenig lächerlich zu machen. Ueberhaupt ist sie sich ein wenig ungleich. Bisweilen reden wir ihr zu ernsthaft; da fängt sie an zu spassen; und zur andern Zeit, wenn wir alle aufgeräumt sind, so fällt es ihr gerade ein, ernsthaft zu seyn. Dann nimmt sie ein hohes Wesen an, setzt sich sehr gravitätisch in ihren Lehnstuhl und beschäftigt sich mit ihrer Arbeit. Mit einem Wort, wenn sie artig seyn will, kan niemand in der Welt artiger seyn; aber sie mag es nur nicht immer seyn und bisweilen mag sie es gerade alsdenn nicht seyn, wenn wir es am meisten wünschen.

Nun

Nun kömmt die Reihe auch an mich, daß ich meine Fehler erzählen soll. Eine saure Arbeit! Ein wenig schwatzhaft werde ich wohl seyn. Das sind wir alten Leute meistentheils. Von meinen Reisen erzähle ich auch gern. Das kan ich freylich nicht läugnen. Wofür hätte man denn sonst gereist? Die böse Laura hat mir schon oft vorgeworfen, daß ich nicht vergnügter sey, als wenn Fremde in der Gesellschaft sind, die mich wegen meiner Reisen bewundern und ausfragen. Der gute Oront! sagt sie: alsdenn lächelt er, macht ein gezwungenes Compliment, entschuldigt sich, daß er nichts, gar nichts zu erzählen wisse und erzählt doch ganze Stunden lang; Er vertieft sich so sehr in die Türkey und in Persien, daß er darüber in Teutschland seinen Koffee kalt werden läßt. Doch, diese Fehler, glaube ich, hätten so gar viel nicht zu bedeuten. Wenigstens glaubt es meine Eigenliebe. Mein Hauptfehler ist eine allzugrose Unähnlichkeit. Bald bin ich lustig, ja nur gar zu lustig und da sehe ich es gar zu gern, wenn alle meine Freunde eben so lustig sind, wie ich. Bald bin ich wiederum traurig, ausserordentlich traurig, und da ist gar nichts mit mir anzufangen. Ich habe mich schon lang bemühet, die Mittelstrasse zwischen diesen beeden Abwegen zu halten und mir selbst ähnlicher zu werden; aber ich bin ohngeachtet meines Alters über diese wunderliche Gemüthsbeschaffenheit noch nicht völlig Meister.

Ein jeder von uns hat also seine Fehler. Aber diese Fehler schaden unsrer Freundschaft nicht. Sie dienen vielmehr dazu, unsre Gesellschaft angenehmer und lebhafter zu machen.

Keiner von uns nimmt Alcesten seine natürliche Hitze übel. Es dünkt uns fast, sie stehe ihm, als einem

Soldaten recht wohl an. Seine Hitze macht oft, daß wir in einer Sache zu einer geschwindern Entschliessung kommen, über die wir uns sonst noch lange hin und her bedacht hätten. Des Damis Schwehrmuth hält oft die Munterkeit der andern im Zaum und führt uns zu den ernsthaftesten Betrachtungen. Bey unsern Cleanth werden wir oft in einer Stunde gelehrter, als wenn wir ganze Wochen lang nachgeschlagen und nachgedacht hätten. Pheron ist uns ganz unentbehrlich. Er sagt uns, nach seiner gewöhnlichen Wahrheitsliebe, unsre Fehler ohne viele Umstände ins Gesicht, und wenn einer von uns eine Thorheit begeht, so macht er gewiß die erste Satyre auf ihn. Da wir einmal überzeugt sind, daß er bey seinem satyrischen Geist das redlichste und freundschaftlichste Herz von der Welt hat, so lieben wir seine Satyre und hören von ihm die bittersten Wahrheiten mit Vergnügen an. Arist macht unvermerkt durch seine feine Lebensart, daß unsre Vertraulichkeit nie die Schranken eines vernünftigen Wohlstands überschreitet und eine gewisse äusserliche Achtung nicht verdrängt, die sich auch die vertrautesten Freunde noch untereinander schuldig sind: Die beste und auserlesenste Gesellschaft von Mannspersonen ist das nur halb, was sie seyn könnte, wenn nicht bißweilen ein vernünftiges, tugendhaftes und muntres Frauenzimmer dabey wäre. Was wäre unsre Gesellschaft, wenn wir nicht bisweilen das Glück hätten, mit der Laura umzugehen! Es gibt gewisse wunderliche Tage, da es scheint, als habe sich ein Geist der Schlafsucht einer ganzen Gesellschaft bemächtigt. Alle Diskurse gerathen ins Stecken; kein Spaß geräth, oder wenigstens will Niemand lachen.

Die-

Die ganze Gesellschaft scheint einem kranken Körper ähnlich zu seyn, an dem alle Glieder matt und träge sind. Bisweilen gibt es so tiefsinnige, so kritische Täge, daß man sich in den spitzfindigsten Betrachtungen verliehrt und über Grillen die Köpfe zerbricht. Niemand kan dergleichen übeln Krankheiten oder Plagen einer Gesellschaft besser abhelfen, als ein vernünftiges und munteres Frauenzimmer. Sobald Laura in unsre Gesellschaft kommt, so breitet sie ein neues Leben, eine neue Munterkeit aus. Ihr feiner Scherz erweckt uns. Ein jeder bemühet sich, etwas artiges zu sagen. Unsere Einfälle müssen natürlich, unsre Scherze ungekünstelt seyn, wenn sie ihr gefallen sollen. Denn sie ist nicht so gelehrt, daß sie bey der Gelehrsamkeit Geschmack und feine Empfindung verlohren hätte. Und wer kan denn von Sachen, wo es auf Geschmack, auf feine Empfindung ankömmt, besser und glücklicher urtheilen, als ein Frauenzimmer von einem natürlich zärtlichen Gefühl und welches, ohne gelehrt zu seyn, ihren Geschmack nach den besten Mustern gebildet hat? Wäre Laura immer gleich frey, gleich aufgeräumt, so könnte ihre Aufführung nach und nach den Schein einer allzugrossen Vertraulichkeit haben. Aber die kleine Veränderlichkeit, die ich ihr Schuld gegeben habe, und die ihr so wohl steht, hält uns in einer beständigen Ehrerbietung. Denn sie kan auch sehr spröde thun und dadurch rettet sie alle Vorrechte ihres Geschlechts. Ihre kleinen Bosheiten machen uns tausend Vergnügen, wenn sie gleich auf unsre Kosten gehen. Was mich nun endlich betrift, rede ich gleich, wenn ich aufgeräumt bin, ein wenig zu viel von meinen Reisen; so haben doch meine Freunde den Vor-

theil, daß sie viele Länder kennen, ohne sie selbst gesehen zu haben, und daß sie, wenn etwan der Diskurs ausgehen will, nicht zum Spiel ihre Zuflucht nehmen dörfen. Es ist aber auch gut für unsre Gesellschaft, daß ich bisweilen ganz still und mürrisch bin; so haben doch die andern auch Zeit sich hören zu lassen.

Man sagt insgemein, zur Freundschaft gehöre Aehnlichkeit. Es ist wahr, sie gehört auf gewisse Art zur Freundschaft. Man muß sich darinn ähnlich seyn, daß man sich liebt. Man muß sich darinn ähnlich seyn, daß man die Tugend liebt. Zwischen einem Lasterhaften und Tugendhaften wird nie eine wahre Freundschaft Platz finden. Aber das ist es auch alles. Weiter muß eben die Aehnlichkeit nicht nothwendig gehen. Leute, die sich gar zu ähnlich sind, werden selten gute Freunde werden, oder bleiben. Zween hitzige, zween ehrbegierige Köpfe werden sich selten recht wohl vertragen. Der Unterschied der Temperamenten und der besondern Neigungen macht die Gesellschaft lebhafter. Er macht, daß sie nicht immer einerley Gestalt hat und dadurch in das Langweilige und Verdrüßliche fällt. Er bringt immer neue und unvermuthete Scenen hervor, die ein abwechslendes Vergnügen machen. Wenn nun alle meine Freunde einen so wunderlichen Kopf hätten, wie ich, und unsre bösen Stunden träffen gerade zusammen, da würden wir eine schöne Gestalt machen. Und würden wir nicht biß zur Ausschweifung lustig werden, wenn wir unsre gute Stunde hätten? Und wären wir alle so schwehrmüthig, wie unser Damis, das würde eine schöne Gesellschaft seyn. Da säßen wir beysammen, wie in einer Krankenstuben, fragten einander

von

von Zeit zu Zeit in einem kläglichen Ton, wie befinden Sie Sich? mein Freund! Beseufzten die Thorheiten der Menschen und wären uns selbst zur Plage. Wären wir alle so gelehrt, wie Cleanth, so wäre unsre Gesellschaft keine Gesellschaft von Freunden, sondern eine Akademie der Wissenschaften. Hätten wir den Arist nicht, so würden wir ein Haushalten führen, wie die Gelehrten und wären wir alle an seine Lebensart gewöhnt, so würde vielleicht der Wohlstand über die Vertraulichkeit siegen und man würde uns für eine Gesellschaft von Stutzern halten. Wären wir alle, wie Pheron, wie wollten sich so viele satyrische Köpfe in einer Stube vertragen und würde uns nicht die ganze Stadt feind werden? Man würde glauben, wir kämen blos zusammen, Satyren auf die Leute zu machen und man würde uns Satyrenmacher mit einander zum Lande hinausjagen. Allein da die Leute sehen, daß Arist, der so beliebt ist, daß Cleanth, den Jedermann für gelehrt und fromm, Alceſt, den man für empfindlich hält, mit Pheron so genau umgehen und seine Gesellschaft lieben, so denken sie, der Mann muß doch nicht so gar böse seyn.

Das erste und vornehmste in der Freundschaft, auf welches alles ankömmt, ist freilich das, daß man sich aufrichtig und zärtlich untereinander liebt, und daß ein Freund einmal von des andern Liebe und Zärtlichkeit vollkommen überzeugt ist. Aus diesem Gesichtspunkt muß ein Freund alle Handlungen und Reden des andern beurtheilen. Keine vollkommene Menschen gibt es, so viel ich weiß, nicht auf der Welt; sollte sich Jemand finden, der sich mit Recht für vollkommen ausgäbe und es auf die Probe ankommen lassen wollte, der darf sich nur bey unsern

ſerm Verleger melden. Wir wollen ihn mit dem gröſsten Vergnügen empfangen und zum Präſidenten unſrer Geſellſchaft machen. Einſtweilen ſind wir mit denen zufrieden, die am wenigſten unvollkommen ſind und ſich ſtets bemühen vollkommener zu werden. Es iſt mir neulich ein Franzöſiſches Buch in die Hände gekommen, an dem mir nichts gefallen hat, als das Motto, das auf dem Titelblat ſteht und einem jeden, der nichts, als lauter vollkommene Leute, in der Welt aufſucht, den Rath gibt, beyzeiten ſeinen Stuben ſpiegel zu zerſchmeiſſen.

Ich rede itzt von Fehlern, nicht von Laſtern. Laſter werde ich an meinem Freunde nicht dulten und ein Menſch, der Laſtern ergeben iſt, wird nie Hofnung zu meiner Freundſchaft haben. Ich glaube, es iſt in unſrer Wochenſchrift oft genug erinnert worden, daſs die Tugend der Grund, die Stütze und die Sicherheit der Freundſchaft iſt. Ich rede hier von Fehlern, die gar nicht aus einem böſen Herzen entſpringen, ſondern von andern Urſachen abhängen und von denen kein Menſch frey iſt. Das Alceſt hitzig iſt, daran iſt ſein Temperament Schuld. Sein Feuer ſtiftet viel gutes; aber bey dem erſten Ausbruche deſſelben kan er nicht allezeit genug an ſich halten. Ich weiſs wohl, daſs ſo viele ihre Laſter durch das Temperament entſchuldigen wollen. Allein Laſter laſſen ſich dadurch nicht entſchuldigen. So weit muſs ein jeder Meiſter von ſeinem Temperament werden, daſs er ſich nicht dadurch zu wirklichen Laſtern und zu böſen Fertigkeiten verleiten läſst. Aber auch ein Tugendhafter hat wenigſtens den erſten Ausbruch des Tempraments nicht völlig in ſeiner Gewalt, die erſte Heftigkeit deſſelben verdrängt auch

bey

bey ihm auf einige Augenblick die Uberlegung; doch er wird sich nicht säumen, bald wieder zu sich selbst zu kommen, und die Rechte der Vernunft über das Temperament zu behaupten. Wäre Alceſt bey seinem hitzigen Temperament rachsüchtig, so würde er zur wahren Freundschaft ungeschickt seyn. Allein so viel Gewalt räumt er seiner Hitze nicht ein, daß sie in wirkliche Beleidigungen ausbrechen sollte. Er weiß ihr noch zu rechter Zeit Einhalt zu thun. Daß Damis schwehrmüthig ist, daran ist zum Theil die Beschaffenheit seines Leibes, daran sind auch zum Theil andre Umstände Schuld. Es ist möglich, daß ein Mensch durch besondere traurige Umstände und Begebenheiten seines Lebens, die in einer zärtlichen Seele einen tiefen Eindruck machen, an seiner Munterkeit Schaden leiden und in eine gewisse Schwermuth versenkt werden kan. Wenn es unsern Damis einmal einfallen sollte, unsern Lesern seinen Lebenslauf umständlicher zu beschreiben, so würden sie sich über sein trauriges Wesen nicht mehr verwundern. Manche Fehler sind nicht sowohl Fehler der Menschen, als vielmehr Fehler des Standes, in den sie sich begeben haben. Daß unser Cleanth ein wenig zu gern von der Gelehrsamkeit spricht, das kan man gar wohl an einem Manne entschuldigen, der den gröſten Theil seines Lebens mit Studieren zugebracht hat. Im Vorbeygehen muß ich zum Besten mancher unsrer jungen Herren die Anmerkung machen, daß es zwar pedantisch läßt, zu viel Gelehrsamkeit in dem Umgang mit andern anzubringen; aber daß auch ihre meisten Spöttereyen über das pedantische Wesen der Gelehrten aus einem Bewußtseyn der eigenen Unwissenheit entsprin-

ſpringen und daß ſie gewiß mit ihrer Gelehrſamkeit am meiſten groß thun würden, wenn ſie etwas gelernt hätten. Manche Fehler kommen aus der Erziehung, die man gehabt hat und die werden hernach zur andern Natur. Daß unſer Ariſt ein wenig zu ſehr auf das Aeuſſerliche und auf ſein Vergnügen ſieht, das kömmt größtentheils daher, weil er in einem der beſten und reichſten Häuſer auferzogen und von Jugend auf zu einer allzupünktlichen Beobachtung des Wohlſtandes und zu einem vergnügten Leben gewöhnt worden iſt. Unſer Pheron hingegen würde ſich mehr um das Aeuſſerliche und um den Wohlſtand bekümmern, und auch in ſeiner Satyre etwas behutſamer ſeyn, wenn er nicht zu bald in die Aufſicht eines ſonſt vortrefflichen Mannes gekommen wäre, der es aber zu ſeinem Grundſatze gemacht hatte, allen Menſchen mit der größten Freiheit die Wahrheit zu ſagen und beynahe den ganzen eingeführten Wohlſtand für eine Kleinigkeit zu halten, um die ſich ein Weiſer nicht zu bekümmern hätte. Dieſen Mann hat Pheron von Jugend auf bewundert und iſt es alſo ein Wunder, daß er nebſt ſeinen Tuzenden auch ſeine Fehler angenommen hat? Laurens Fehler iſt bey nahe ein Fehler ihres ganzen Geſchlechtes und zudem hat ſie eine gar zu gütige Mutter gehabt, die den lebhaften Witz und die kleinen Bosheiten ihrer Tochter zu ſehr liebte, als daß ſie ihre Munterkeit ein wenig einzuſchränken geſucht hätte.

Niemand kan feiner von der Nachſicht reden, die ein Freund gegen die Fehler des andern haben ſoll, als der groſſe Römiſche Dichter Horatz davon geredt hat. Er ſieht es erſtlich als das gewiſſeſte Zeichen an, daß man ſich

ſelbſt

selbst nicht kenne und von einer thörichten Selbstliebe beherrschet werde, wenn man an seinen Freunden keine Fehler dulten will, da man doch selbst Fehler genug an sich hat. Hernach zeigt er, wie man die Fehler seiner Freunde gegen ihre ungleich grössern Tugenden halten und als Kleinigkeiten übersehen soll. Es ist wahr, sagt er, du siehest hier einen Menschen, der sich nicht gar zu viel um das Aeusserliche bekümmert, sein Kleid steht ihm so, als wenn es nicht für ihm gemacht wäre, seine Haare sind nicht nach der Mode geschnitten, seine Schue sind ihm zu weit. Man könnte ihn deswegen lächerlich machen; aber er ist der beste, der redlichste Mann, den man nur immer finden kan, er liebt mich von ganzem Herzen, es steckt ein grosser Geist in seinem ungeputzten Leib. Sollte ich diesem Menschen wegen der vortrefflichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens die kleinen Fehler nicht verzeihen, welche er wider die Mode begehet? Nein! wenn ich Fehler tadeln will, so will ich bey den meinigen anfangen, ich will mich selbst auf das schärfste untersuchen, ob ich nicht gewisse angebohrne oder angenommene Fehler und Thorheiten an mir habe. Horatz wußte gar wohl, daß derjenige am meisten Nachsicht gegen fremde Fehler hat, der seine eigene auf das sorgfältigste untersucht und nach aller Möglichkeit zu verbessern trachtet. Dieser feine Geist fährt fort und gibt uns die vortreffliche Erinnerung, daß wir die Fehler unsrer Freunde mit den Augen eines Freundes ansehen sollen, so wie ein Liebhaber die Fehler seiner Geliebten übersieht oder wohl gar schön findet. Ich wünschte, sagt er, daß wir diesen Irrthum auch in der Freundschaft begehen mögten; er

ver-

verdiente in der That Lob und Ruhm. Ein Vater übersieht die Gebrechen seiner Kinder und gibt ihnen die schmeichelhaftesten Deutungen. Schielt das liebe Kind, je nun! sagt man, es liebäugelt. Ist der Herr Sohn ein Zwerg; ey! es ist doch ein allerliebster artiger kleiner Herr. Hat er schiefe Beine; nun! er geht eben ein wenig auswärts. Ist die Jungfer Tochter so mager, wie ein Todengerippe; was doch das schöne Kind für eine feine Taille hat! Nun, sagt Horatz, so sollten es die Freunde auch miteinander halten. Lebt einer ein wenig zu genau? Nun, er ist eben ein guter Haußhalter. Spricht einer ein wenig zu gern von sich selbst? Nun, er will eben seinen Freunden die Zeit nicht lange werden lassen. Ist einer ein wenig zu frey und ungezwungen im Reden? Es ist ein aufrichtiger, und ehrlicher Mann. Ist einer ein wenig zu hitzig? Je nun! Er hat ein gewisses natürliches Feuer. Niemand wird ohne Fehler gebohren: der ist der beste, der die wenigsten hat. Mein Freund setze, wie es billig ist, meine Tugenden an meine Fehler und sind jener mehr, so laß er sie den Ausschlag geben; auch ich will ihn eben so abwägen, wenn er meine Freundschaft sucht.

Jedoch wir haben nicht allein Nachsicht gegen unsre Fehler, wir suchen uns auch untereinander auf eine freundschaftliche Art zu bessern. Dieses ist und muß der größte Nutze der Freundschaft seyn. Wir alle sind lange nicht mehr die vorigen. Unser Umgang hat uns um ein merkliches gebessert. Wir machen uns ein Vergnügen daraus von der Sittenlehre zu reden und unsre Herzen nach ihren Fürschriften zu prüfen. Wir sagen uns manche Wahrheiten im Lachen, die unvermerkt tief in die Seele dringen und gute Wirkungen thun. Ein Scherz der Laura, ein satyrischer Einfall des Pheron hat mich oft mehr gebessert, als eine lange Rede eines Moralisten, bey der ich eingeschlafen ware.

A. Oront.

Bey dem Verleger dieser Wochenschrift, ist neu zu haben: Lieder mit besondern neuen Melodien, zu beliebter Clavier- und Lautenübung, auch Gemüthserzögung ans Licht gestellet, Fol. vor 45. kr.

Digitized by Google

Der Freund.

Sieben und sechzigstes Stück.

Laudator temporis acti.

Horat.

Ich habe mir oft müssen vorwerfen lassen, daß ich für meine Jahre zu jung dächte. Heute will ich mich gegen diese Beschuldigung retten. Wenn ich alt bin, so will ich auch alt denken und schreiben, die Zeiten des Alterthums preisen, und auf die itzige Welt mit Verachtung herabsehen.

Es ist auch wohl der Mühe werth, der heutigen Welt gefällig zu leben. Wer sind denn die, denen wir zu gefallen suchen? Vielleicht die hungerleidenden Reichen, die das Verdienst nach Tonnen Goldes schätzen? In den vorigen Zeiten waren die Reichen vernünftiger. Da begnügten sie sich mit Schätzen von etlichen Tausenden, und fasteten dabey eben so vornehm reich, als itzt die

Besitzer von Millionen fasten. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend meine Eltern in eine kleine Landstadt begleitete, wo sie einige Geschäfte hatten. Da sahe ich einen ehrbaren alten Mann, der in einem ungemein schlechten Rocke vor unserer Wohnung vorüber gieng. Unser Wirth sagte mir, es sey der reichste Mann in dem Orte, ein Mann, der wohl sechstausend Gulden im Vermögen hätte. So bescheiden und billig war die alte Welt. Sechstausend Gulden hiessen schon Reichthum. Ich lernte diesen Mann genauer kennen. Mit seinen sechstausend Gulden hatte er sich nicht nur den unschätzbaren Namen eines reichen Mannes, sondern auch das Recht erworben, eben so zu leben, wie die reichsten Leute noch in der gegenwärtigen Zeit leben. Wöchentlich zweymal frisches Fleisch zu essen, und alle Sonntage sauren Wein zu trinken, sich schlecht zu kleiden, und dabey alle andere Leute zu verachten; das ist doch die wahre Lebensart eines Kapitalisten? Diese hohe Lebensart, das Ziel so vieler mühseligen Tage und schlaflosen Nächte, das höchste Gut der Reichen, ließ die gefällige alte Welt einen Mann genüssen, der in den heutigen Tagen als ein verachteter Mann durch das Urtheil aller Welt verdammet seyn würde, gut zu essen, und ruhig zu schlafen.

Ich ärgere mich, so oft ich Leute, die jünger als ich, und in ihre Zeiten thöricht verliebt sind, sagen höre, daß die Vornehmen heutiges Tages durch ihre Höflichkeit einen sehr unterscheidenden Vorzug vor den Vornehmen der vorigen Welt besässen. Ein schöner Vorzug! Es ist wahr, aus dem allgemeinen Grundsa-

tze aller Vornehmen, aus der Ueberzeugung, daß die Geringern nicht zu ihrer Art von Geschöpfen gehören, aus diesem Grundsatz begegneten die Vornehmen der vorigen Zeiten, dem geringern Theile der Welt mit einer hochansehnlichen Härte, die von den itzigen in eine schlaue Höflichkeit verwandelt worden ist. In meiner Jugend bat ich einen Staatsmann, mir eine gewisse kleine Bedienung zu verschaffen. „Ich kan ihm nicht helfen, antwortete er mir in einem furchtbaren Basse. Alle Augenblicke kommen Leute, die Dienste haben wollen." Neulich erzählte mir ein junger Mensch, den ich kenne, daß er bey einem nemlichen Ansuchen von einem vornehmen Mann mit der freundlichsten Mine von der Welt die abschlägige Antwort bekommen hätte; „Es wird mir ein Vergnügen seyn, wenn ich ihnen etweder itzt, oder bey einer andern Gelegenheit dienen kan." So unterschieden war das Bezeugen der Vornehmen aus der alten Welt von dem Bezeigen der heutigen. Sie wußten eben so gut, als man es in unsern Tagen weiß, daß uneigennützige Dienstfertigkeit keine Eigenschaft eines Staatsmannes seyn darf. Aber sie waren zu redlich, zu altdeutsch, ihre Verweigerungen in höfliche Worte einzukleiden. Sie sprachen natürlich, und redeten in harten Ausdrücken, wenn ihre Seelen unempfindlich seyn wollten.

Ich mögte wohl wissen, was den heutigen Schönen einen Vorzug vor den Schönen der alten Zeit geben könnte. Ich will mich nicht einmal auf meine Chloe berufen, deren Frühling eine jedes Weltalter würde

verschönert haben. Solche Schönen, wie Chloe, die in jedem Alter liebenswürdig bleiben, die sind zu selten, um für die eine oder die andere Zeit etwas zu bestimmen. Aber der grössere Theil des schönen Geschlechts, die Schönen nach der Mode werden mir verzeihen, wenn ich von ihnen sage, daß sie in der itzigen Zeit nicht halb so reitzend sind, als ihre Großmütter waren. Wenn sie auch keinen Fehler hätten, so würde dieses schon Fehlers genug seyn, daß sie an den jungen Herren nach der Mode einen Gefallen finden. Es bleibt mir noch stets unbegreiflich, wie die Väter und Mütter in diesen Tagen so unvorsichtig seyn können, ihre artigen Kinder allen Gefahren des männlichen Umgangs auszusetzen. Die Alten waren klüger, und manche kleine Ausschweifung die heutiges Tages durch die Schwatzhaftigkeit eines begünstigten jungen Herrn ausgebreitet wird, blieb damals verborgen, weil man weislich die ungekünstelten Liebkosungen eines verschwiegenen Hausgenossen den tändelnden Seufzern geputzter Stutzer vorzog. Oft, wenn ich die Unliebenswürdigkeit der heutigen jungen Herren betrachte, bin ich gereitzet worden, zu vermuthen, die Eltern müßten ihren artigen Töchtern wohl nur deswegen den Umgang mit diesen glänzenden Geschöpfen erlauben, um sie durch die Erfahrung zu überzeugen, daß diese nichtsbedeutenden Wesen, nach denen sie vielleicht aus Unwissenheit seufzen mögten, weder ihre Seufzer noch ihre Gefälligkeiten verdienen.

Digitized by Google

Als ich noch ein Jüngling war, vertraute mir ein Bekannter, der ein hofnungsvoller Dorfjunker in der Nachbarschaft war, die Geheimnisse seines Herzens an. Er liebte eine Fräulein von seinen Verwandten, die gröſte Spröde in der Gegend. Ich muſte ihn einmal begleiten, da er sie besuchte. Er erschien in der anständigsten Gestalt nach der damaligen Mode. Wir kamen in einem gewaltigen Regenwetter dahin, denn die Stuzer der vorigen Welt fürchteten sich nicht dafür. Ein paar Hasen, die uns zu ihrem Unglücke begegnet waren, zierten das Pferd des jungen Ritters, und ein halb Dutzend Jagdhunde machten das Gefolge seines triumphirenden Einzuges aus. Der Vater der Schönen empfieng uns sehr freundlich. „Der T . . wo habt ihr in dem Wetter die Hasen aufgetrieben" war seine Bewillkommungsrede. „O, antwortete der Junker, und schmiß die Hasen zu Boden, ich werde doch vor den H . . nicht mit leeren Fäusten zu meiner Braut kommen. Wo ist das Fräulein?" „Ihr könnt sie aufsuchen, antwortete der Alte. Was gehet mich das Weibesvolk an? Genug, daß du sie haben sollst" Der Junker schlich in das Zimmer des Fräuleins, und legte, ohne ein Wort zu sprechen, seine Beute hinter sie auf ihren Stul. Das Fräulein, eine Schönheit, nicht, wie die heutigen sind, weichlich und schwach, sondern von einem dauerhaften Bau und einer frischen Landfarbe, sahe sich um, und warf ihm die Hasen vor die Füsse. „Ich habe es ihm schon oft gesagt, daß ich nichts von seinen Thorheiten wissen will." „Nun, antwortete er, seyn Sie nur nicht gar zu bö-

se. Doch, wenn Sie es auch sind, was schadets? Sie müssen doch die meinige werden." „Und wenn ich es werden muß, antwortete sie, so muß ich es. Aber seine Tändeleyen will ich durchaus nicht leiden. Und überhaupt, wer weiß, was geschiehet?" In diesem Tone der Sprödigkeit redete Sie den ganzen Tag fort, und der arme Junker, der alle seine witzigen Einfälle vergebens hervobrachte, mußte sich endlich bey der Bouteille trösten. Ich begrif die Ursache von der Härte des Fräuleins nicht. Nach dem damaligen Geschmacke, war nichts an dem Junker auszusetzen, und der Wille ihres Vaters machte seine Ansprüche vollkommen kräftig. Man achtete auch so wenig auf ihren Widerstand, daß alle Anstalten zur Hochzeit gemacht wurden. Acht Tage zuvor aber entflohe das Fräulein mit dem Schreiber ihres Vaters, und gieng mit demselben nach Holland.

Es ist noch nicht lange her, daß unsere Stadt eine Liebesgeschichte nach dem neuen Geschmacke gesehen hat. Dorant ist unfehlbar vielen von meinen Lesern bekannt. Man weiß, wie viel Mühe er sich gegeben hat, das unempfindliche Herz der spröden Emire zu gewinnen. Er ergrif endlich die Hülfe ihrer Eltern, eine Hülfe, die zu allen Zeiten einem Liebhaber viel nützlicher gewesen ist, als die ganze Redekunst der Liebe. Emire gab ihm gezwungen ihre Hand, wovon sie oft versichert hatte, daß sie sie keinem Menschen geben würde. Ihre Sprödigkeit blieb noch in der Ehe standhaft, aber nur gegen ihren Mann. Viele artige junge Her-

ren

ren bekamen hingegen bald Ursache, ihre Menschenliebe zu rühmen, und noch ist sie ein Tiger gegen ihren Mann, und das zärtlichste Täubchen gegen ihre Anbeter.

Man siehet leicht, wie sehr diese zwo Liebesgeschichten unterschieden sind. Die alte Fräulein unterscheidet sich auf eine sehr vortheilhafte Art von dem jüngern Frauenzimmer. Ehe sie ihren unangenehmen Liebhaber betrügen wollte, opferte sie lieber ihr eigenes Glück und ihren guten Namen auf. Man kan von der Größe ihrer Selbstüberwindung urtheilen, wenn man bedenket, wie viele Stuffen der Erniedrigung eine Fräulein herabsteigen muß, wenn es sich zu einem gemeinen Menschen herablassen will. Aber damals waren auch die Fräuleins nicht so stolz, als sie itzt sind. Sie erkannten noch, daß es unter den Bürgern Leute gäbe, die zur Liebe tüchtig sind. Heute zu Tage ist dem armen Pöbel dieser Vorzug gänzlich abgesprochen, oder höchstens auf gewisse Theaterhelden eingeschränket worden. In allen Stücken hat sich die Welt verschlimmert; in keinem mehr als in dem Haußstande. Die alte männliche Oberherrschaft, das Vorrecht deutscher Männer ist verlohren. Sonst zitterte die Frau, wenn der Mann nach Hause kam; denn meistentheils kam er betrunken nach Hause, und bewieß durch nachdrückliche Proben seine Macht. Noch zittern manche Frauen gegen die Zurückkunft des Mannes, aber nur alsdenn, wenn sie einen vertrauten Freund bey sich haben. Wider die Trunkenheit des Mannes haben sie ein sicheres Mittel erfunden. Der arme Mann, der einmal zu frölich bey

seinem Weine gewesen ist, muß am folgenden Morgen so viel von seiner bessernden Gattin ausstehen, daß er in Zukunft die Trunkenheit als den ärgsten Feind seiner häuslichen Ruhe fliehet. Sonst war der Mann allein das Ansehen seines Hauses. Ihn sahe die Welt, von ihm wurde geredet. Die Frau durfte nur in der Stille ihm nachahmen, und von ihren Handlungen erfuhr man so wenig, als von den Handlungen eines Bedienten. War der Mann ein Sparer, so mußte die Frau bloß das Haushalten nach den Regeln der strengen Sparsamkeit einrichten. Bereichern durfte sie es nicht. Dieses Vorrecht hatte der Mann sich vorbehalten. Eben so war es, wann der Mann ein Verschwender war. Er allein war es vor den Augen der Welt. Die Frau blieb unbekannt. Wollte sie auch einmal schmausen, so mußte es mit ihren vertrauten Gevatterinnen in den verborgenen Gegenden einer Spinnstube geschehen. Itzt nehmen die Frauen an den Ruhm der Männer so viel Antheil, daß der Vorzug der Männer verschwindet. Euklio kan keinen ärgern Wucher auf der Börse treiben, als seine Frau zu Hause mit Pfändern treibt. Ich kenne eine Frau, die Meisterin in dieser Kunst ist. Ihr Haus ist das allgemeine Pfandhaus der Stadt. Sie wird geehret, sie bittet man zu Gaste. Der Mann, ein schläferiger Dummkopf, ist ganz vergessen. Er weiß nichts von den Geschäften seines Hauses. Zufrieden, wenn seine furchtbare Gebieterin ihm nur satt zu essen gegeben hat, rauchet er seine Pfeife und gehet zu Bette, wenn sie noch an den Tischen der Vornehmen das grosse Wort führet. In dem Hause des

Ver-

Verschwenders gehet es eben so zu. Madame macht stets mehr Staat, ihre Gesellschaften sind glänzender, ihre Lustbarkeiten ausgesuchter. Mit einem Worte, der Mann mag reich oder arm werden wollen, die Frau raubet ihm in beyden den Vorzug. Ein Reisender, der aus einem weit entfernten Lande kam, hat mich neulich gar überreden wollen, daß in seinem Vaterlande der zahlreiche Orden der Sollicitanten sein Glück viel sicherer und gewöhnlicher durch die Gemahlinnen der sogenannten Beförderer, als durch die Herren selbst machte. Er sagte, es sey daselbst schon öffentlich eingeführet, den Damen seine Cour zu machen, ihnen sein Glück zu empfehlen und seine Würdigkeit zu öffentlichen Aemtern zu zeigen, und auch von ihrer Hand den Beruf nebst der Geschicklichkeit zum Amte zu empfangen. Das kan ich doch nicht glauben; es ist gar zu seltsam, und wie gesagt, der Fremde kam aus einem gar zu entfernten Lande.

Wie ehrwürdig war die Herrschaft der Alten über ihre Kinder! Die Befehle des Vaters mogten an sich gut oder schädlich seyn, genug sie waren Befehle des Vaters, und ein unverletzliches Gesetz für die Kinder. Man wußte damals nichts von dem Vernünfteln, welches itzt so oft Eltern und Kinder entzweyet. Der eine Sohn folgte dem Befehle des Vaters ohne Nachdenken, denn er war schläfrig, und fand seine Bequemlichkeit darinn, wenn ein anderer für ihn dasjenige ausdachte, was er thun sollte. Der andere war lebhaft, und würde oft etwas erinnert haben, wenn er

gedurft hätte. Aber die väterliche Herrschaft machte ihn mit Gewalt gehorsam. Wie viel sicherer ist es für einen jeden Befehlshaber, wenn er sich mit Gewalt gehorchen macht, als wenn er den Gehorsam seiner Unterthanen erst von ihrer Ueberlegung erwarten soll? In diesem beschwerlichen Falle befinden sich die Eltern heute zu Tage. Die Kinder wollen vernünfteln, sie wollen bey der Wahl ihres Glückes befraget seyn, und ihre eigenen Empfindungen darum fragen. Hätte Herr Hartsinn, der Mann nach der alten Welt, vor hundert Jahren gelebet, er würde keine überkluge Nachbarn gefunden haben, die ihn deswegen ausgelachet hätten, weil er seinen blöden und flatternden Sohn zum Predigtamte bestimmet hat. Man saget wol, daß die Freyheit, worin die Kinder heutiges Tages leben dürfen, ihren Geist bessere. Man will so gar bemerket haben, daß selbst die phlegmatischen bey einer freyen Erziehung etwas weniger unbrauchbar würden, als vormals bey einer strengen. Ich glaube nichts davon. Ob der Schläfrige eine Stunde länger wachet, oder nicht, was kan es helfen? Ist doch sein Wachen selbst im Schlaf? Der muntere Theil der Jugend ist gewiß bey der heutigen Erziehung den größten Gefahren ausgesetzet. Man verzeihet der Jugend tausend Fehler, und hoffet, sie sollte vor dem dreissigsten Jahre ausrasen In den alten Zeiten schränkte man die Jugend ein, und erlaubte keinem Menschen eher auszuschweifen; biß er ein Amt hatte. Bis dahin waren entweder seine fehlerhaften Neigungen veraltet, oder wenn er alsdenn fehlte, so bedeckte die Würde des Amts den Fehler. Kurz,

wenn

wenn die alte Welt in der Erziehung der Jugend fehlte, so geschahe es höchstens dadurch, daß man dieselbe etwas schläfrig und unwissend gewönte. Itzt machet man sie lärmend und überklug. Bey jenem Fehler hatten doch die Nachbarn Ruhe, und man durfte sich so wenig für Tadlern fürchten, daß vielmehr alles gut gehalten wurde, was da war. Der vorwitzige Geschmack der neuen Zeiten tadelt alles, das Gute mit dem Bösen, und machet die Welt so unruhig, daß nicht einmal ein ehrlicher Phlegmatikus ungetadelt ausschlafen kan. Wie verdrüßlich ist es nicht einem Mann, den seine graue Haare ehrwürdig machen, daß er sich oft muß durch unbärtige Knaben, widersprechen lassen? In der alten Zeit hatte die Jugend gegen das Alter nur eine Empfindung, die Bewunderung. Ein alter Mann wurde bewundert, er mogte vernünftig oder unvernünftig sprechen und handeln. Itzt widersprechen Jünglinge dem Greise, er mag Wahrheiten oder Irrthümer behaupten. Ich denke noch mit Vergnügen an die Züchtigung, die in der vorigen Zeit einem Jünglinge wiederfuhr, der sich erkühnet hatte, seine Feder wider einen alten Gelehrten anzusetzen. Der alte Gelehree strafte ihn, nicht durch eine gelehrte Widerlegung,

legung, das wäre der Würde des Alters unanständig und vielleicht noch dazu gefährlich gewesen; er schrieb an alle gelehrte Männer, daß der junge Mensch ein Unwissender ein Unverschämter, ein Lotterbube sey. Diese Rache war so kräftig, daß der vorwitzige Jüngling, wenn er anders sein Glück machen wollte, dem ehrwürdigen Manne eine öffentliche Abbitte thun mußte. (*) So heilig waren damals die Vorrechte der Alten. Itzt aber herrschen zur Schande der Zeiten die jungen Gelehrten, und werden oft von den Alten, die ihre Ewigkeit erhalten wollen, geschmeichelt. Vormals bewunderte man nur das Alte; itzt herrschet der elende Geschmack des Neuen. —— Aber ich muß nicht zu weit in die Gelehrsamkeit kommen.

In

---

* Den wenigen Lesern zu Gefallen, die Erleuterungen von dieser Art lieben mögen, merken wir an, daß der alte Gelehrte Böckler, und der junge Gelehrte Schurzfleisch hieß, und daß das Wort Nebulo in den Briefen des alten Gelehrten vorkam.

Digitized by Google

In der alten Welt war noch die Freundschaft das was sie seyn sollte. Man wußte damals schon sehr gut, daß die Freundschaft, die von einigen süßträumenden Philosophen beschrieben wird, keine Sache für die Menschen sey; man unterhielt Freundschaften nicht nach hochfliegenden Gedanken, die man heute zu Tage Empfindungen nennet, sondern zum Umgange und zu gewissen Vortheilen in dem gemeinen Leben. So ist zwar die Freundschaft der heutigen Welt auch beschaffen; aber die alte Welt war darinn vernünftiger, daß sie von der Freundschaft so redete wie sie dachte. Die klugen Sprüchwörter; **Der Nachbar an der Wand, ist besser als ein Freund über Land; das Hemd ist mir näher als der Rock; Freunde in der Noth, gehen hundert auf ein Loth,** und dergleichen entdecken die wahren Gesinnungen der Alten von der Freundschaft. Itzt aber machet die Welt ein prächtiges Geschwätze von der Freundschaft, und denket doch in der Anwendung noch stets, wie man vordem sagte. In dem einzigen Stücke richteten die Alten ihre Freundschaften nach der Theorie der Philosophen ein, was die Ungezwungenheit gegen Freunde betrift. Diese Regel läßet sich

auch

auch am Beſten beobachten, und die heutige Welt ſtra, fet ſich ſelbſt, da ſie von dem Beyſpiele der Alten abgewichen iſt. Man mag immerhin die Ungezwungenheit der alten Freundſchaften Grobheit nennen; Die Höflichkeit der heutigen Freunde gegen einander ſiehet dem Ceremoniel und ſelbſt der Falſchheit ſehr ähnlich.

Ich muß doch eine kleine Geſchichte erzählen, die eine Probe abgeben kan, wie ſehr die Alten ihre Freundſchaften nach den Vorſchriften der Gerechtigkeit einrichteten. In meiner Vaterſtadt wohnte Gelaſt, ein Mann der einen guten Ruf hatte, und gegen ſeine Freunde auſſerordentlich dienſtfertig war. Sein vertrauteſter Freund war Kreon, ein exemplariſcher Mann, und dieſem hatte Gelaſt die meiſt Freundſchaftsdienſte geleiſtet. Nach einiger Zeit erklärte ſich der erſte Statsbediente wider Gelaſten, und brachte ihn in ſehr bedrängte Umſtände. Kreon hätte ſeinem Freunde mit Nachdrucke beyſtehen können und jedermann erwartete daß es geſchehen würde. Aber Kreon that das Gegentheil. Er glaubte, die Ungnade des groſſen Mannes

ſey

sey genug zum Beweise, daß Gelast Unrecht haben müßte. Kreon aber war ein gar zu groser Eiferer für die Gerechtigkeit, als daß er ihren Lauf selbst gegen seinen Freund hätte hindern sollen. Er erklärte öffentlich, daß Gelast ein böser Mann sey, und sein Zeugnis gab der Untersuchung den Ausschlag. Findet man heutiges Tages solche Eyferer für die Gerechtigkeit, oder wenn es ja noch einige gibt, sind sie großmüthig genug, ihre Gedanken offenherzig zu entdecken? Würde nicht ein Mann nach der heutigen Welt aus einer falschen Ehre wenigstens den Schein eines standhaften Freundes angenommen, und seine Gerechtigkeitsliebe nur heimlich ausgeübet haben? ——

Es ist doch nichts beschwerlicher, als vorwitzige Freunde zu haben. Da war ich nun im Begriffe, noch viele schöne Sachen zum Lobe der vorigen Zeiten zu schreiben. Auf einmal kommen Alceste und Pheron, sie lesen mein Blatt durch, und lachen mich aus. „Sahen Sie denn nicht, sagt Alceste, daß Sie eine Satyre statt einer Lobrede geschrieben haben? Sie zeigen selbst, daß die alte und die heutige Welt nicht in Ansehung der Fehler selbst, sondern nur in den äusserlichen

chen Gestalten der Fehler unterschieden sind." So mag ein anderer schreiben. Nun mögen meine Herren Freunde dafür, daß sie mich gestöret haben, selbst zusehen, wie der Bogen voll wird. Ich will aufhören.

F. Oront.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Acht und sechzigstes Stück.

Leichtsinnig in der Wahl, und zweifelnd im Vergnügen,
Betrügen wir uns selbst, um andre zu betrügen,
Die, innerlich verderbt, und nur von aussen schön,
Auch uns, mit gleichem Recht, ergebenst hintergehn.

Hagedorn.

Heute sollte Cleanth unsere Leser unterhalten. Er hatte auch schon ausgedacht, wovon er schreiben wollte. Er wollte von der Freundschaft nach der Mode handeln. Nun schicket er unvermuthet zu mir, und lässet mich bitten, für ihn zu schreiben, weil er verhindert würde. Es ist gut genug. Aber ich kan seinen Plan nicht ausführen. Er würde unfehlbar etwas systematisches geschrieben haben, und dazu bin ich nicht geschickt. Lieber will ich den Lesern etwas erzählen.

In der Chineſiſchen Handelsſtadt Canton lebte ein Kaufmann, der den Namen eines ehrlichen Mannes, ein mittelmäſiges Vermögen, und einen einzigen Sohn hatte. Hamti, ſo hieß der Sohn, war ein munterer und angenehmer Jüngling, der Liebling ſeiner Schulfreunde, und bey jedermann wohl gelitten. Seine gröſte Neigung war, viele Freunde zu beſitzen, und ſein Herz ſtund einem jeden offen, der ihm nur freundlich begegnete. Unter ſeinen Bekannten waren zween, die ſein Vertrauen am meiſten beſaſſen, ob ſie gleich von ſehr verſchiedenen Charakteren waren. Leamche, der eine von ihnen, war der luſtigſte Menſch von der Welt. Alle Tage erſann er neue Luſtbarkeiten, und wenn ſie gleich bisweilen unangenehme Folgen hatten, ſo vergaß er dieſelben doch bald, um neue Streiche zu ſpielen. Johi hingegen, der andere Freund von Hamti, war ein düſterer und tiefſinniger Menſch; er verachtete alles, was andere Menſchen thaten, und alles, was er that, bis auf die kleineſten Vergnügungen, mußte in Geheim geſchehen. Dieſe beide Jünglinge waren von ihrer erſten Kindheit an mit Hamti erzogen worden, und daher kam ſeine Vertraulichkeit mit ihnen. Es war nicht möglich, ihre Gemüthsarten zuvereinigen, und deswegen mußte Hamti ſich ſtets unter ſie theilen. Heute war Leamche ſein Anführer; ſie ſchwärmten durch die Stadt, und machten

ſich

sich bald auf ihre eigenen, bald auf anderer Leute Kosten lustig. Oft bekamen ihre Ausschweifungen wegen der guten Art, womit sie ausgeführet waren, den Beyfall der lustigen Welt. Ein andermal tadelte man sie, wenn sie an die Unrechten gekommen waren. Hamti wurde aber auch alsdenn von den meisten entschuldiget, die seinen übrigen Eigenschaften etwas zu gute hielten, und wußten, das Leamche der Verführer war. So oft ihm aber eine kleine Verdrüßlichkeit widerfahren war, nahm er seine Zuflucht zum Fohi, der sich auf eine ganz andere Art beschäftigte. Fohi war sehr fleißig, und Hamti lernte viel durch seinen Umgang. Dabey war Fohi sehr sorgfältig, die Geheimnisse seiner Nachbarn zu erfahren, in der Stille darüber zu lachen, und sie unter der Hand auszubreiten. Dazu war ihm Hamti sehr bequem, der alles, was er erfuhr, dem Leamche erzählte, und wenn dieser erst eine Neuigkeit wußte, so kam dieselbe bald in der ganzen Stadt herum. Endlich verliebte sich Leamche in die Tochter eines reichen Kaufmanns, die schon an einen andern versprochen war. Weil dieser Umstand ihm alle Hofnung raubte, sie von ihrem Vater zu erhalten, so beschloß er sie zu entführen, und mit ihr nach Macao zu fliehen. Zum Gefährten dieser That erwählte er seinen Freund Hamti, und überredete ihn, daß sie wenig Gefahr zu besorgen hätten, weil der Vater des Mädchens am Ende seine Ein-

willigung doch würde geben müssen. Hamti ließ sich bereden. Die Entführung wurde wirklich vollzogen. Sie waren aber noch nicht weit von Canton, als sie von dem Bräutigam des jungen Frauenzimmers eingeholet wurden. Derselbe stund in grosser Gunst bey dem Unterkönige von Canton, und hatte von ihm einige Soldaten bekommen, die Flüchtigen mit Gewalt zurückzubringen. Leamche und seine Söhne waren glücklich genug, ihren Verfolgern durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde zu entfliehen. Hamti aber fiel in die Hände der Verfolger. Er wurde nach Canton zurück gebracht, und ins Gefängniß geworfen. Der Unterkönig, der von dem Beleidigten regieret wurde, trieb die Sache so eifrig, daß dem unglücklichen Hamti das Leben abgesprochen wurde. Sein alter Vater grämte sich darüber zu todte. Die Freunde des redlichen Mannes, und einige andere Personen, die dem Hamti zuvor geneigt gewesen waren, wachten nunmehr auf, und vereinigten sich zur Rettung des unglücklichen Jünglings. Ihre Bitten erweichten endlich den Unterkönig, und Hamti bekam seine Freyheit wieder, aber mit dem Verluste seines Vermögens. Der hülflose Zustand, worin er sich nunmehr befand, nöthigte ihn, seine Gönner zu suchen. Von dem einen bekam er Strafpredigten und Sittenlehren, von dem andern Mitleiden und Bedauren ohne Zahl, von keinem aber etwas mehr. Sein Freund Fohi rieht ihm ganz

tro-

trocken seine Vaterstadt zu verlassen, in welcher er bey seinen jezigen Umständen nicht mit Ehre seyn könnte. Hamti folgte diesem Rath. Sein erster Weg gieng nach Macao, um seinen Verführer, den Leamche aufzusuchen, auf dessen Beystand er sich noch die meiste Hofnung machte. Er traf denselben in kläglichen Umständen an. Leamche und seine Söhne waren beide ohne Vermögen, der Vater des Frauenzimmers war unerbittlich, und beiden war nichts überblieben, als die Reue über ihre Thorheit, die beym Leamche desto gröſſer seyn mußte, da er an seiner Schönen nur eine Schönheit dem Leibe nach gefunden hatte, die einen herrschsüchtigen, und zänkischen Geist bekleidete. Hamti sahe wohl, daß sein Freund nicht im Stand war, ihm zu helfen, er sahe es aber nicht eher ein, bis derselbe ihm noch das Wenige abgeborget hatte, was dem Hamti von seinem väterlichen Vermögen geblieben war. Da er über sein Schicksal höchst bekümmert war, gerieth er in die Bekanntschaft eines Chinesischen Kaufmanns, der nach Batavia handelte. Dieser erzählte ihm so viel von den Vortheilen dieses Handels, daß Hamti sich bereden ließ, als ein Unterbedienter, die Reise mit anzutretten. Er gieng zu Schiffe, voll Vertrauen auf die Freundschaft eines Mannes, der ihn selbst gesuchet hatte. Die Reise wurde glücklich vollzogen, und alle Vortheile, die der Kaufmann gerühmet hatte, trafen richtig ein, aber nur für den

Kaufmann. Hamti, der sich stets mit den Rechnungen dieses Mannes beschäftigen mußte, gewann dabey nichts mehr, als seinen nothdürftigen und ziemlich sparsamen Unterhalt. Er merkte endlich, daß sein neuer Freund ihn blos, als ein Werkzeug, gebrauchte. Er suchte sich loß zumachen, aber, da er nirgends einen Weg zu seinem Glücke entdecken konnte, mußte er sichs gefallen lassen, noch länger in dieser Sclaverey zu bleiben, und noch dazu den Verdruß zu haben, daß sein Herr, nicht mehr sein Freund, ihm sehr häuffig die Wichtigkeit seiner Menschenliebe vorpredigte, die einen armen Hungerleider so großmüthig kleidete und nährete.

Hamti lebte drey Jahr in dem Dienste dieses Kaufmanns. Der Verdruß, welchen er in diesem Stande ausstehen mußte, und die Erinnerung seines vorhergegangenen Unglückes machten ihn endlich gegen alle seine Landesleute erbittert, und er glaubte, sein Glück unfehlbar zu machen, wenn er nur einen Ausländer zum Freunde bekommen könnte. Sein Wunsch ward erfüllet. Wie er mit seinem Herrn zum zweytenmale nach Batavia reiste, ward er mit einem Holländer bekannt, dessen Munterkeit und Wissenschafften ihn sehr einnahmen. Der Holländer besuchte ihn fleißig, und endlich redete er ihm zu, den beschwerlichen Dienst bey dem Chineser zu verlassen, und mit ihm in Gesellschaft zu tretten.

Die

Die Aufführung dieses Mannes überredete den Hamti, daß derselbe ein reicher Mann seyn müste. Desto weniger trug er Bedenken, sein freundschaftliches Anerbieten anzunehmen. Er verließ seinen Herrn. Die ersten Wochen der neuen Freundschaft waren die angenehmste Zeit, die Hamti noch erlebet hatte. Sein Freund versorgte ihn mit Gelde, und führte ihn täglich zu neuen Lustbarkeiten; zwo grosse Reitzungen für Hamti, der beide so lange hatte entbehren müssen. Nachdem sie ein paar Monate in diesem vergnügten Stande gelebet hatten, entdeckte ihm endlich sein neuer Freund seine Absicht. Er war nichts weniger, als reich. Sein Verdienst kam blos von einem Schleichhandel, und dazu wollte er den Hamti gebrauchen, der durch die Bekanntschaften, die er in seinem Vaterlande hatte, dieses geheime Gewerbe vortheilhaft unterstützen könnte. Hamti begriff wohl, daß diese Lebensart mit den Gesetzen und der Gewissenhaftigkeit stritte. Aber er gehörte unter diejenigen Menschen, die ihr Gewissen der Oberherrschaft des Nutzens unterworfen haben. Er war von Natur redlich; aber der Mangel, worin er sich befand, schien ihm damals noch ein gröſseres Uebel, als die Verletzung der Redlichkeit. Das Bündniß wurde geschlossen, und einige Zeit mit gutem Vortheile ausgeführet. Auf einmal aber verschwand der Holländer und hatte den ganzen Gewinn mit genommen. Nun war Hamti ärmer, als zuvor, und hatte noch dazu

ein nagendes Gewissen. Die Noth ließ ihn nicht lange müßig seyn, und er tratt in die Dienste eines Kaufmanns, der nach Persien handeln wollte. Diese Stelle hatte zwar wenig Reitzungen, der Kaufmann war ein eigensinniger, grober und zänkischer Mann, bey dem noch niemand lange ausgehalten hatte. Aber Hamti war nicht in den Umständen, daß er viel wählen konnte. Seine Geschicklichkeit, und seine Gedult, die seine schlechten Umstände nothwendig gemacht hatten, überwanden alle Schwierigkeiten, die von der beschwerlichen Gemüthsart des Kaufmannes gemacht werden konnten. Sie kamen nach Persien, und Hamti fand in diesem Lande, was er so lange vergeblich gesuchet hatte. Sein Herr, der bey allem seinen Eigensinne mehr Billigkeit besaß, als hundert freundliche Leute, vergönnte ihm, die Zeit, die ihm von seinen bestimmten Geschäften überblieb, zu einem eigenen kleinen Handel anzuwenden, und unterstützte ihn so gar darin. In einigen Jahren hatte Hamti schon so viele Reichthümer erworben, daß er als sein eigener Herr leben konnte. Er nahm von dem redlichen Kaufmanne Abschied, und reiste in sein Vaterland zurück. Seine alten Bekannten ersparten nichts, ihm ihre Freude über sein Glück zu bezeigen, und sein Freund Fohi erneuerte nicht nur die vorige Vertraulichkeit, sondern beehrte ihn noch mit einer ungewohnten Hochachtung.

Hamti war nunmehro entschlossen, sein Leben ruhig

in

in seiner Vaterstadt zuzubringen. Seine erste Sorge war, sich zu verheirathen. Unter allen Frauenspersonen in der Stadt gefiel ihn keine so sehr, als die junge Paousa. Sie war eine vollkommene Schönheit, hatte viel Geist, und war aus einem vornehmen Hause. Die ersten Schritte wurden ihm beschwerlich genug gemachet. Obgleich Paousa unter niemand stund, so lebte sie doch so eingezogen, als eine Chineserin hätte thun können, die unter der Gewalt der strengsten Eltern gewesen wäre. Verschiedene ansehnliche Geschenke öfneten ihm endlich ihr Haus; aber zu einer Erklärung konnte er sie noch nicht bewegen. Er entdeckte seine Neigung seinem Freund Fohi. Fohi war anfänglich nicht damit zufrieden, sondern machte ihm verschiedene Einwürfe wegen des Ranges und der Gemüthsart der Schöne. Hamti führte seinen Freund zur Paousa, um ihn zu überzeugen, und nach einigen Besuchen gestund Fohi nicht nur, daß sie liebenswürdig sey, sondern rieth ihm selbst, seine Geschenke fortzusetzen, die ihm endlich gewis ihr Herz erkauffen würden. Hamti that es, und Paousa erzeigte sich seinen Wünschen täglich geneigter. Endlich nöthigte ihn der Kauf eines Landgutes, wozu ihn sein Freund und seine Geliebte beredet hatten, zu einer Reise, die etliche Wochen währte. Er reiste in der sichern Hofnung weg, bey seiner Wiederkunft das Jawort seiner Schöne gleich zu erhalten. Sobald er zurück kam, erfuhr er, daß Paousa einen jungen Mandarin geheirathet hatte. Diese entsetzliche Nachricht wirkte alles auf sein Herz, was sie auf das Herz eines treflichen Liebhabers wirken mußte. Er war lange Zeit untröstbar, und wolte nicht einmal von den Trost-

gründen etwas hören, die sein Freund Fohi ihm vorsagte. Endlich, da sich die Gewalt des Affectes geleget hatte, und er wieder anfieng, auf das Leben zu denken, merkte er, daß Fohi mit der treulossen Paousa und ihrem Gatten einen vertrauten Umgang hielte. Dieses machte ihn aufmerksam. Er entdeckte endlich, daß Fohi ihn mit betrogen, und den Gewinn, den Paousa von ihm gezogen, mit ihr getheilet hatte. Nun konnte er es nicht länger in Canton aushalten. Mehr, als die Hälfte seiner Güter war ein Raub der Betrügerin und des falschen Freundes geworden. Dazu war die Geschichte sehr bekannt geworden, die Spötter liessen sich schon laut hören, und Hamti konnte nichts weniger ausstehen, als Spöttereyen. Er entschloß sich kurz, Canton zu verlassen, und sich mit dem Uberreste seines Vermögens nach der Hauptstadt von China nach Pekin zu begeben. Die Wissenschaften, die er auf seinen Reisen von den Europäern gelernet hatte, machten ihm Hofnung, daß er sein Glück an dem Hofe würde finden können.

Auf der Reise überlegte Hamti seine bisherigen Schicksale. Er sahe, daß sein Ungück meistentheils von der schlechten Wahl seiner Freunde rührte, die entweder liederliche Leute, oder Geizhälße oder Betrüger gewesen waren. Nun nahm er sich vor, behutsamer zu seyn, und niemand mehr zum Freunde zu wählen, an dem er nicht zuvor Klugheit und Uneigennützigkeit würde entdecket haben. So bald er in Pekin angekommen war, setzte er sich in den Stand, eine anständige Figur bey Hofe zu machen, weil er gehöret hatte, daß da niemand auf ein Glück hoffen dürfte, der nicht Staat machte. Nachdem er dieses besorget

sorget hatte, fieng er an, sich bey den Hofleuten bekannt zu machen. Sie nahmen ihn wohl auf; denn jedermann glaubte, der neue Ankömmling, der sich ein solches Ansehen geben könnte, müßte ein reicher Mann seyn. Sie boten ihm um die Wette ihre guten Dienste an, und nach ihren Reden war nichts gewissers, als daß er nächstens ein wichtiger Mann am Hofe seyn würde. Diese angenehmen Aussichten währten so lange, als sein Geld währte. Zuletzt aber sahe Hamti, daß er bald an dem Ende seiner Schätze seyn würde, wenn er einen solchen Aufwand weiter fortsetzte, da die gehofte Beförderung aller guten Hofnungen ohngeachtet immer noch nicht kommen wollte. Er schränkte deswegen seine Pracht sehr ein, um die Zeit seines Glückes desto sicherer abwarten zu können. Die Hofleute wurden diese Veränderung nicht so bald gewahr, als schon ihre Höflichkeit und ihre Gunstbezeugungen aufhörten; und eben der Hamti, der noch kurz zuvor in allen vornehmen Häusern ein willkommener Gast gewesen war, mußte sich itzt Wochen lang bemühen, bis er bey einem seiner vorigen Gönner eine kalte Audienz erhalten konnte. Er fieng schon an, an seinem Hofglücke zu verzweifeln, und sich nach einer andern Zuflucht umzusehen, als ein gewisser Hofbedienter, der zwar keiner von den vornehmsten war, aber des Kaisers eigene Person bedienen mußte, ihm freywillig seine Freundschaft anboth. Hamti ward auf eine angenehme Art durch dieses unerwartete Anerbieten in Verwunderung gesetzet. Alle seine Hofnungen lebten wieder auf; und wie konnte er an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zweifeln, da derselbe nichts von ihm konnte zu hoffen

haben?

haben? Er vertraute sich seinem neuen Freunde offenherzig an, und seine gute Meinung von demselben ward noch mehr bestättiget, da Xunti, so hieß der Hofbediente, durch die Bekanntmachung seiner schlechten Umstände nicht im geringsten kaltsinnig wurde. Xunti machte ihn mit einem Manne bekannt, der seine Absichten sehr unterstützen konnte. Derselbe war einer von den Hofmathematicis, und wegen seiner Wissenschaften von dem Kaiser selbst geliebet. Nach einigen Unterredungen sagte ihm der Mathematiker, der Jaulie hieß, daß seine Wissenschaft die beste Bedienung bey Hofe verdiente, und verhieß ihm seine eifrige Freundschaft. Auch an diesem Freunde zweifelte Hamti nicht. Wäre der Mathematiker kein redlicher Mann gewesen, so wurde er ja wohl einen Menschen, der sein Nebenbuhler in seiner Kunst war, eher von Hofe verdränget, als freywillig dahin gezogen haben. In der Zeit, da seine zween Freunde für sein Glück arbeiteten, brachte Hamti seine meiste Zeit in dem Hause des Xunti sehr vergnügt zu. Xunti hatte eine Tochter, die zwar nur eine mäsige Schönheit war, aber dabey alle Manieren der artigen Welt, und folglich die wichtige Kunst besaß, ihre Reitzungen gedoppelt über ihren eigentlichen Wehrt geltend zu machen. Diese Schöne begegnete ihm mit einer Freundlichkeit, die ihm in kurzer Zeit sein Hertz raubte. Da es ihm als einem Verliebten nicht an Scharfsichtigkeit auf seine Vortheile fehlen konnte, so entdeckte er auch bald, daß Xunti seiner Neigung nicht zuwider sey. Er sahe noch dazu seinen Vortheil in dieser Verbindung, weil Xunti mit viel grösserm Eifer

für

für einen Schwiegersohn, als für einen bloſen Freund, arbeiten würde. Zwar empörte ſich bisweilen in ihm der Gedanke, daß der Weg, eine Beförderung durch Heirath zu ſuchen, nicht der rühmlichſte Weg zu Beförderungen ſey; aber theils Liebe, theils Eigennutz unterdruckten dieſen Gedanken. Er hielt beym Xunti um die Schöne an, und nachdem Xunti ſeiner Einwilligung, durch die Erinnerung, daß er ſchon manche anſehnliche Partie für ſeine Tochter ausgeſchlagen hätte, ein geziemendes Anſehen gegeben hatte, ſagte er endlich, daß er der Freundſchaft nichts abſchlagen könnte, und Hamti bekam ſeine Geliebte. Kurz nach der Hochzeit erhielt er auch eine anſtändige Bedinung. Nun war er auf dem Gipfel ſeines Glückes und ſeiner Wünſche. Eine reitzende Gattin, zween redliche und dienſtfertige Freunde, und ein einträgliches Amt, das war genug, einen Menſchen zu befriedigen, welcher in ſeinen Wünſchen noch weiter gegangen wäre, als Hamti.

Einige Jahre verfloſſen in dieſem Vergnügen. Nach dieſer Zeit aber bekam Hamti einige kleine Streitigkeiten mit ſeinem Freunde, dem Mathematiker. Sie wurden zuerſt bald beygeleget, weil ſie nur Amtsſachen betraffen. Aber Janlie gieng weiter, und bald hernach entdeckte er ſich völlig Dieſer Mann hatte die Freundſchaft des Hamti nur deswegen geſucht, um von demſelben neue Einſichten in den Wiſſenſchaften zu bekommen, die Hamti von den Europäern vollkommener gelernet hatte, als man ſie in China verſtehet. So bald Janlie dieſes erlanget hatte, wachte ſein Neid auf, und er unterließ nichts, ſeinen leicht-

gläu-

gläubigen Freund von einem Posten zu verdrängen, wo derselbe seinem Ehrgeize im Wege stund. Hamti hielt inzwischen alle diese Verfolgungen ohne Schaden aus, weil ihn sein Schwiegervater unterstützte. Aber endlich, damit sein Unglück vollkomen wurde, erfuhr er, daß seine Gattin mit ihren Reitzungen viel freigebiger war, als es einem Ehemanne angenehm ist. Ihre Untreue gieng so weit, daß sie ihn zum Gespräche des ganzen Hofes machte. Er verklagte sie bey ihrem Vater; weil er aber von diesem Manne, der in seine Tochter blind verliebet war, schlechten Trost bekam, trieb ihn zuletzt der Verdruß, sich von ihr zu scheiden. Nun stürmte alles Unglück vereinet auf ihn zu. Xunti verklagte ihn wegen des Vermögens, das seiner Tochter gebühren sollte, und um den Proceß desto sicherer zu gewinnen, bürdete er dem Hamti noch eine Menge Beschuldigungen auf, die alle ungegründet waren, aber durch die Zeugen, die er an der Seite hatte, wahrscheinlich gemacht wurden. Janlie der Mathematiker, vereinigte sich mit Xunti, und Hamti mußte wohl verlieren, da er keinen Menschen hatte, der sich seiner aufrichtig annahm. Er wurde endlich nicht nur verdammet, die Tochter des Xunti wegen ihrer Forderung zu befriedigen, welches ihm über die Hälfte seines neuerworbenen Vermögens wegnahm, sondern wegen einiger freyen Reden, die seine Feinde auf der ärgsten Seite vorgestellet hatten, wurde er vom Hofe verbannet, und nach einer entlegenen Festung geschicket, wo er zur Strafe drey Jahre als ein Statsgefangener leben sollte.

In diesem Gefängnisse befand sich Hamti anfänglich so elend, als kaum der ärgste Missethäter seyn kann.

Der

Der Verlust seines Glückes und selbst aller fernern Hofnungen, nebst dem Verdrusse so oft ein Opfer des Betrugs und der Untreue gewesen zu seyn, marterte ihn nicht allein; der traurige Aufenthalt, in welchen er eingeschlossen war, und das strenge Ansehen des Befehlshabers der Festung, mit dem er doch allein umgehen konnte, quälte ihn zugleich. Nach einem halben Jahre ward er endlich mit seinem gegenwärtigen Zustande bekannt. Der Befehlshaber hatte unter seiner strengen Mine ein menschliches Herz, und begegnete ihm freundlicher, so bald er erfahren hatte, daß Hamti nicht durch ein eigenes Verbrechen, sondern durch boshafte Feinde war gestürtzet worden. Zugleich überlegte Hamti sein ganzes Leben aufmerksamer, als er noch jemals gethan hatte. Diese Untersuchung belehrte ihn, daß sein ganzes Unglück ein verdientes Unglück gewesen sey. Von allen seinen gewesenen Freunden konnte er nicht anders urtheilen, als daß schon ihr äusseres Bezeigen und die Art, wodurch er mit ihnen war bekannt worden, ihn von ihrer Vertraulichkeit hätte abschröcken sollen; und sein Gewissen selbst sagte ihm, daß er in diesen Freunden nur Werckzeuge gesuchet hatte, seine Glücksumstände, und nicht sein Herz zu bessern. Den öftern Verlust seiner Güter müßte er einmal für die natürliche Folge seiner Thorheit, ein andermal für eine gerechte Wiedervergeltung des Unrechtes erkennen, wodurch er sie erworben hätte. Dadurch änderte sich seine ganze Denkungsart. Er fand nun den Weg zum Glücke, den er so lange vorbeygegangen war, den Weg der Tugend und der Klugheit. Er beschloß, sein künftiges Leben sich selbst zu widmen, und es nicht länger in der Knechtschaft

schaft der Eitelkeit und der Scheingüter zu lassen. Sein neuer Umgang, der Befehlshaber, ward ihm täglich schätzbahrer. Er fand in demselben zum erstenmal einen Mann, der ungeschminkte Tugenden und ein Herz besaß, das in der Stille groß und liebenswürdig war. Sie richteten unter sich eine Freundschaft auf, die blos die Herzen zum Grunde und zur Absicht hatte, und frey von Falschheit war, weil sie frey von Eigennutz war. Nachdem die drey Jahre der Gefangenschaft vorbey waren, wählte Hamti freywillig diese kleine Festung, die ihm zu erst ein Ort des Schröckens gewesen war, zu seiner beständigen Wohnung, weil er sich nicht von seinem Freunde trennen wollte. Sie lebten mit einander ruhig, und genossen in der Stille die grösten Freuden; glücklich, ob sie gleich nicht von der grossen Welt bemerket wurden.

T. Alceſt.

Der Freund.

Neun und sechzigstes Stück.

Nempe hoc indocti, quorum præcordia nullis
Interdum aut leuibus videas flagrantia cauſſis;
Quantulacunque adeo eſt occaſio, ſufficit irae.

Juvenal.

Keine Menſchen ſind zur Freundſchaft und zum Umgang weniger geſchickt, als die ſogenannten empfindlichen Leute. Man mag noch ſo fürſichtig mit ihnen umgehen, man kan es ihnen doch nicht recht machen. Sie glauben beleidigt zu ſeyn, und man weiß nicht warum; ſie ſelbſt wiſſen es kaum. Die unſchuldigſte Mine, ein Lächeln kan ſie erbittern; alles macht ſie verdrüßlich.

Digitized by Google

Ich rede itzt nicht von Leuten, welche durch gewisse Krankheiten gleichsam berechtiget sind, empfindlich zu seyn. Dergleichen Leute sind zu unglücklich, als daß sie nicht Mitleiden und Nachsicht verdienen sollten. Man hält es dahero auch für eine Pflicht der Menschlichkeit, sich in ihren Sinn zu richten und ihre Schwachheiten zu ertragen. Ich bewundre die Tochter des alten Menedemus. Er ist der wunderlichste und empfindlichste alte Mann, den man leicht finden kan. Eine schmerzliche und langwierige Krankheit macht ihn so ungedultig. Ueber die geringste Kleinigkeit kan er sich erzürnen. Seit den Tod seiner Frau besorgt seine Tochter sein Hauswesen, eines von den schönsten und artigsten Mädgens unsrer Gegend. Was das gute Kind bey ihrem wunderlichen Vater auszustehen hat! Doch sie läßt sich alles von ihm gefallen. Sie hält es für eine Pflicht der kindlichen Liebe, sich in den Kopf ihres Vaters zu richten. Sie mag thun, was sie will; so zankt der alte gallsüchtige Mann. Sie erträgt seine schimpfende Beredsamkeit mit einer ausserordentlichen Gedult. Ihren Vater zu besänftigen, gestehet sie gar oft, daß sie einen Fehler begangen habe und bittet ihn auf das demüthigste um Verzeihung, ohngeachtet sie sich keines Fehlers bewußt ist. Ist das nicht eine grosse Selbstverläugnung von einem Frauenzimmer? Das gute Mädgen! Der Himmel wird sie seegnen und ihre kindliche Gedult belohnen.

Es ist eine harte Prüfung, wenn man verbunden ist, mit dergleichen empfindlichen Kranken umzugehen.

Deste

Desto verdrüßlicher und unerträglicher sind diejenigen Leute, welche bey gesundem Leibe auf die Freyheiten solcher Kranken Anspruch machen und die elende Fertigkeit besitzen, über die geringste Kleinigkeit ungeduldig und verdrüslich zu werden. Für die Gesellschaft sind sie nicht, diese empfindlichen Leute, eben so wenig, als Gefäße, mit denen man gar zu behutsam umgehen muß, zum täglichen Gebrauch taugen. Wäre das Einsiedlerleben noch Mode sollte ich allen solchen empfindlichen Leuten den Rath geben, sich von aller menschlichen Gesellschaft zu entfernen und sich eine Einöde zur Wohnung auszusuchen. Doch eben besinne ich mich noch, sie würden auch da nicht ruhig seyn. Die wilden Thiere hätten vielleicht nicht Achtung genug für sie. Der Gesang der Vögel würde ihnen beschwerlich fallen. Das sanfte Murmeln eines Bachs, das Säuseln erfrischender Westwinde würde hinreichend seyn, sie zu ärgern und ungeduldig zu machen.

Man spielt oft mit der Benennung eines empfindlichen Menschen, und mancher wird empfindlich genennt, der diesen Titel gar nicht verdient. Mein Mann ist ein recht empfindlicher Mann, sagt Frau Frölichin; über die geringsten Kleinigkeiten kan er böse werden. Wenn ich den Besuch meiner alten guten Freunde in seiner Abwesenheit annehme, wenn ich etwan mit dem artigen Herrn Clitander spatzieren gehe und er mich nicht gleich zu Hause antrift, so kan er schröcklich böse werden. Der wunderliche Mann! Wie kan er sich doch über solche Kleinigkeiten erzürnen! Er ist ein recht empfindli-

cher Mann. Frau Spielteller heißt die Leute empfindlich, die mit ihren kleinen Kunſtgriffen im Spiele unzufrieden ſind und ſich nicht eine Ehre daraus machen, Geld an ſie zu verliehren. Herr Unverſchämt ärgert ſich darüber, daß es ſo viele empfindliche Leute giebt. Sie wollen ſeine Grobheiten nicht ertragen. Sie ärgern ſich über ſeine unverſchämten Reden. Was das für empfindliche Leute ſind.

Den Begriff hab ich nun freylich nicht von empfindlichen Leuten, den Frau Frölichin, Frau Spielteller und Herr Unverſchämt haben. Zum wenigſten dünckt es mich, die Leute, welche Frau Frölichin, Frau Spielteller und Herr Unverſchämt empfindlich nennen, haben ganz gute Urſachen böſe zu werden. Ich rede itzt von ſolchen Leuten, die ſich ohne Grund für beleidigt halten und ſich durch wirkliche Kleinigkeiten zur Ungedult und zur Rache reitzen laſſen, von Leuten, welche, wie Juvenal ſagt, ohne Urſache oder doch Kleinigkeiten wegen in Hitze gerathen. Eine Sache ſey noch ſo klein, ſie giebt ihnen Anlaß zum Zorn.

Der Grund eines ſo empfindlichen Weſens iſt allezeit ein wunderlicher Stolz, eine närriſche Eigenliebe. Warum ſind Sie ſo empfindlich, Herr Orgilus? Warum laſſen Sie Sich ohne Urſache oder doch durch Kleinigkeiten aufbringen? Sie ſind zu ſehr von Sich ſelbſt eingenommen und Sie glauben daher, Sie können mit gutem Grund verlangen, daß auch andre Leute eine ganz beſondre Achtung für Sie haben. Sie ſind ſehr

reich;

reich; es kan Ihnen also nicht an Verstand und Verdiensten fehlen. Ein Mann, der hundert tausend Gulden hat, der hat schon das Recht eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu verlangen. Ihre seelige Frau Mama hat Sie ja dazu angewöhnt. Sie hat Ihnen in allen Stücken Ihren Willen gelassen. Wenn Sie einem Bedienten eine saure Mine machten, so wurde er gewiß ohne alle Gnade aus dem Hause gejagt. Ihre Hofmeister bekamen sogleich den Abschied, wenn Sie sich unterstunden, Ihnen einen Verweiß zu geben. Der letzte wurde am längsten behalten. Er war ein guter Narr, er ließ sich alles gefallen, was Sie mit Ihm vornahmen. Was Wunder, wenn Sie Sich frühzeitig schmeichelten ein ganz besonders wichtiges Geschöpf zu seyn? Ich verdenke es Ihnen daher nicht, wenn Sie Sich itzt noch so leicht einbilden, man sehe Ihre Verdienste nicht genug ein, man habe nicht Ehrfurcht genug für ihre Kapitalien, man begegne Ihnen nicht nach dem Ceremoniel, welches hundert tausend Gulden verdienen. Es gibt zwar Leute, welche Ihr empfindliches Wesen zum Theil aus Ihrer Unwissenheit herleiten. Man sagt, Sie wären nur deswegen auf Kleinigkeiten so empfindlich, weil Sie eine kleine Seele hätten. Man sagt, Sie wären viel zu schlecht erzogen und viel zu unwissend, als daß Sie die Sprache des gesellschaftlichen Scherzes verstünden. Man sagt, Sie wären bey Sich selbst überzeugt, daß Sie keine Hochachtung verdienten, weil Sie Sich so gar leicht einbilden, man habe nicht Hochachtung genug für Sie. Doch das glaube ich aus Devotion gegen Ihre Kapita-

lien nicht. Ein Mann, der hundert tausend Gulden in Vermögen hat, kan nicht schlecht von sich denken. Ihr empfindliches Wesen kommt blos aus Ihrem Stolz und Ihr Stolz aus Ihrem Vermögen.

Ich schone meinen Rücken, so gut es sich nur thun läßt. Aber sobald ich den Herrn von Ahnenstolz erblicke, so zwing ich mich recht, ihm meine Ehrfurcht durch die tiefsten Beugungen zu erkennen zu geben. Ich verehre in seiner Person alle seine Vorfahren und das will er auch haben. Er ist so sehr von den Verdiensten seiner Vorfahren eingenommen, daß er sich um eigenthümliche Verdienste gar nicht bekümmert. Seine Geburt macht seinen Stolz, und dieser Stolz macht ihn so empfindlich, daß er die geringsten Kleinigkeiten als wichtige Beleidigungen ansieht, die allen seinen Vorfahren wiederfahren. Einem Manne, der so viele Ahnen zählen kan, soll man so begegnen, dies ist seine gewöhnliche Sprache.

Ich will mich itzt nicht weiter um die verschiedenen Gestalten des Stolzes bekümmern, aus dem das empfindliche Wesen entspringt, von dem ich rede. Wer weiß nicht, was für ein empfindliches Geschöpf mancher Schriftsteller ist, seitdem er das Glück oder Unglück gehabt hat in einer gelehrten Zeitung gelobt zu werden? Wer gehet gern mit einem Soldaten um der so aufmerksam auf seine eingebildete Ehre ist, daß er sich bey aller Gelegenheit für beleidigt hält und Lärmen macht? Ein jeder empfindlicher Mensch ist es aus

Stolz;

Stolz; dieser Stolz mag nun seinen Grund haben worinnen er will. Ist er gar von allen Verdiensten leer, so wird er das, was wir insgemein den Bauernstolz nennen.

Diese empfindlichen Leute thun sich selbst den größten Schaden. Sie ärgern sich über Beleidigungen, die sie selbst erfinden und quälen sich ohne Noth durch selbstgemachte Plagen. Sie vervielfältigen sich die wirklichen Beschwehrlichkeiten des Lebens und berauben sich der angenehmsten Vergnügungen eines vertrauten Umgangs. Wer wird gern mit Leuten umgehen, die sich durch Kleinigkeiten aufbringen lassen, die jeden Scherz, für beleidigend halten, und was in der unschuldigsten Absicht gesagt wird, auf sich deuten. Sie verderben die artigsten und munterſten Gesellschaften. Ihre Gegenwart erstickt gleichsam alle gute Einfälle, und ihr steifes Wesen setzt eine ganze Gesellschaft in einen unerträglichen Zwang. Sind sie selbst munter und zum Scherzen geneigt, so sind sie noch unerträglicher. Sie mögten sich gern auf Kosten einer ganzen Gesellschaft lustig machen und verstehen doch selbst keinen Scherz.

Wie können sie in Gesellschaften so empfindlich seyn, Herr Orgilus? Warum stöhren Sie Sich ohne Noth in ihrer Ruhe? Sehen Sie nicht, daß jedermann ihren Umgang flieht und daß alles still wird, so bald Sie in eine Gesellschaft tretten, es müßten denn Personen da seyn, die sich Ihre Schwachheit zu

Nutze und sich eine Freude daraus machten, Sie zur Ungedult zu bringen. Denn Sie sehen gar zu lächerlich aus, wenn Sie Ihre empfindliche Mine annehmen. Ihr Böseseyn läßt Ihnen gar zu gut. Durch Ihr wunderliches empfindliches Wesen verrathen Sie manche Blößen, die Sie durch eine gesetztere Aufführung bedecken könnten. Warum wurden Sie neulich so ungedultig, als man von Hahnreyen sprach? Warum schüttelten Sie Ihren Kopf so sehr, als wenn er Ihnen zu schwehr würde? Warum sahen Sie Sich so bedenklich um? Warum lachten Sie nicht mit, da alles lachte? Warum schmähten Sie über diese Unterredung und verlangten mit Hitze, daß man sie endigen sollte? Kein Mensch hat Sie bißher in Verdacht gehabt, als wären Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht gar zu glücklich. Itzt glaubt es jedermann. Sehen Sie! das hat Ihnen Ihr empfindliches Wesen genützt. Wenn jedermann vergnügt aus der Gesellschaft geht, so verlassen Sie Dieselbe allein verdrüßlich. Bald ist man Ihnen zu gleichgültig begegnet, bald sind Ihnen die Minen eines Anwesenden verrätherisch vorgekommen, bald hat man Ihnen zu viel geredet, bald ist man Ihnen zu still gewesen, vermuthlich gewisse Geheimnisse vor Ihnen zu verbergen. Warum sind Sie so sinnreich zu Ihrer Quaal?

Ich weiß wohl, daß ein jeder Mensch seine schwache Seite hat, wo er empfindlich ist. Aber eben dieses bleibt doch allemal ein Beweiß von der menschlichen Schwachheit und die Klugheit befiehlt, daß wir

diese

dieſe ſchwache Seite auf das möglichſte verbergen. Denn wo man erſtlich die Stelle weiß, wo wir am leichteſten verwundet werden können, ſo wird man uns da am erſten angreiffen. Es iſt für unſere Feinde, wenn ſie nur einiger maſſen fein ſind, kein gröſſeres Vergnügen als wenn Sie uns in Hitze bringen können. Nie kan man lächerlicher werden als in Affeckt. Man hat alsdenn weder Minen noch Worte mehr in der Gewalt und die Verzückung unſers Geſichts und unſere wilden Bewegungen ſind auch dem gleichgültigſten Zuſchauer ein ſichtbarer Beweiß von der Unordnung, in der unſre Seele ſich befindet. Man hat daher die gegründete Anmerkung gemacht, daß niemand ſeine ſchwache Seite künſtlicher verbergen müſſe, als ein Hofmann. Doch es iſt noch immer ein groſſer Unterſchied, wenn man an einer gewiſſen Seite empfindlich iſt, und wenn man es zu einer Fertigkeit gebracht hat, ſich durch alle Kleinigkeiten zur Ungedult und Rache reitzen laſſen. Dieſes iſt eigentlich das Kennzeichen eines Menſchen, den man im gemeinen Leben empfindlich nennt.

Dieſer verhaßte Charakter verdunkelt die beſten Eigenſchaften, die ein Menſch ſonſt an ſich haben kan, und macht, daß ein Menſch in ſeinem Stande nicht ſo nützlich iſt, als er ſonſt ſeyn könnte. Es iſt Schade, daß oft groſſe Künſtler und groſſe Gelehrte ſo ſehr empfindlich ſind. Ihr Umgang könnte ſehr nützlich ſeyn; aber man muß ſich ſo viel Zwang anthun, wenn man es mit ihnen nicht verderben will, (und oft hilft aller dieſer Zwang nichts) daß man lieber ihren Umgang

gar meidet. Man findet Schätze bey ihnen, aber sie werden von Drachen verwahrt.

Ich kan hier nicht umhin, die unglücklichen Frauen zu bedauren, welche Männer von einer so wunderlichen und empfindlichen Gemüthsart haben. Die Artigen und tugendhaften leiden in solchen Fällen am meisten; denn die Zänkischen und Bösen wissen sich gar wohl zu rächen.

Es ist ein sehr grosser Fehler der Erziehung, wenn man den Kindern allzuviel nachgiebt und allezeit ihren Willen thut. Man hält es für ein Zeichen der Liebe. Aber diese Liebe, wird den Kindern oft sehr schädlich. Und wenn sie weiter nichts bey ihnen nach sich zöge, als dieses empfindliche Wesen, von dem wir reden, so wäre es schon ein grosses Unglück. Man sollte die Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen, Sachen zu ertragen, die ihnen im Anfang verdrüßlich sind, damit sie in der Folgezeit sich nicht einbilden, es müsse sich eben so wie in ihrer Eltern Hause, in der Welt alles nach ihrem Sinne richten.

B. Pheron.

An

An die Verfasser des Freunds.

Meine Herren!

Ich bin ein junges Frauenzimmer und in den Begriffen von der Freundschaft, wovon Sie ein Wochenblat schreiben, noch so ziemlich unerfahren. Letzthin ist mir etwas begegnet, und dieses dünkt mich gehöre vorzüglich zur Freundschaft, weil es eine so ungemeine Wirkung bey mir gehabt hat.

Ich muß es Ihnen doch erzehlen; vielleicht dient es zum Stoff, eines neuen Stücks. Ich war in Gesellschaft, wo sich mehr Frauenzimmer befanden; und unsere Unterredungen waren die gewöhnlichen. Zuletzt da wir bald auseinander gehen wollten, kam ein artiger junger Herr, welcher mit der höflichsten Art sich ganz nahe zu mir setzte. Sie glauben nicht, meine Herren! was er mir vor schöne Sachen ins Ohr zischte, und mit was vor sehnsuchtsvollen Augen er, ehe ich michs versahe endlich meine Hand erwischte, dieselbe druckte und auf das zärtlichste küßte. Ich wußte nicht gleich wie mir geschahe; Ich empfand auf einmal etwas, das ich sonst nie empfunden habe, und ein Feuer drang durch alle meine Glieder.

Sagen

Sagen Sie mir doch, meine Herren! wie dieses zugegangen, ob es von der Sympathie oder vom Einflus des Gestirns hergekommen seye? Mich dünkt wenigstens, es seye der Mühe werth, die Sache vom Händeküssen, etwas weitläuftiger auszuführen, weil es so gar etwas geheimes und freundschaftliches in sich hat. Ich bin begierig es näher zu wissen, und verbleibe

Ihre

ergebene Dienerin,

Eleonora Liebmännin.

Meine Herren.

Gestern war ich in einer gewissen Gesellschafft, in welche von ohngefehr ein Mensch kam, der den meisten unbekannt, dabey aber nicht von geringem Stande zu seyn schien. Nachdeme Er eine außerordentlich tiefe Vorbeugung gemachet, und mit einer sehr demüthigen Stellung um Vergebung gebetten hatte, daß Er seiner Meynung nach, unsere Gesellschafft durch seinen Eintritt stöhrte; nahm Er seinen Plaz, und wir sahen uns untereinander an, keiner aber wolte das Wort nehmen, Ihm zu antworten um zu sagen, daß seine Gegenwart uns keinesweegs hinderlich wäre. Wir gaben nur durch ein allgemeines Kopfneigen

neigen zu verstehen, daß Er gar sehr willkommen sey. Er blieb ohngefehr eine Stunde, während dieser Zeit habe ich Ihn mehr als hundert Komplimente machen sehen. So offt einer von uns vor ihm vorbey gieng, war er mit seinem Kopfbücken fertig; tranken wir seine Gesundheit, so sprang Er eilends vom Stuhl, und wolte sich nicht eher setzen, biß wir ausgetruncken, und Er seine fertige Beugsamkeit zwey biß dreymal wiederholet hatte. Beym Abschiednehmen, war Sie gar ausserordentlich und fast ohne Lachen nicht anzusehen nach jedem Schritt den Er vor sich that wande er sich um, und gab durch seine wiederholten tiefen Neigungen zu verstehen, daß Er kein Bein im Bauch habe. Hätte ihn der Wirth zu grossen Glücke nicht noch beym Ermel erwischt, Er wäre gewiß aus völliger Unachtsamkeit, und weiln Er ohne aufzuhören, biß zur Treppen fort komplimentirte dieselbe hinuntergefallen.

Die ganze Gesellschaft war beschäftiget, nach seinem Weggehen, das Verhalten dieses Menschen, zu beurtheilen; und ich habe gefunden, daß derselbe anstatt durch seine übertriebene Höflichkeit und allzu willige Erniedrigung sich beliebt und angenehm zu machen, bey allen Anwesenden lächerlich und verächtlich geworden seye. Weil dieses freundschaftliche Betragen hauptsächlich unter Ihre Gerichtbarkeit gehöret. So können Sie,

Meine

Meine Herren! wann es gefällig, in einem von Ihren Blättern etwas von dieſer Materie ſchreiben. Ich verſichere, daß Sie ſich um viele deshalben verdient machen werden. Ich bin

Meine Herren!

Dero

ergebner Diener

Jeremias Gradweg.

***

Belinde weis ſich nicht zu faſſen,

Es will ihr alter Mann erblaſſen,

Das hätt ich nicht gedacht.

Itzt iſt er todt; nun lacht ſie wieder

Und ſinget freudig Trauerlieder,

Das hab ich wohl gedacht.

***

Jeſmin verändert ſeine Triebe

Und ſchwört Lucinden ewge Liebe,

Das hätt ich nicht gedacht.

Vier Wochen blieb er ihr gewogen,
Hernach erfuhr sie sich betrogen
Das hab ich wohl gedacht.

* * *

Amint verfluchet sein Geschicke
Und wünschet sich ein bessres Glücke
Das hätt ich nicht gedacht.
Sein Wunsch wird ihm nunmehr beschieden
Und dennoch bleibt er unzufrieden,
Das hab ich wohl gedacht.

* * *

Mops allen Mädgen sonst gegeben
Beschließt auf einmal keusch zu leben
Das hätt ich nicht gedacht.
Er sieht Philinens Reitz und Jugend
Und schämt sich wieder seiner Tugend
Das hab ich wohl gedacht.

* * *

Ein Junggesell von sechzig Jahren,
Damöt, will sich mit Chloen paaren,

Das

Das hätt ich ich nicht gedacht.
Sie wird den reichen Thoren wählen
Und ihn durch jüngre Freunde quälen.
Das hab ich wohl gedacht.

* * *

Wer kennt nicht Cleons seltne Gaben?
Er sucht ein Amt und kans nicht haben,
Das hätt ich nicht gedacht.
Dem Bav macht seine Dummheit Gönner,
Er kriegt den Lohn verdientrer Männer
Das hab ich wohl gedacht.

* * *

Nun Mädgen, willst du mich nicht küssen,
Fast fängt es an mich zu verdrüssen,
Das hätt ich nicht gedacht.
Je nun! ich will mich drum nicht grämen ..
Itzt kommst du selbst, den Kuß zu nehmen,
Das hab ich wohl gedacht.

Digitized by Google

Der Freund.

Siebenzigſtes Stück.

Son Style impetueux ſouvent marche au hazard.

Boileau.

Mein lieber Herr Pheron.

Die Verfaſſer des Freunds ſind doch ſchröcklich träge Leute! Ich bin nun ſchon mit meinem Ariſt acht Wochen auf dem Lande, und in dieſen acht Wochen ſind ohngefehr zwey biß drey Stücke herausgekommen. Iſt das nicht unverantwortlich ihre Leſer ſo lange warten zu laſſen? Daß man eben mit groſſer Ungedult auf ihre Blätter warte, glaube ich nicht. Wie Sie angefangen haben zu ſchreiben, dachte man ehender noch bißweilen an ihr Wochenblat; man war ſo gar begierig die Verfaſſer zu kennen: itzo ſind wir vor der Neugier ſicher. Kein Menſch verlangt uns mehr auszukundſchaften; das ganze Wochenblat iſt

alltäglich geworden. Ja Herr Pheron! wir sind nicht mehr Mode: ist das nicht ein Unglück! Trösten sie sich! Man sieht an ihrer Trägheit, daß sie zu schreiben müde sind; ihre Käufer sind noch müder sie zu lesen; daß ihr Verleger müde ist, will ich auch wetten: und also sind sie alle leicht voneinander geschieden. Mein Rath wäre, Sie hörten mit dem dritten Band auf. So viel kan ich Ihnen sagen, daß sich Ihre Mitbürger schon lange über ihr Wochenblat ärgern; besonders wenn es auswärts gelobt wird. Sie haben vielleicht geglaubt, man werde es Ihnen Dank wissen, daß Sie Sich mit Schreiben martern. Ja! es ist Ihr Glück daß man uns noch nicht kennt. Die Feindschaft des ganzen Volks haben wir auf uns gezogen. Es geschieht uns recht. Wer heißt uns auch Wochenblätter und was noch ärger ist, bißweilen Wahrheiten schreiben! Itzo hätte ich zwar ehender Zeit Ihnen schreiben zu helfen, als ich eine Zeit her gehabt, und also würde Ihr Wochenblat besser werden. Denn ihre Leser würden ja nicht so unhöflich seyn, die Arbeit eines Frauenzimmers zu tadeln. Im Sommer ist es ordentlich eine Todsünde, an einem Wochenblat arbeiten.

Wann die Natur in sanfter Pracht
Das ganze Herz belebt, die Hayne fröhlich macht
In blumenreichen Feldern lacht
Im heitern Himmel und in stillem Meere

Wenn

Wenn froher Sänger leichte Chöre
Im Busch das Glück erhöhn, das wie aus Unbedacht
Getäuscht von Wollust und vom Rauch der Ehre
Nicht kennen, oder doch verschmähn
Nicht fühlen, doch an andern neidisch sehn
Wer wollte da zu Hause bleiben?
Wer wollte Sittenlehren schreiben?
Was hilft es auch? ein jeder ist
Für seinen Nachbarn stets ein strenger Moralist.
Dies Handwerk ist gar leicht zu treiben;
Ihr Freunde! doch belehret mich,
Wer ist ein Moralist für sich?

Ich nicht! so werden Sie sagen, wenn Sie aufrichtig seyn wollen. Ich will es Ihnen gestehen, so würde ich auch antworten, wenn man mich auf mein Gewissen fragte. Aber bey alle dem gebe ich Lehren und halte mich über andere Leute auf. Was will man denn sonst in den Winterabenden thun; besonders, wenn man gar auf dem Lande ist, wie ich itzo? Die Langeweile hat mehr Schriftsteller gemacht als

Apollo und alle Musen. Und darum machen auch viele Schriftsteller aus Dankbarkeit, daß ihren Lesern die Zeit lange wird. Der Winter macht mich meistens zur Schriftstellerin. Was soll ich sonst thun?

Was soll ich sonsten thun? Soll ich in Assembleen
Gesehn zu werden und zu sehen
In Feyerkleidern prangend gehn,
Und dort auf andre Leute schmähn?
Die Stadt durchhecheln, Neuigkeiten
Gesagt ins Ohr von allen Leuten,
Als wie die größten Heimlichkeiten
Mit viel Verschwiegenheit verbreiten;
Von Sachen welche nichts bedeuten
Vom Spiel und andern Kleinigkeiten
Mit Stolz und Selbstzufriedenheit
Als wie von wichtgen Dingen sprechen?
Zuhören, wie Herr Stentor schreyt

Und

Und ihn nicht lachend unterbrechen?
Mich an dem ſüſſen Herrn nicht rächen,
Der mit erzwungner Artigkeit
Stolz auf ſein eingefaßtes Kleid
Sich überredt, er könne denken,
Nichts als nur plumpe Scherze fühlt,
Lärmt und ſich luſtig glaubt. Lacht ſelbſt bey ſeinen Schwänken
Und witzig thut wie Bauren in den Schenken.
Iſts einem Mädgen zu verdenken,
Wenn ſie mit ihrem Mopsgen ſpielt,
Der oft noch klüger iſt als dieſe junge Helden.

Ich kan keinen Reim finden, lange mag ich mich nicht darauf beſinnen. Ich will lieber proſaiſch fortſchreiben. Im Ernſt geben Sie mir einen Rath! Wie ſoll ich mir dieſen Winter über die Zeit vertreiben?

Soll ich wie die heil'gen Schweſtern
Die das Alter fromm gemacht,
Auf die junge Tugend läſtern,
Die vielleicht aus Unbedacht
Allzu lebhaft ſcherzt und lacht?

Nein! dazu bin ich wahrhaftig noch nicht alt genug. Das hieſſe ältern und klügern Leuten als ich bin, in ihr Handwerk greifen, wenn ich mich unterſtünde den Splitter in meines Nächſten Auge zu ſehen.

Soll ich auf die Zeiten ſchmählen,
Und der Nachbarin erzählen,
Was einſt vor ein Gepräng bey meiner Hochzeit war?
Wie ſchön mein Mode Stoff geweſen?

Soll

Soll ich aus langer Weile gar
Ihr auch mein Hochzeitkarmen leſen,
Und einen Wunſch zum Neuen Jahr?

Nein dieſes alles will ich nicht thun. Thorheit für Thorheit! Es iſt doch allemahl noch beſſer an einem Wochenblat zu ſchreiben.

Es iſt Zeit von etwas anders zu ſchreiben. Mein Ariſt iſt bey dem alten ehrlichen Oront geweſen. Wir ſind auf dem Lande ganz vergnügt. Ich gehe ohngeachtet des rauhen Wetters noch immer bißweilen in den Wäldern herum und ſuche Dryaden und Hamadryaden auf. Ich glaube aber, es iſt ihnen zu kalt; es läßt ſich keine einzige ſehen. Was mir aber vor wenig Wochen begegnet, muß ich ihnen erzählen.

Ich legte mich unter einen Baum; auf einmahl erweckte mich ein ſchröcklich Getöſe.

Ich hörte durch die Büsche
Ein Chor von Jägern rauschen
Und von des Hüfthorns Tönen
Erzitterten die Fichten
Ein düsteres Gebrülle
Schallt schröcklich durch den Wald durch
Und dringet durch die Thäler.
O wohin soll ich fliehen?

rief ich ganz erschrocken; auf einmahl seh ich mich von einer Menge finstrer Gesichter umgeben, die ich nothwendiger Weise für das wütende Heer halten mußte.

Herr von Pferdehuf samt seiner Fräulein Tochter war dabey, Herr Reimefrüh, Herr Spürhund und eine Menge guter Freunde, die wir in unsern Wochenblat durchgezogen haben, waren dabey. Sie sahen mich mit grimmigen Blicken an. Herr von Pferdehuf fieng an zu sprechen:

Ein

Ein Landjunker bin ich und das mit Ehrn:
Wer wird mirs Trink'n und Jag'n verwehrn?
Ich lebe halt noch nach alter Sitt
Und frag nach euren Grillen nit.
Mit Gſchmack und Witz und alln den Poſſen
Hat noch kein Menſch kein Haſen erſchoſſen.
Und ob ich gleich nit leſen kan
Bin doch deswegen ein braver Mann.
Wie kommts daß man die Frechheit hat
Zu bringn mich in ein Wochenblat.
Doch itzt itzt biſt in meiner Gwalt
Sollſt mir entrinnen nit ſo bald.

Ich zitterte über und über, als Herr von Pferdehuf den Hirſchfänger zog. Aber noch mehr zit-

terte ich, als Herr Adam Reimefrüh ein Papier aus der Tasche zog und zu sprechen anfieng:

Du, die an dem Wochenblate, das den Freund sich nennet schreibt
Das doch abgeschmackt und elend mir zur Freud und Troste bleibt
Komm ich ließ dir nun ein Lied, um dich bald zu überzeugen,
Daß die Musen sich zu mir besser als zum Damis neigen.

Herr Judas Spürhund fieng auch an zu schmälen; er sagte, er hätte Neuigkeiten von mir erfahren, die mich nothwendig um meinen guten Namen bringen müßten und drohte mir, sie auszubreiten.

Stellen Sie sich vor, in was vor einer Angst ich war; ich verfluchte das Wochenblat tausendmal. Ich sahe

ſahe die Herren demüthig an; um ſie um Vergebung zu bitten, wollte ich aufſtehen und da ſtieß ich mich an den Baum, unter dem ich lag und wachte auf und war froh, daß meine Angſt nur ein Traum geweſen. Sie ſind an allem Schuld, Pheron! Sie haben mich zum Schreiben verführt, und das iſt nun Schuld daran, daß ich ſo böſe Träume habe. Wenn jedem Satyrenſchreiber allezeit, wie mir dieſesmal, die Perſonen im Traume erſchienen, die er in ſeinen Schriften durchzieht: ſo würde es ein noch beſchwerlichers Amt, als es ohnedem iſt. Ich will mich auch bekehren, und nicht mehr auf die Leute losziehen.

Nun will ich fromm mit ehrbaren Gebärden
Nicht lachen, wenn ein Thor mich plagt
Und nichts mit vielen Worten ſagt.
Ich ſchweige, doch dem Himmel ſeys geklagt,
Es iſt nicht auszuſtehn; das was ich ſonſt gewagt

Wag

Wag ich anitzt nicht mehr; mein Traum macht mich verzagt;

Die Herrn möchten böse werden.

Nun will ich loben. Loben? Ja.

Ich will Superbens Demuth loben;

Wie jugendlich, wie schön ist nicht Canidia?

Herr Reimefrüh denkt tief. Wie fangt ihr an zu loben?

Was wollt ihr dann? Ich lob euch ja.

Ich merke es schon; man wird mit meinem Loben auch nicht zufrieden seyn, und es auch für eine Satyre halten. Lieber will ich gar schweigen. Alle Leute sind nicht so gut, als Herr Stentor. Wenn man ihm nicht deutlich heraus sagt, daß er ein Narr ist: so glaubt er noch immer man bewundere ihn. Er sollte die Lobeserhebungen, so man ihm macht, für Satyren halten, und er hält die Satyren, die man auf ihn macht, für

für Lobeserhebungen. Ich dächte, es wäre Zeit aufzuhören. Es war ein langer Brief. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihre Freundin

Laura.

Gerade erhalte ich diesen Brief der Laura, da ich ein Stück vom Freund soll drucken lassen. Ich habe ohnedem keines fertig: so mag dieser Brief denn die Stelle eines ordentlichen Stückes einnehmen. Laura mag verantworten, was Sie geschrieben hat. Ich menge mich nicht darein.

L. Pheron.

Sa-

Sachen so allhier zu verkauffen sind.

Herr Mondor ist bißher ein sehr ehrlicher Mann gewesen, aber itzo, nachdem er lange genug dadurch glücklich zu werden umsonst gehoft, hat er sich einmal entschlossen, seine Redlichkeit an den Meistbietenden zu verkaufen. Er ist es müde, ein ehrlicher Mann zu seyn; es ist auch ein beschwerliches Handwerk. Wir glauben nicht, daß er viel Käufer finden wird.

Herr Judas Spürhund hat sehr wichtige Entdeckungen gemacht, die einige Personen, die man noch für tugendhaft hielt, nothwendig um ihren guten Namen bringen müssen. Weil er eben itzo einer kleinen Summe benöthigt ist, will er seine Entdeckungen nicht anders als für einen billigen Preiß das Stück à 6. Rthlr bekannt machen. NB. Man bekommt noch ei-

ne

ne gute Anzahl gemeine Stadtneuigkeiten mit in den Kauf. Sollte sich aber kein Käufer zu diesen Entdeckungen finden, so wird sich gedachter Herr Judas Spürhund genöthigt sehen, sie allen seinen Bekannten umsonst mitzutheilen. Wer also die Ehre haben will diese Neuigkeiten eher zu wissen als andre, der melde sich bey Zeiten.

Herr Adam Reimefrüh will die Ewigkeit verkaufen, wie er es heißt. Diese Ewigkeit besteht in einem Bogen Makulatur, das er gütigst ein Gedicht zu nennen beliebt. Der Preiß ist 6. Groschen.

NB. Er nimmt auch die itzo seit einiger Zeit verschlagne Groschen für voll.

Mademoiselle Eulenputz will sich selbst verkaufen. Sie hat sich schon lange feil herumgetragen, und hat noch keinen Liebhaber finden können, als einen alten dreymal banquerout gewordenen Kaufmann, der sich mit ihrem Gelde in den Stand zu setzen hoft, nächstens

die

die vierte Banquerout zu spielen. Sollte sich ein besserer Freyer finden, so beliebe er sich ohnmasgeblich bey dem Verleger der gegenwärtigen Wochenblätter einzufinden. Mademoiselle Eulenputz wird also hiemit nochmahlen angeboten zum ersten - andern - dritten - und letztenmale.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Ein und siebenzigstes Stück.

Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewonnen.

Uz.

Neulich war ich ein mächtiger König. Meine Unterthanen verehrten mich, wie man einen liebreichen Vater verehret; denn sie sahen ein, daß ich den Ruhm meiner Herrschaft in ihrem Glücke und in der Ausbesserung ihrer Sitten suchte. Ich hatte schon eine Menge von herrlichen Verordnungen gegeben, und darunter auch die wichtige Verordnung, daß meine andern Verordnungen ohne Ausnahme sollten beobachtet werden. Mit aller dieser Sorgfalt begnügte ich mich noch nicht; ich

wollte die Herzen meiner Unterthanen vollkommen kennen lernen, und aufs genaueste wissen, wie weit ein jeder in der Ausübung der Tugend gekommen sey. Ich überlegte, daß die Zahl der guten Handlungen überhaupt so klein sey, daß auch der Tugendhafteste weniger Gutes ausübte, als er ausüben könnte. Ich glaubte, es sey der Mühe werth, untersuchen zu lassen, wie viele gute Handlungen ein jeder Bürger meines States versäumet hätte. Ich gab eine neue Verordnung heraus, daß alle Einwohner meines Reiches monathlich ein Verzeichnis liefern sollten, in welchem sie angeben würden, wie viel Gutes ein jeder von ihnen unterlassen hätte. Durch diese Verordnung hofte ich meine Unterthanen achtsamer zu machen, und sahe schon zum voraus die Zahl der guten Handlungen unendlich vermehret.

Die Verzeichnisse kamen. Der Erzbischof in der Residenz —— mein Land hatte eine Kirchenverfassung, die der engelländischen änlich war —— war der erste, der von sich selbst ein Verzeichnis einschickte. Es enthielt folgende Nachrichten:

„ Am dritten Tage des vorigen Monats kam ein „ alter rechtschaffener Landgeistlicher zu mir, der sei„ ne Gemeine aus der wildesten Dorfschaft zu ge„ sitteten und frommen Leuten gemacht hatte. Er „ hatte drey Söhne und zwo Töchter erzogen, und „ sie waren rechtschaffene und nützliche Bürger des „ Stats geworden. Das kleine Vermögen des gu„ ten Mannes war dadurch erschöpft worden, und „ er kam zu mir, um aus den öffentlichen Geldern,

„ die

„ die ich verwalte, eine Beysteuer für seinen vier-
„ ten Sohn, einen Knaben von acht Jahren, zu
„ bitten. Weil kein Geld vorhanden war, schickte
„ ich den Mann zurück, und sagte ihm, sein Sohn
„ müßte biß aufs zukünftige Jahr warten. Dieser
„ Kaltsinn reuet mich noch. Warum gab ich dem
„ redlichen Mann die kleine Summe nicht von
„ dem Meinigen! Wenige Leute verdienten meinen
„ Beystand besser, als dieser unbekannte und doch
„ ruhmwürdige Greis. Ich muß vielleicht lange
„ warten, biß ein anderer gleich tugendhafter mir
„ wieder eine so schöne Gelegenheit anbietet, eine
„ gute Handlung unbemerket auszuüben.

„ Am sechsten hörte ich, daß Amyntor, der vo-
„ rige Statsbediente, der wegen seiner Unterdrü-
„ ckungen abgesetzet worden ist in grossem Elende
„ lebte. Er hat seinen verdienten Lohn, sagte ich,
„ und dachte nicht mehr an ihn. Nun habe ich er-
„ fahren, daß er und zwey von seinen Kindern in
„ ihrem Elende gestorben sind. Das dritte lasse ich
„ itzt von rechtschaffenen Leuten auf meine Kosten er-
„ ziehen. Warum habe ich doch die beyden andern
„ und den Vater selbst, aus Mangel an allem Bey-
„ stande, sterben lassen? Sollte ich gegen seine vo-
„ rigen Beleidigungen so lange empfindlich geblieben
„ seyn? Sollte ich gegen seine unschuldigen Kinder
„ die Pflicht verläugnet haben, die ein Reicher ei-
„ nem jeden Nothleidenden schuldig ist, dessen
„ Noth er erfähret? Diese Gelegenheit als ein
„ Menschenfreund zu handeln, habe ich zu meiner
„ Beschämung versäumet.

wollte die Herzen meiner Unterthanen vollkommen kennen lernen, und aufs genaueste wissen, wie weit ein jeder in der Ausübung der Tugend gekommen sey. Ich überlegte, daß die Zahl der guten Handlungen überhaupt so klein sey, daß auch der Tugendhafteste weniger Gutes ausübte, als er ausüben könnte. Ich glaubte, es sey der Mühe werth, untersuchen zu lassen, wie viele gute Handlungen ein jeder Bürger meines States versäumet hätte. Ich gab eine neue Verordnung heraus, daß alle Einwohner meines Reiches monathlich ein Verzeichnis liefern sollten, in welchem sie angeben würden, wie viel Gutes ein jeder von ihnen unterlassen hätte. Durch diese Verordnung hofte ich meine Unterthanen achtsamer zu machen, und sahe schon zum voraus die Zahl der guten Handlungen unendlich vermehret.

Die Verzeichnisse kamen. Der Erzbischof in der Residenz —— mein Land hatte eine Kirchenverfassung, die der engelländischen änlich war —— war der erste, der von sich selbst ein Verzeichnis einschickte. Es enthielt folgende Nachrichten:

„ Am dritten Tage des vorigen Monats kam ein
„ alter rechtschaffener Landgeistlicher zu mir, der sei-
„ ne Gemeine aus der wildesten Dorfschaft zu ge-
„ sitteten und frommen Leuten gemacht hatte. Er
„ hatte drey Söhne und zwo Töchter erzogen, und
„ sie waren rechtschaffene und nützliche Bürger des
„ Stats geworden. Das kleine Vermögen des gu-
„ ten Mannes war dadurch erschöpft worden, und
„ er kam zu mir, um aus den öffentlichen Geldern,

„ die

„ die ich verwalte, eine Beysteuer für seinen vier-
„ ten Sohn, einen Knaben von acht Jahren, zu
„ bitten. Weil kein Geld vorhanden war, schickte
„ ich den Mann zurück, und sagte ihm, sein Sohn
„ müßte biß aufs zukünftige Jahr warten. Dieser
„ Kaltsinn reuet mich noch. Warum gab ich dem
„ redlichen Mann die kleine Summe nicht von
„ dem Meinigen! Wenige Leute verdienten meinen
„ Beystand besser, als dieser unbekannte und doch
„ ruhmwürdige Greis. Ich muß vielleicht lange
„ warten, biß ein anderer gleich tugendhafter mir
„ wieder eine so schöne Gelegenheit anbietet, eine
„ gute Handlung unbemerket auszuüben.

„ Am sechsten hörte ich, daß Amyntor, der vo-
„ rige Statsbediente, der wegen seiner Unterdrü-
„ ckungen abgesetzet worden ist in grossem Elende
„ lebte. Er hat seinen verdienten Lohn, sagte ich,
„ und dachte nicht mehr an ihn. Nun habe ich er-
„ fahren, daß er und zwey von seinen Kindern in
„ ihrem Elende gestorben sind. Das dritte lasse ich
„ itzt von rechtschaffenen Leuten auf meine Kosten er-
„ ziehen. Warum habe ich doch die beyden andern
„ und den Vater selbst, aus Mangel an allem Bey-
„ stande, sterben lassen? Sollte ich gegen seine vo-
„ rigen Beleidigungen so lange empfindlich geblieben
„ seyn? Sollte ich gegen seine unschuldigen Kinder
„ die Pflicht verläugnet haben, die ein Reicher ei-
„ nem jeden Nothleidenden schuldig ist, dessen
„ Noth er erfähret? Diese Gelegenheit als ein
„ Menschenfreund zu handeln, habe ich zu meiner
„ Beschämung versäumet.

„ Vorgestern, da ich in dem Vorgemache des
„ Königes war, machten einige junge Hofleute,
„ insonderheit der Sohn des Oberfeldherrn sich
„ über einen alten königlichen Pächter, einen red-
„ lichen und in seinen Geschäften erfahrnen Mann,
„ der gerade gekommen war, bey dem Könige Ge-
„ höre zu suchen, auf eine empfindliche Art lustig,
„ weil sein äusserliches Bezeigen etwas gar zu land-
„ mäßig war. Ich hörte ihre Spöttereyen an, die
„ den guten Mann ganz verwirrt machten, und
„ schwieg stille dazu. Dieses Stillschweigen habe
„ ich mir seit dem immer vorgeworfen. Wozu bin
„ ich in eine so erhabne Stelle gesetzet worden,
„ wenn ich die Wahrheit nicht ohne Zurückhalten
„ sagen will? Sollte ein Mann von meinem Anse-
„ hen stille schweigen, wenn er siehet, daß muth-
„ willige Jünglinge einen Mann verhönen, der dem
„ State schon nützlicher geworden ist, als sie alle
„ vielleicht jemals werden können? Diese Gelegen-
„ heit meinem Berufe zu folgen, und die Wahr-
„ heit auch am Hofe zu verkündigen, hätte ich bes-
„ ser anwenden sollen.

Einer von meinen ersten Ministern brachte auch ein Verzeichnis seiner unterlassenen guten Handlungen. Unter andern hatte er folgendes aufgeschrieben;

„ Vor einigen Wochen hörte ich, daß ein ge-
„ wisser Landrichter grosse Ungerechtigkeit begienge.
„ Ich wollte dem Könige Nachricht davon geben.
„ Weil ich aber gerade im Begriffe war, nach mei-
„ nem Landgute zu reisen, unterließ ich es, um

„ nicht

„ nicht, wenn der König eine Untersuchung der
„ Sache anstellen mögte, an meiner Reise gehin-
„ dert zu werden. In der Zeit ist der Bösewicht
„ heimlich aus dem Lande geflohen, und hat viele
„ Leute unglücklich gemacht. Meine Nachläßigkeit
„ ist Schuld daran, daß diese Unschuldigen nicht
„ sind geschützet worden.

Ein anderer von meinen Hofleuten hatte folgendes gemeldet;

„ Vorgestern ist mein Freund Medon gestorben.
„ Er war in unglücklichen Umständen, und der Gram,
„ hat ihm das Leben geraubet. Ich wußte, daß
„ seine Umstände unglücklich waren. Ich hätte ihm
„ auch wohl geholfen, aber ich ließ es immer dar-
„ auf ankommen, daß er meine Hülfe erst begehren
„ sollte. Der arme Medon war zu schüchtern da-
„ zu. Nun habe ich ihn verlohren. Warum bin ich
„ so saumselig gewesen, ihm zu helfen? Etwas mehr
„ Eifer in der Freundschaft hätte mir meinen Freund
„ erhalten können.

Ich übergehe die Verzeichnisse der andern Hofleute, weil sie nichts besonders merkwürdiges enthielten. Unter den Verzeichnissen meiner übrigen Unterthanen fand ich folgende.

Alcipp ein angesehener Mann schrieb;

„ Neulich ist Krato von seiner Frau geschieden
„ worden. Ich habe die beyden Leute lange gekannt.
„ Ich war oft in ihrem Hause zu der Zeit, da ihr
„ Misverständnis anfieng. Ich glaube, wenn ich
„ mich damals bemühet hätte, sie in ein bessers Ver-

„ ſtändnis zu bringen, es würde mir gelungen ſeyn.
„ Denn ihre erſte Uneinigkeit kam wirklich bloß da-
„ her, daß beyde einander nicht recht kannten. Ich
„ unterließ es, ſie zu vereinigen, weil ich damals
„ dachte, man müßte ſich durchaus nicht in fremde
„ Streitigkeiten miſchen. Nach der Zeit hab ich ſie
„ zu verſöhnen geſucht, aber es war zu ſpät. Ihre
„ Streitigkeiten waren ſchon zu weit gegangen. Ich
„ kan mirs nicht verzeihen, daß ich in jener Zeit ſo
„ wenig achtſam geweſen bin, zween Gatten, die
„ beyde nicht böſe geſinnet waren, zu einer glückli-
„ chen Eintracht zu helfen.

Myron ein Kaufmann, meldete in ſeinem Verzeichniſſe;

„ Ich habe eine arme Anverwandtin, eine Witt-
„ we mit etlichen Kindern. Ihre bedrängten Um-
„ ſtände haben ſie gezwungen, ihre älteſte Tochter
„ an einen Mann zu verheiraten, der, ſeinen Reich-
„ thum ausgenommen, der ſchlechteſte Menſch von
„ der Welt iſt. Sie hofte, er würde ſich ihrer übri-
„ gen unverſorgten Kinder annehmen. Ihre Toch-
„ ter, das arme Mädchen, opferte ſich ſelbſt dem
„ Gehorſam und der Pflicht des Blutes auf, und
„ verließ ihren erſten Liebhaber, einen würdigen jun-
„ gen Menſchen, um ihre Hand dem Reichen zu
„ geben, in welchem ſie den Beſchützer ihrer Familie
„ zu finden glaubte. Wie unglücklich iſt ihr Schick-
„ ſal! Ihr Mann iſt ein Tyrann gegen ſie, und ach-
„ tet ihre arme Familie nicht. Das ganze Unglück
„ dieſes armen Mädgens hätte ich verhüten können,

wenn

„ wenn ich mich ihrer Mutter zur rechten Zeit ange-
„ nommen hätte. Itzt habe ichs zwar gethan. Aber
„ der armen Emire ist nicht mehr zu helfen. Ich
„ schäme mich vor mir selbst, wenn ich sie oder ihren
„ unwürdigen Mann sehe.

Kleon, ein junger Mensch, der vor weniger Zeit eine Bedienung bekommen hatte, merkte an;

„ Das Glück, welches ich durch meine Beförde-
„ rung erhalten habe, hätte ich gleich im Anfange
„ besser anwenden sollen, als ich gethan habe. Ich
„ bin unachtsam genug gewesen, meiner alten Mut-
„ ter, die in so vielen Jahren mir und meinen Brü-
„ dern zum Besten ihr ganzes Vermögen angewen-
„ det hatte, den glücklichen Ausgang meiner Be-
„ mühungen erst acht Tage hernach zu melden; und
„ da hatte sie schon durch andere Leute Nachricht da-
„ von. Warum habe ich ihr einige Tage der Freude
„ vorenthalten? Muß nicht meine Unachtsamkeit ihr
„ den traurigen Gedanken verursachet haben, daß
„ ihr Sohn gegen alle ihre Zärtlichkeit unerkennt-
„ lich sey?

Dergleichen Verzeichnisse fand ich viele. Wie freute ich mich, daß meine Unterthanen ein so richtiges Gefühl von der Tugend und so edle Empfindungen hatten! Aber da ich in der Menge von diesen Nachrichten weiter las, fand ich einige, die mich äusserst bestürzt machten.

Lucilla, eine berühmte Schönheit am Hofe, schrieb von ihren versäumten guten Handlungen folgendes;

„ In der vorigen Woche bin ich recht unachtsam

„ gewesen. Da war der artige Fremde, Selimor,
„ am Hofe. Ich konnte es ihm deutlich ansehen, daß
„ er entzückt von mir war. Wie leicht hätte ich ihn
„ völlig gewinnen können! Aber ich weiß gar nicht,
„ wo damals meine Gedanken seyn mußten. Kaum
„ sahe ich ihn an. Ganz gewiß hat ihn meine Kalt-
„ sinnigkeit so geschwind vom Hofe vertrieben. Was
„ habe ich gethan? Wie schön hätte er die Zahl mei-
„ ner Anbeter vermehren können! Ich will gewiß
„ nicht öfter so unachtsam seyn.

Der reiche Alphius hat auch eine Nachricht eingeschicket;

„ Wie doch der Mensch sich vergessen kan! In der
„ vorigen Woche kam mein Bruder zu mir, Geld
„ von mir zu leihen. Ich gabs ihm gleich, ohne da-
„ ran zu denken, daß in wenig Tagen die Schiffe
„ nach unsern Pflanzstädten sollten ausgerüstet wer-
„ den. Hätte ich so lange gewartet, ich hätte dop-
„ pelte Zinnsen bekommen können. In derselben
„ Woche bin ich noch auf eine andere Art unachtsam
„ gewesen. Das alte Haus in der —— Strasse
„ wurde mir zu Kaufe angeboten. Ich schlug es aus,
„ weil ich nicht so viel dafür geben wollte, als ver-
„ langet wurde. Nun hat mein Nachbar es gekaufet,
„ und einen Schatz darin entdecket. Hätte ich den
„ Vortheil nicht mitnehmen können?

Und Marcell;

„ Ich bin recht unachtsam gewesen. Das schöne
„ Amt in —— habe ich dem nichtswürdigen Hie-
„ ron verschaffet, der mir nur eine Kleinigkeit dafür

gegeben

„ gegeben hat. Ein paar Tage zuvor hatte Sosias, der „ auch diese Stelle suchte, mich sprechen wollen, und ich „ ließ ihn nicht vor mich. Wir waren freylich Feinde gewesen. Aber ich erfuhr erst hernach, daß er „ meine Enkelin ohne Heirathgut hatte heirathen „ wollen, wenn ich ihm zu dem Dienste geholfen hätte. Ach! hätte ich ihn doch gesprochen! das Mädchen ist mir eine rechte Last. —— ——

So weit hatte ich geschrieben, als ich von dem verderblichen Feinde aller Vielschreiber, von dem Nachdenken, überfallen wurde. Da las ich meine Arbeit durch, und fand, daß sie nichts taugte. Ein Traum sollte sie werden, das siehet man endlich wohl. Aber ich kan es nicht läugnen, sie hat gar nicht die Art eines Traums. Ich kan mir nicht helfen. Die Zeit ist noch zu kurz, um meinen Traum auszubessern. Er mag stehen bleiben: Haben doch die Leser wohl eher einen elenden Traum gelesen? Nun wollen wir miteinander über die Lehre moralisiren, die mein Traum hatte enthalten sollen.

Es ist recht gut, seinen begangenen Fehlern nachzudenken; aber ich wollte im Ernste, man dächte auch den guten Handlungen nach, die man hätte thun können, und unterlassen hat. Das würde eine ganz neue Art von Beschäftigung seyn, die insonderheit den Nutzen haben könnte, die meisten Menschen zu einer feinern Empfindung der Tugend zu gewöhnen. Wenn man die Menschen überhaupt reden hört, so leben sie alle sehr moralisch. " Ich thue meinem Nächsten Gutes, so oft ich kan, „ sagt Herr Hartsinn. In der deutlichen Spra-

che heisset diese Gutthätigkeit nur so viel; " ich gebe wöchentlich meine paar Groschen in das Allmosen. „ Und der Bewegungsgrund zu dieser Christlichen Liebe? Die Obrigkeit hat es befohlen, und gewisse Leute haben ihre Ursachen, der Obrigkeit und Gott selbst, nicht in Kleinigkeiten ungehorsam zu seyn. " Ich beleidige keinen Menschen, „ sagt Ukalegon. Das heisset wirklich nichts mehr, als " ich schlage keinen mit Gewalt tod, ich beraube keinen öffentlich. „ Ob der Nothleidende, den Ukalegon kennet, aus Elend umkommt, weil Ukalegon sich nicht die Mühe geben mag, ihm sein Elend zu erleichtern; das ist in seinen Augen kein Todschlag. Man kan ja niemand zwingen, wider seinen Willen etwas gutes zu thun. So beraubt er auch seinen Nächsten nicht, nemlich er plündert die Leute nicht auf der Landstrasse, oder bricht in ihre Häuser ein. Daß er sich aber Unglücksfälle zu Nutze machet, und Güter unter der Hälfte ihres Wehrtes an sich kaufet, das ist ja keine Beraubung der seufzenden Wittwe und des verlassenen Waisen; es ist nur ökonomische Klugheit.

Aber ich schweife aus, Hartsinns und Ukalegons würden nicht gebessert werden, wenn sie auch ihren unterlassenen guten Handlungen nachdenken wollten. Die guten Leute wissen nicht, was eine warhaftig gute Handlung ist. Ich will nur mit Menschen reden, denen die Tugend schon etwas besser bekannt ist.

Ich habe oft die Erfahrung an mir selbst gemacht, daß wenn ich in einem moralischen Buche Schildereyen von erhabenen Tugenden erblicket hatte, mein Geist in eine Art von Entzückung gerieth. Alsdenn dachte ich auf

nichts

nichts anders, als ein Held in der Tugend zu werden, und träumte mir Gelegenheiten, diese oder jene Tugend, die mich besonders gerühret hatte, recht merkwürdig auszuüben. Die Gelegenheiten kamen nicht, und endlich ließ meine Begeisterung nach. Wenn ich alsdenn überdachte, was ich in diesen Tagen der Entzückung gethan hatte, so fand ich insgemein, daß ich eine Menge Gelegenheiten unbemerkt gelassen hatte, durch welche ich im Kleinen das Gute hätte ausüben können, was ich vergeblich im Grossen zu thun gesuchet hatte. Da sahe ich alsdenn, daß ich mich durch einen moralischen Eigensinn hatte hinreissen lassen, meinen guten Absichten einen Schauplatz zu suchen, auf welchen die Vorsehung sie nicht berufen hatte, und indem ich mich fruchtlos bemühet hatte, etwas recht ausserordentliches zu thun, blieb mir am Ende nur der Verdruß, gar nichts gethan zu haben.

Ich weiß nicht, ob viele von meinen Lesern etwas ähnliches erfahren haben. Aber das müssen sie alle erfahren haben, daß ihnen, indem ihr Geist in andere, oft unnütze, oft gar verwerfliche Beschäftigungen verwickelt gewesen, viele Gelegenheiten zum Guten unbemerkt entgangen sind. In dem Bezirke seiner häuslichen Angelegenheiten, in dem Umfange seiner Bekanntschaften und seiner Freundschaften bieten sich einem Menschen täglich solche glückliche Gelegenheiten an. Daß sie alle der Welt in die Augen fallen sollten, kan so wenig verlanget werden, als daß ein jeder Mensch ein grosser Mann werden sollte. Aber die kleinste Gelegenheit, Gutes zu thun, ist schön und hat wichtige Folgen, wenn

sie

sie genutzet wird. Viele solche kleine Gelegenheiten machen die Fertigkeit der Tugend aus, das wesentliche eines warhaftig grossen Herzens. Deswegen halte ich es für nützlich, an die Gelegenheiten, die man versäumet hat, zurück zu denken. Diese Erinnerung macht aufmerksam und sorgfältig in die Zukunft. Wie viele Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen werden verspielt, verschwatzet, verjaget, vertrunken und oft gar verschlafen!

F. Pheron.

An die Verfasser des Freunds.

Meine Herren.

Ich befinde mich in einer Verlegenheit, woraus Sie mir helfen können. Ich habe zween Freunde, die mich schon etlichemal verdrüßlich gemacht haben. Der eine tadelt fast alles, was ich unternehme. Ich habe es ihm zwar oft gesagt, daß ich mich nicht gerne tadeln lasse; aber er läßt nicht nach, und bißweilen bin ich wirklich nicht im Stande, seinen Tadel zu widerlegen. Doch dieses ist kein Wunder. Welcher Mensch ist ohne Fehler? Mich verdrüßt es nur, daß dieser wunderliche Freund meinen geheimsten Handlungen so genau nachforschet. Wenn ich mich einmal übereile, so mag ich meinen Fehler noch so sorgfältig verbergen; er entdeckt ihn doch, und gleich fangen die Strafpredigten an. Wenn ich mich darüber beschwere, so sagt er, die Freundschaft berechtige ihn zu diesen Verweisen. Was soll ich mit ihm anfangen? Ich bin schon böse geworden. Er

achtet

achtet es nicht, und in der That, ich kan nicht lange auf ihn böse seyn.

Mein zweyter Freund verfährt ganz anders. Ihm ist es völlig gleichgültig, was ich thue. Wenn ich bißweilen selbst gegen ihn von einem Fehler rede, den ich begangen habe, so zuckt er die Schultern, und höchstens sagt er, es sey eine Kleinigkeit. Dieses gefällt mir nun ganz wohl. Erzähle ich ihm aber eine Handlung, wofür ich Lob zu verdienen glaube, so bleibt er eben so stumm. Dieses kan ich nicht ausstehen. Möchte er mich doch lieber, wie mein andrer Freund, bisweilen tadeln, wenn er mich nur dafür einmal wieder lobte! Sagen Sie mir doch, Meine Herren! was Sie von meinen zween Freunden halten. Ich bin ꝛc.

Sebastian Eigenlob.

Die Antwort, die unser Correspondent verlanget, ist schwer zu geben. Wir kennen weder ihn noch seine Freunde so genau, daß wir sagen könnten, ob ihr Tadel ungerecht sey, und ob er einen billigen Anspruch auf ihren Beyfall machen könne. Wir wollen uns aber der Gelegenheit, die uns sein Brief giebt, bedienen, um von einer Sache zu reden, die schon längst unter unsern Entwürfen stehet.

In so fern die Freundschaft die Besserung der Herzen zur Absicht hat, kan man einem Freunde das Recht nicht absprechen, den andern zu tadeln, wenn derselbe überhaupt verdienet getadelt zu werden. Ja das Recht eines freundschaftlichen Tadels gehet noch viel weiter. Ein Freund ist weit mehr als alle andere Menschen

ſchen verbunden, die gute Seite ſeines Freunds zu verſchönern, und die ſchlechte auszubeſſern. Sein Tadel muß alſo auch auf kleine Fehler gehen, und er darf die Fehler ſeines Freundes biß in das innerſte ſeines Herzens verfolgen. Die Klugheit aber verlanget nicht allein, daß dieſer Tadel liebreich und ohne die geringſte Bitterkeit ſey; ſie findet noch beſondere Vorſichtigkeiten, die durch die Gemüthsart des andern beſtimmt werden müſſen. Ein Gemüthe kan immer etwas mehr vertragen, als das andere; und dem einen müſſen die Wahrheiten, die man ihm zu ſagen hat, mit weit mehr Nachdruck geſagt werden als dem andern. Herr Eigenlob ſcheint von der empfindlichen Art zu ſeyn. Sein tadelnder Freund würde ihm vielleicht weniger misfallen, wenn er ſeinen Tadel etwas angenehmer einkleidete, als es vermuthlich geſchiehet.

Der Beyfall iſt der angenehmſte Lohn guter Handlungen, und den Beyfall eines vernünftigen Freundes ſchätzen wir höher, als alles übrige Lob. Es iſt billig, ſeinem Freunde dieſe Belohnung zu geben, wenn er ſie verdienet. Man ſollte nur nicht ſo eilfertig ſeyn, den Werth ſeiner eigenen Handlungen feſt zu ſetzen. Wir halten oft eine Handlung für ſchön, weil ſie von uns herkömmt; andere Menſchen betrachten ſie unpartheyiſch, und die Schönheit der Handlung verſchwindet. Wir getrauen uns nicht zu entſcheiden, ob die Handlungen des Herrn Eigenlob wirklich von dieſer Art ſind.

Das

Das Stillschweigen seines zweyten Freundes ist uns ein Geheimnis. Wären uns seine Umstände besser bekannt, so würden wir urtheilen können, ob dieser Freund zum Tadel zu schüchtern, und zum übertriebenen Lobe zu gewissenhaft sey, oder ob er vielleicht einer von den Unempfindlichen sey, die sich um das Verhalten ihrer Freunde nicht bekümmern, weil sie die Freundschaft nur aus Gewohnheit oder auch aus Nebenabsichten unterhalten.

Zu gleicher Zeit wollen wir auch den Herrn Bombast erinnert haben, seine Freunde nicht so gar oft und übertrieben zu loben. Wir sind oft Zeugen davon gewesen. Noch neulich lobte er einen seiner Freunde, der ein ganz geschickter Musikverständiger ist, auf Grauns und Hassens Kosten. Man erweiset seinen Freunden keinen Dienst, wenn man sie auf diese Art lobet. Ein ungegründetes Lob macht die Zuhörer auch gegen den Ruhm ungläubig, den man seinen Freunden ein andermal mit Rechte beylegen könnte.

Das würdige Lob eines Freundes kan nicht anders seyn, als wie es Pindarus beschrieben hat.;

„ Ein wahres Lob, wie reine Wasserquelle,
„ will ich meinem Freunde bringen; denn dieses ist
„ die anständigste Belohnung der Würdigen.

F.

Diese Blätter werden wöchentlich in der Poschischen Hofbuchhandlung in Anspach ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Zwey und siebenzigstes Stück.

The vvise is happy nature to explore,
The fool is happy vvhile he knovvs no more.

Pope.

Das Glück der Thoren.

Nun hab ich gnug gereimt! Ein andrer mag es wagen,
Und dem erzirnten Volk die bittre Wahrheit sagen.

Vor stolzer Reimer Schwarm, und vor der Thoren
Haß
Kan man nicht sicher seyn, auch selbst auf dem Parnaß.
Warum mußt mir das Glück den traurgen Vorzug
schenken
Den Pöbel zu verschmähn, zu fühlen und zu denken?
Was nützt die Wissenschafft, die unsre Freude stöhrt?
Die Weißheit, deren Macht uns unsre Thorheit lehrt?
Auch selbst mein Autors Fleiß kan nichts als mich er-
müden
Ich bin nicht mit der Welt, nicht mit mir selbst zufrie-
den.
Bald reim ich mir zu hart, bald denk ich nicht genug:
Wie

Wie glücklich ist ein Thor? Er hält sich selbst für klug.
Mit stolzer Demuth mag sich dort ein Heuchler blähen:
Allein ein Schalk; doch fromm, wenn ihn die Leute
sehen.
Wie glücklich ist er nicht? Er ist mit sich vergnügt,
Und glaubt zum wenigsten, daß er die Welt betriegt.
Wie glücklich ist Gargel? den nie der Tadel stöhret
Der sich und sich allein bewundert und verehret.
Kein Schimpf, kein bittrer Hohn stöhrt ihn und seine
Ruh
Er klatscht, wenn alles pfeifft, sich selbsten Beyfall zu.
Voll Neid sah ich den Thrax sich ernsthaft stolz geberden:

O warum konnt ich nicht ein Rechtsgelehrter werden!
So könnt ich auch gleich ihm, Geschmack und Witz
verschmähn
Und offt Gedankenlos politisch sauer sehn.
Da sagt ich stolz: hinweg mit solchen Kleinigkeiten!
Dem eitlen Zeitvertreib von müßgen jungen Leuten!
Sie werden mit der Zeit vielleicht noch in sich gehn,
Klug werden, häußlich seyn und aufs solide sehn.
Herr Thrax hat würcklich recht. Was aber hilft sein
Schmählen?
Wenn mir zugleich sein Herz und seine Sitten fehlen?
Verdunkeln kan ich nicht, was andern deutlich scheint;

Wann

Wann hier ein Weiser seufzt, dort eine Wittwe weint,
Kan ich nicht ruhig seyn und ohne mich zu schämen
Erst lachen, und alsdann stolz ihre Gaben nehmen.
Es gab mir die Natur ein allzu weiches Herz,
Es fühlt zu stark zu sehr des Nebenmenschen Schmerz.
Ich kan die Wahrheit nie verkleinern noch vergrössern;
Zu strafen such ich nicht; ich suche nur zu bessern,
Selbst in Satyren noch. Jedoch was hilft es mich?
Thrax, weil er wen'ger fühlt, ist glücklicher als ich.
Kein frommes Vorurtheil kan seine Ruhe stöhren
Das Recht wird theur verkaufft und wohlfeil Sittenlehren.

Wie glücklich iſt nicht Mops, der an des Witzes ſtatt
Ein Dorf, die hohe Jagd und ſechzehn Ahnen hat?
Wie frey? wie ohngeſtöhrt kan er nicht trinken, iagen,
Den Mägden furchtbar ſeyn und ſeine Bauren ſchlagen?
Frey über Hof und Stadt und Pabſt und Frankreich ſchmähn
Wann ſeine Schreiber, gar die Zeitungen verſtehn
Wie glücklich iſt er nicht! Er überlegt mit ihnen
Daß es gefährlich ſey, dem Staat im Krieg zu dienen.
Doch wär er nur Prinz Carl ſo gieng er übern Rhein
Und nähm dort ganz getroſt Paris und Belgrad ein,

Der

Der große Mops! Er kan noch mehr als Kriege führen
Er tadelt stets den Hof und will das Land regieren.
Er theilet Straf und Lohn und Ehrenstellen aus,
Beherrscht, die ganze Welt —— und nicht sein
eignes Hauß;
Da sind die Knechte Herrn. Es mag die Welt nur
lachen;
Die Dumheit kan oft mehr als Weißheit glücklich
machen.

Warum vergnügt so sehr des Lebens erste Zeit?
Der meisten Freuden Quell ist Unerfahrenheit,
Wie frölich kan ein Kind des Lebens Wollust fühlen?

Es hüpft sein ganzes Hertz in unschuldsvollen Spielen;
Sein Wunsch ist leicht gestillt; sein Schmertz ist bald vorbey.
Was uns in Unruh setzt, ist ihm noch einerley.
Die Seele fänget an sich völlig aufzuheitern
Wenn Klugheit und Begrif sich nach und nach erweitern.
Es kennt des Lebensmüh der Menschen Herz noch nicht
Und fühlt unglücklich seyn der Menschheit erste Pflicht.
Den Knaben wird die Zeit zu hohen Wünschen leiten
Er strebt nach neuem Glück, nach neuen Kleinigkeiten

Schon

Schon flieht die süße Ruh, der Jüngling liebt und klagt
Von einer Thorheit wird die andere verjagt.
Doch wenn die Jahre fliehn, wenn uns die Weißheit lehret.
Es sey der Menschheit Glück, ein Traum der uns bethöret
Ein leichtes süßes Spiel von einem Augenblick
Wann die Erfahrung kommt: ach denn entflieht das Glück.
Umsonst verirret sich ein Philosoph in Schlüßen,
Je weniger er weiß, ie mehr glaubt er zu wissen.
Ein Stümper dünckt sich groß, weil sich ein Kluger scheut.
Der Thoren Glück ist Stolz und Unerfahrenheit

So stolz war Philipps Sohn nicht an des Ganges
Strande:
Als dort ein junger Held in Frankreichs schönem Land
Wann er zum erstenmal stolz auf die Wache zieht.
Da seine Frau Mamma vom Fenster auf ihn sieht.
Die jugendliche Stirn übt sich zu finsterm Grimme;
Er flucht, doch leider noch mit allzu klarer Stimme.
Der Pöbel gaft ihn an, und weicht bewundernd aus,
Die Fenster öffnen sich, die Schönen sehn heraus.
Ihr Schönen seht ihn an, seht euren künftgen Sieger,
Gelassen folget ihm ein Chor versuchter Krieger,
Auf die schmält unser Held, er bildet stolz sich ein
Schon ein Romanen Held aus Clelien zu sein
Dort geht der junge Herr, dort geht er rufft Lisette,

Ach

Ich wenn er nur den Krieg schon überstanden hätte!

Was gleicht dem Stolz, von dem ein junger Autor glüht,

Wann er zum erstenmal sich in der Zeitung sieht?

Er kan sich gar nicht satt an seinem Lobe lesen,

Und schreibts sich selbsten zu; ist gleich erkaufft gewesen

Vergnügt verläßt Stortin das vätterliche Feld

Er eilt vergnügt zur Stadt, und in die große Welt

Was gleicht der Freude wohl die unser Jüngling fühlet?

Wenn er zum erstenmahl bey Hof Quadrille spielet?

Wann man mit Höflichkeit das Geld ihm abgewinnt,

Wann Stutzer freundlich thun und Damen gnädig sind;

Doch wenn Erfahrung kommt, wenn diese Nebel fliehen

Die

Die noch den trüben Blick der Jugend überziehen.
Wenn unser junger Held im fliehn den Tag verflucht
Wo er zum erstenmal das Glück im Krieg versucht;
Wann bittere Kritik den Autor schüchtern machet
Und wann der Leser nur auf seine Kosten lachet
Wann einst Stertin verarmt zum vätterlichen Heer
Den er zu früh verließ betrübt zurücke kehrt,
Dann sind die Träume hin, die sonst so reitzend waren
Sie sind nicht mehr beglückt, und nicht mehr unerfahren.
Mit recht, schrieb jener Thor, der sonst sich reich geglaubt
Als ihm der Freunde Fleiß den süßen Wahn geraubt:
Ich habe Wahn und Glück zugleich durch euch verlohren,

O bö-

) böße Freunde! Macht mich wiederum zum Thoren.
Erkennt der Thoren Glück wenn sich ein Neuling bläht.
Wann er uns lehren will, was er noch nicht versteht.
Der Ruhm der Wissenschafft muß oft darunter leiden;
Ein Wenig machet stolz; Viel aber macht bescheiden
Stax glaubt das was er sagt was unerhörtes sey
Warum? Es ist gemein! – – Ihm aber ist es neu.
Sergill glaubt, daß ihm noch kein Dichter gleich gewesen!
Wie? Gellert – Haller – Ja – – die hat er nicht gelesen.
Cecil wird allezeit auf Frankreichs Dichter schmähn
Auch auf Voltairen! Ja! den kan er nicht verstehn
Dere trotzige Marcolph wird alle Fremde hassen:
Wie kommts. Er hat noch nie die Vatterstadt verlassen.
Der Dummkopf glaubt sich klug wenn Narren um
ihn sind,

Und Philles glaubt sich schön. Wie kömmt das? Sie ist blind.

Wie süß ist nicht die Kunst sich selbsten zu betrügen!
Wenn unser Irthum flieht, entflieht auch das Vergnügen.
Das Leben ist ein Traum, ein Blendwerk dunkler Nacht:
O glücklich, wer vergnügt von seinem Traum erwacht
Den Laster, Angst und Gram nicht allzufrüh erwecket
Und den kein Hirngespenst des Aberglaubens schrecket;
Der wenn Aurorens Licht auf frohe Hügel glüht
Leicht, frölich neubelebt aus seinem Lager flieht.
Lebt Freunde, lebt befreyt von allzu kühnen Sorgen
Erwartet ohne Furcht der Zukunfft neuen Morgen.
Wer wohl gelebt, stirbt wohl, glaub, daß uns dieß nicht trügt
Und weil ihr träumen müßt, träumt wenigstens vergnügt

Wie

Wir irren ungewiß in öden Dunckelheiten;
Der Tod kan uns allein ins Reich der Weißheit leiten.

Der Wollust höchster Grad ist mit dem Schmertz
verwandt
Der Weisheit kleines Reich gränzt an der Thorheit
Land
Der Erden flüchtges Glück hat allzuenge Schrancken
Es ist der Menschheit Pflicht nie tadeln, allzeit danken
Nur Stolz und Wahnsinn klagt: seht auf uns selbst
zurück
In unsrer Thorheit liegt der Grund von unserm Glück
Offt kan es Weißheit seyn, was wir die Thorheit
schelten;

Selbst

Selbſt Neuton iſt vielleicht ein Thor in beſſern Welte

Durchirrt mit freyem Schritt des Lebens dunkl

Bahn

Nur Pflicht und Tugend nicht, ſonſt alles iſt hier Wahr

Dieſe Blätter werden zu Anſpach in der Poſchiſch
Hofbuchhandlung ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Drey und ſiebenzigſtes Stück.

Cuncta iacent flammis et triſti meſa favillar.

Martial.

Empfindungen eines jungen Portugieſen Bey dem zerſtöhrten Liſabon. Oder Alonzo und Elvira.

Wo bin ich? —— Iſt es ein ſchrecklicher Traum? —— Iſt es ein noch ſchrecklichere Wahrheit? —— Wo bin ich? —— In was für Gefilden irret der troſtloſe Alonzo? — Oder iſt es noch Alonzo? —— Bin ich noch? —— Iſt dieſer traurige Augenblick nicht eine dunkle Empfindung zwiſchen dem Seyn und dem Nichtſeyn? Bin ich nicht mehr unter den Lebendigen? —— Meine Seele ſucht ſich ſelbſt, und findet ſich nicht.

Digitized by Google

Ein tödender Rauch umziehet den Himmel mit fürchterlicher Nacht! —— Oede Ruinen umgeben mich —— O Schrecken! hier liegen entseelte Leichen —— Hier herrscht der Tod und die Einsamkeit. Eine schreckenvolle Stille erfüllet die Natur. Was ist dieses für ein Fluß, der von Asche und von Leichnamen beschwehret sich zornig empöret und entsetzlich dahin rauschet? Ist es der Tagus oder ist es der Acheron.

Ach! ich empfinde mich wieder; an meinem Schmerzen nur fühle ich, daß ich noch lebe. Alonzo ist noch nicht in dem Reiche der Schatten. Mein Herz schlägt noch: O wenn doch dieser Schlag sein letzter wäre!

Schrecklicher Anblick! Wohin ich mich wende, sehe ich die Spuhren des Zorns eines rächenden GOttes. Alles ist öde, die ganze Natur ist zerrüttet. Hier sind Steinhaufen; hier ruhen noch zertrümmerte Balken. Ich sehe zerbrochene Trümmer von dem Pracht stolzer Palläste aus der Asche unter meinen Füssen herfür schimmern, O GOtt! und diese Steinhaufen, diese Asche, dieser Schutt ist was man sonst Lisbon genennt!

Also ist sie nicht mehr! —— Also ist der Schmuck und der Stolz von Europa nichts mehr als ein öder Stein-

Steinhaufe? —— GOtt! was für ein Gedanke erschüttert meine kaum zu sich selbst gekommene Seele? Elvire! Elvire! —— Ach wo bin ich? — Dringt nicht eine schwache Stimme aus diesen Ruinen? — Saget mir nicht ein entsetzlicher Wiederhall: Elvire ist nicht mehr?

Elvire ist nicht mehr, und Alonzo lebet noch! Tödender Gedanke! —— Doch nein, vielleicht ist sie entflohen, vielleicht lebt sie noch. Ich will auf diese Ruinen empor klimmen und umher sehen.

Ich entdecke noch keine Spur des Lebens —— Weit um mich her liegt eine entsetzliche Landschaft, das Gebiete des Todes und der Verwüstung. Ach dieses war sonsten die Königin der Städte!

Der Rauch benebelt meinen Blick. Elvire! Ach meine Stimme und meine Klagen verlieren sich in der Luft. Nein, du kanst nicht umgekommen seyn: Elvire! Nein, bey der allgemeinen Zerrüttung aller Elementen, bey dem Untergang der Natur hat sich der Himmel eröfnet, und jauchzende Chöre verklärter Seelen haben den neuen Engel im Triumphe empfangen, und Elviren von dem Getümmel der untergehenden Welt entrissen.

Alonzo! unglücklicher Alonzo! —— Tröste dich! Du bist doch gewiß ihr zu folgen. Der Augenblick deines Todes ist nur verschoben: Bald wird dich die Ewigkeit mit Elviren vereinigen! —— Gib dem letzten Augenblicke deines Lebens ernsthaftere Betrachtungen! Ueberlasse dich dem heiligen Schauer, der dich ergreift. Siehe um dich her! —— Siehe, alles ist öde.

Ist dieses der Tag, auf den die Heiligen hoften, der Tag nach den die Martyrer seufzten, der Tag des Gerichts? —— Nein; wie wäre ich allein übrig, wenn er es wäre? Ich leide noch, ich sehe überall Betrübniß und Furcht. Dieses ist noch die vorige Welt. Nur für dich o Lisbon, prächtiges Lisbon, für dich war es der Tag des Gerichts. Wie schnell, wie unverhofft hat er dich überfallen. Lernt sichere Städte, lernt verwegene Sterbliche, wie schleunig der Himmel irrdische Grösse verstöhrt! —— Ihr schmeichelt euch, ihr glaubt den Aufenthalt eurer Thorheit ewig: Seht diese Ruinen und zittert. Der Ewige winkt und Lissabon ist nicht mehr. Er wird winken, und die Welten werden vergehen.

Alonzo! Diese traurige Gegenden, die du mit Schrecken und Abscheu erblickest, sind eben diese Gegenden noch, in denen du sonsten den Frühling deines Lebens gefühlet. Dieß ist noch eben der Tagus, an dessen goldreichem Gestade du sonsten blühende Chöre von Jünglingen und Schönen erblicktest, die einander mit feurigen Blicken suchten, mit Blicken, aus welchen die Freude und die Wollust lachten. Ach der Tag des Verderbens hat sie übereilt. Ihre Hofnungen, süsse betrügliche Hofnungen sind mit ihnen untergegangen und der Tagus der seinen verwaißten Strand öde sieht fließt betrübt und mitleidend vorüber.

Die Sonne gieng unter, und noch war Lisbon; noch rauschten prächtige Freuden in schimmernden Pallästen; noch versüßte Zufriedenheit den Schlaf unschuldiger Herzen. Die Stunde der Mitternacht brach ein . . mit allem ihrem Schrecken begleitet! Ach und mit neuem noch ungefühltem Schrecken. Ein dicker Rauch erfüllte den Himmel; ein blutrother Schimmer glänzte von ferne in der Luft . . . Ewig furchtbare, ewig dem Schauer bebender Seelen geweyhte Mitternacht! Ein zorniger Nord braußete durch die Gefilde, die stolze Wellen übertraten die von der Natur gesetzte Gränzen und drängten sich zürnend an das Gestade, die schröckliche Stunde näherte sich . . .

Ach GOTT! Und nun bedeckt Schutt und Asche die Felder wo Lisbon war.

Hier stunden prächtige Palläste! hier erschallten erst vor kurzer Zeit die reitzende Töne künstlich gerührter Saiten. Wohin sind die Palläste? wohin sind die Töne, die die Luft durchdrangen. Beyde sind in der Luft verschwunden. Was finde ich unter meinen Füssen? —— Geschmolzenes Gold? hinweg verderbliches Metall! Quelle der Laster und der Sorgen! Du, ja du, ziehst uns die Strafen des Himmels zu. Lima geht unter, Lisbon fällt: sagt, Sterbliche, ob Reichthum glücklich macht? -- Dieß ist der Ueberrest eines künstlichen Gemähldes; Es zerfällt in meinen Händen. Unglücklicher Künstler! der du vielleicht für die Ewigkeit zu arbeiten glaubtest: Deine Kunst, dein Nahme und du selbst ist nichts mehr als Staub. Ist denn dieses das Schicksal aller irrdischen Größen? -- Was ligt hier? versängte Blätter! Eitle Gelehrsamkeit! vergebliche Bemühung der Sterblichen! -- Was glänzt dorten in der Asche? Ein Edelstein! Das Spielwerk erwachsener Kinder, das Kennzeichen unsrer Thorheit und unsres Stolzes. O Menschen! wann werdet ihr fühlen, daß ihr Menschen seyd, und warum ihr es seyd?

Die

Die ganze Welt muß werden, was itzo Lisbon ist. Denket daran, stolze Fürsten! der Himmel redet mit euch; er redet durch Wunderzeichen. Wenn euch der Untergang Lissabons nicht rühret, so kan euch nichts mehr rühren, als der Untergang einer Welt.

Hier liegt ein unerkenntlicher versenkter Körper! Ach wer ist es gewesen? Vielleicht ein Staatsmann, der mit stolzen Sorgen auf den künftigen Morgen wartete um wichtige Geschäfte auszuführen, die seine Gedanken erfülleten, und ihm nicht Zeit liessen, an sich selbst, an den Tod und an den ewigen Beherrscher aller Welten zu gedenken. Unglückseeliger! Der Morgen ist erschienen: aber du, du bist nicht mehr. Niemand wird die zerstreueten Gebeine sammlen, und in ein Grab legen; Niemand wird deinen Namen in prächtiges Marmor hauen um deinem Stolz noch nach deinem Tode zu schmeicheln; niemand wird mitleidende Zähren über dein vergessnes Grabmahl vergiessen. Deine versengte Gebeine werden ein Spiel heißrer Krähen werden und der Nord wird deine Asche, deinen Stolz, deine Hofnungen und dein Angedenken in die Lüfte zerstreuen.

Betrüge

Betrüge ich mich ? Nein, er ist es selbsten. Die durch den Tod verstellte Züge entdecken mir noch den Ueberrest des hochmüthigen, des fröhlichen Hernando. Unglücklicher Jüngling! Sind diese eingefallene Wangen, sind diese erstarrte gebrochene Augen noch die nehmlichen, auf welche du stolz warest ? Was für eine schreckliche Gestalt? Ist dieses der flüchtige, der leichtsinnige und doch liebenswürdige Hernando? Niemahls dachte er an etwas Trauriges; sein Leben war eine Fortsetzung lärmender Freuden. Wessen Stimme war so schön? wer zwang die silbernen Saiten der Cyther zu so reitzenden Tönen ? wer lenkte ein feuriges Pferd? wer führte den Degen mit mehr Geschicklichkeit und bessern Anstand als er ? Unglücklicher Jüngling! Hättest du nur einige von den Augenblicken die du anwandest deinen Körper geschickt zu machen, daran gewendet, deine Seele vollkommen zu machen. O hättest du gedacht, daß die Jugend nicht ewig währt, hätte dich das allgemeine Verderben nicht so schnell übereilt! hätten dich doch die schimmernden Scenen des Lebens nicht zu sehr zestreut! —— dein Körper, deine lieb-

ste

ſte Sorge, dein Stolz iſt Staub und Aſche, und die zitternde Seele ſtehet vor dem Thron des ewigen Richters.

Schauervoller Gedanke! Ruhe wohl Hernando! nimm dieſe Zähren hin, die dir die Zärtlichkeit empfindender Menſchheit opfert. Ruhe wohl Hernando! Armer Hernando! Du wirſt nicht mehr in ſchimmernder Kleidung die Liebe der Schönen, der Neid der Jünglinge werden! Du wirſt nicht mehr mit ſiegender Lanze der Wuth aufgebrachter Stiere begegnen! Dir wird das Volk nicht mehr jauchzend zuruffen! —— Der Himmel verzeye dir deine Irrthümer! Allzuſchnell hat dich die Stunde des Todes übereilet! Ich will deinen Körper noch aus den Ruinen ziehen, ich will ihn begraben, wenn ich noch eine Gegend finden kan, die unzerſtöhrt iſt, eine Gegend, in der noch ein ſanftes Grün übrig iſt, mit dem ich dich bedecken kan. Ich

will dein Grab mit Laub beſtreuen und weinen und noch einmal mit ſchluchzender Stimme ruffen ; Ruhe wohl Hernandol

Und du , Alonzo , du lebſt noch ! —— Wer wird dich begraben ? wer wird deinen Ueberreſt ſammeln ? Alonzo , Alonzo , denke nicht mehr an dein Leben. Der itzige Zuſtand kan dir nichts als einen einzigen feyerlichen Gedanken erlauben . . . den Tod !

Den Tod . . O warum konnte ich nicht mit euch zugleich erblaſſen , Unglückliche ! Leichen , wo ich um mich herum ſehe !

Warum

Warum mußte ich allein übrig bleiben? Hier sind die Felder in denen ich sonsten vergnügt, und sicher die Stunden der blühenden Jugend durchlebte; hier scherzte alte Freundschaft beym unentweyhten Saft der Reben; hier lächelte die junge Liebe mit paradiesischer Anmuth. Hier war es, wo ich Elviren zum erstenmal gesehen! Geseegnete Felder! ewig bedaurenswerthe Fluren! auch ihr seyd verwüstet —— hier sah ich sie! Mein Herz empfand zum erstenmal das Glück der Menschheit; meine ganze Seele wallte ihr entgegen. Du bist von Staub und Asche bedeckt, du bist gefallen, du bist selbst nichts mehr als Staub und Asche. Prächtiger Baum! unter dem ich zum erstenmal ihre weisse Hand küßte und ihr gestand, sie wäre es allein, die mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen könnte. Trauriges Angedenken! Armer Alonzo, du lebst und Elvire, Elvire lebt vielleicht nicht mehr. Der Schluß der Vorsicht verbietet es mir, Elviren im Tode zu folgen.

gen. Wie wenn man gar keine Hofnung vor sich sieht! Bin ich denn nicht Herr über mein eignes Leben? Wird mich der gütige Richter der Sterblichen deswegen bestrafen, weil ich einige Augenblicke geschwinder in die Ewigkeit gehe? . . Nein . . flieht verzweiflende Gedanken! O GOTT du befiehlst es und ich will leben; ich will es ertragen, unglücklich zu seyn. Du befiehlst es; ich bete dich an und schweige!

Elvire! könnte ich doch nur wenigstens deinen erblaßten Leichnam finden, und deine verfallene Wangen noch einmal – noch einmal küssen! Ach ich schmeichelte mir mit der Hofnung in deinen Armen, einst ein glücklich ein zufriedenes Leben zu beschlüssen. Du solltest mir die Augen zudrücken; unsre weinenden Kinder sollten um mich stehen, und dich trösten, und mir den Tod durch unschuldiges Schmeicheln versüssen.

Ich

Ich genoß sie schon durch die Hofnung, diese süssen Augenblicke einer glücklichen Zukunft. Ich sahe dich nach überstandener Mühe des Tages lächelnd auf mich zukommen; ich sahe dich von einer liebenswürdigen Jugend umgeben, die mich und dich im Bilde vorstellten. Süsse Hofnungen! so seyd ihr nicht mehr; nicht einmal zu hoffen, ist mir erlaubt. Grausames Schicksal —— Elvire —— Elvire —— Dein Alonzo eilet dich in der Ewigkeit zu umfangen ——— Vatter aller Wesen, nimm auch mich auf ———

* * *

Hier sank der halb entseelte Alonzo auf die Ruinen zurück, aus denen er erst kurz aufgestanden war, er lag empfindungslos und betäubt; als eine junge Schöne von wenig Sklaven begleitet Trotz denen noch zornigen Wellen des Tagus an den Strand gefahren kam. Stille Thränen rollten ihr über die blaßgewordenen Wangen; verzweiflungsvolle Seufzer riefen ihren geliebtesten Jüngling. Sie suchte ihn unter den Leichen; sie wollte ihn begraben, ihn beweinen und auf seinem Grabe sterben. Sie fand den Körper des Alonzo;

ohn-

Digitized by Google

ohnmächtig sank sie zu ihm hin. Ihre Sklaven such-
ten ihn und sie wieder zu dem Leben zurück zu bringen.
Alonzo ermunterte sich am ersten; bestürzt schloß er die
Augen auf; von der heftigsten Empfindung der Freu-
de beseelt sahe er Elviren neben sich. Seine Umarmun-
gen gaben auch ihr das Leben. Vergnügt betra-
ten sie das Schif, eilten nach einem sichern Strand und
verliessen die Ruinen des unglücklichen Lisabons. Ewi-
ges Denkmahl der Rache des Himmels! Ziehe hin,
glückliches Paar: und vergiß den empfundenen Schmerz!
Ziehe hin und genieſſe die unschuldigen Freuden der zärt-
lichsten Liebe. Auch bey der allgemeinen Zerrüttung

aller

aller Elementen verschonet der Himmel tugendhafte Herzen, allein wie wenig Herzen kennen die erhabne Zärtlichkeit? Wie wenige Städte prangen mit der Tugend einer Elvire und eines Alonzo?

Damis. L.

Diese Blätter werden zu Anspach in der Poschischen Hofbuchhandlung ausgegeben.

Der Freund.

Vier und ſiebenzigſtes Stück.

Un Galant, de qui tout le métier
Eſt de courir le jour de quartier en quartier,
Et d'aller, à l'abri d'une perruque blonde,
De ſes froides douceurs fatiguer tout le monde.

Boileau.

An die Verfaſſer des Freundes.

Meine Herren!

Sie ſchreiben zwar von der Freundſchaft, und die Sache, worüber ich Sie befragen will, ſtehet in keiner genauen Verbindung mit derſelben. Aber ich habe es ſchon in mehr Wochenſchriften bemerket, daß die Verfaſſer kein Be-

denken getragen haben, ſich oft genug von ihrem Hauptgegenſtande zu entfernen; und mich dünket, Sie, M. H. ſind in dieſem Stücke Ihren Vorgängern nicht unähnlich geworden. Ich will mich alſo ohne weitere Entſchuldigung zu meinem Vorhaben wenden.

Ich mögte gerne wiſſen, was Sie, M. H. von den Gefälligkeiten hielten, die wir Mannsperſonen dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig ſind. Ich bin beynahe ein Märtyrer dieſer Gefälligkeiten geworden, und ich muß wenigſtens erfahren, ob der Verdruß, den ich davon habe, ein verdienter Verdruß zu nennen iſt, oder ob ich ihn auf die Rechnung der böſen Welt ſchreiben darf.

Ich bin von meiner Kindheit an lange Zeit unter dem Frauenzimmer erzogen worden, und mancher ſchöne Mund hat mich geküſſet, ehe ich noch recht wußte, was für Reitz in ſolchen Schmeicheleyen ſey. Man predigte mir ſtündlich vor; Mannsperſonen ſeyen dazu geſchaffen, dem Frauenzimmer gefällig zu werden, und man könnte nicht anders ein artiger Menſch werden, als daß man gegen das Frauenzimmer eine unumſchränkte Folgſamkeit beobachtete. Dieſe Regeln wurden bey mir nicht vergeblich angebracht. Ich war kaum zehen

Jahre

Jahre alt, als ich schon mit manchem erwachsenen Frauenzimmer in die Wette nähen und knüpfen konnte. Viel hundert Blumen habe ich schönen Kindern vorgestecket, und manches Band ist auf meinen Rath erwählet oder verworfen worden.

Bey meinen Eltern hielt sich eine junge Anverwandtin auf, die etliche Jahre älter als ich, und also schon ein Frauenzimmer war, da ich noch unter Knaben gehörte. Diesem Mädgen machte ich am meisten meine Aufwartung. Ich war ihr Briefträger, ihr Kammerdiener und selbst ihr Vertrauter. Manche Nacht habe ich an unserer Gartenthür gefroren, wenn sie mich auf die Wache stellte, um bey den geheimen Besuchen ihres Liebhabers sicher zu seyn. Ich hielt mich für reichlich belohnet, wenn ich für meine Mühe eine alte Blume, ein halb abgetragenes Band geschenket bekam, und wenn ich bisweilen gar mit einem Mäulgen belohnet wurde, so verachtete ich einen Prinzen gegen mich.

Endlich wurde ich funfzehen Jahre alt, ein Alter wornach mich sehr verlanget hatte. Denn mir war gesaget worden, daß man alsdenn erst anfienge, ein erwach-

wachsener Mensch zu seyn, der ordentlich mit Frauen zimmern umgehen dürfte. Von diesem erwünschten Zeitpunkte an verdoppelte sich mit meiner neuen Freyheit auch meine Aufmerksamkeit für das schöne Geschlecht. Meine Baase bezeigte sich sehr gütig gegen mich. Sie nahm mich oft in ihre Gesellschaften mit. O! ich habe oft Pfänder gespielet, und, wenn Sie, M. H. mich einmal besuchen wollten, so könnte ich noch manches artige Pfand weisen, das ich verläugnet habe, um ein Angedenken von einer schönen Hand zu behalten. Dafür war ich auch der dienstfertigste Mensch von der Welt. Wenn meine Base Besuch gab, so versäumte ich nie, sie des Abends abzuholen, und wenn sie Besuch hatte, so begleitete ich gewiß ihre Freundinnen bey dem Abschiede. Ich war einmal im strengsten Winter auf meines Vetters Landgute, und erfuhr von ohngefehr gegen Abend, daß meine Base, die in der Stadt geblieben war, einen Besuch weit von unserm Hause abstattete. Mir fiel es aufs Herz, daß sie bey der Rückkunft einen schlimmen Weg haben würde. Ich lief gleich von dem Landgute weg, um sie abzuholen, und verirrte mich im Dunkeln so auf dem beschneieten Felde, daß ich den folgenden Morgen halb todt gefroren nach Hause getragen wurde.

Ein

Ein anderes kleines Abentheuer aus diesen Zeiten muß ich Ihnen doch auch erzählen. Ich begleitete einmal meine Base und ihre Gesellschaft bey einem Spaziergange, wovon sie erst spät am Abend zurückkamen. Nicht weit von unser Strasse wohnte ein ganz vornehmer Mann, der aber ein Hagestolz war, und also in den Augen des Frauenzimmers lächerlich seyn mußte. Wie wir vor seinem Hause vorbeygiengen, fiel es den leichtfertigen Mädchens ein, ihm einen Streich zu spielen. Ich erbot mich gleich zur Ausführung, schlich mich unter seine Fenster, und sung ein altes Gassenlied auf die Hagestolzen. Die Lust kam mir theuer genug zu stehen. Der böse Mann, der, wie alle alte Junggesellen empfindlich und mürrisch war, schickte seinen Bedienten herunter, und ich bekam eine tüchtige Tracht Schläge. Meine Frauenzimmer, die der ganzen Sache in einiger Entfernung zugesehen hatten, lachten mich noch dazu aus, wie ich endlich halb lahm zurück kam. Ich tröstete mich aber damit, daß sie doch meinen guten Willen gesehen hätten.

Ich mußte endlich meine Vaterstadt verlassen, und auf eine hohe Schule ziehen. Sie können leicht denken, daß es mit schwerem Herzen geschahe, da ich aus so angenehmen Gesellschaften gerissen wurde, und von der rauhen akademischen Lebensart fürchterliche Vorstellungen hatte. Aber ich mußte fort. Ich hatte die Absicht nicht, ein grosser Gelehrter zu werden. Ich hatte mich auch nicht sonderlich mit Büchern beladen; aber mit hundert kleinen Angedenken von meinen gewesenen Schönen, mit den artigsten Colischets von der Welt war mein Koffer ganz angefüllet. Die Zeit, die ich auf Akademien zubrachte, war mir eine ordentliche Verbannungszeit. Das Frauenzimmer daselbst war schüchtern, und meine akademischen Mitbrüder waren in ihren Spöttereyen so unverschämt, daß ich es nur selten wagte, und noch seltener zu Stande bringen konnte, in Frauenzimmergesellschaften zu kommen. Bey aller meiner Behutsamkeit konnte ich es doch nicht vermeiden, etlichemal in verdrüßliche Umstände zu gerathen. Ich könnte Ihnen noch ein paar Narben zeigen, die ich mir geholet habe, da ich einem Frauenzimmer zu Ehren ein paar mal mit unbändigen Wildfängen duelliren mußte. Und zuletzt hatte ich von meiner artigen

gen Lebensart, worinn ich unstrittig die ganze Universität übertraf, nichts, als die Spottnamen, der verliebte Hase, und der Jungfernknecht. Ich war großmüthig genug, meine Spötter wegen ihres Unverstandes zu verachten.

Die erwünschte Zeit meiner Zurückkunft erschien. Auf dem ganzen Wege übte ich mich, alles Rauhe abzulegen, das ich auf Universitäten konnte angenommen haben; und ich will mir nicht schmeicheln, aber wirklich, ich kam doppelt artig und wohlgesittet zurück. Als ein Mensch, der nun in die grosse Welt trat, vermehrte ich hauptsächlich meine Sorgfalt, dem schönen Geschlechte gefällig zu werden, und ich kan es wohl sagen, meine Bemühungen waren nicht vergebens. Kein Ball, keine Spielgesellschaft, keine Lustreise geschahe ohne mich. Einmal lag ich wohl sechs Wochen an einem Beinbruch krank, den ich bekommen hatte, da ich vor einigen Frauenzimmern meine Geschicklichkeit im Voltigiren sehen ließ. Mitten unter diesen galanten Beschäftigungen hatte ich doch einigen Verdruß. Ich mußte sehen, daß andere junge Leute in Bedienungen kamen, u. daß an mich nicht gedacht wurde. Wenn es noch rechtschaffene Leute ge-

wesen wären! Aber meistens waren es Schulfüchse, Leute, die wohl in ihren ganzen Leben nicht fünf Thaler einem Frauenzimmer zu Ehren verspielet hatten. Ich selbst hätte mich darüber noch wohl zufrieden gegeben; denn Geschäfte sind nie meine Sache gewesen. Aber meine Eltern fingen an verdrüßlich zu werden, und zuletzt mußte ich, um eine Bedienung zu bekommen, mich zu einer Heirath entschliessen, ob ich gleich wenig Neigung darzu hatte, weil mir das freye Leben besser gefiel. Ein vornehmer Mann gab mir seine Nichte, und zum Heirathgut eine anständige Bedienung. Meine Frau hatte, wie Sie, M. H. schlüssen können, kein Vermögen; aber ihre artige Aufführung ersetzte alles. Sie war, ohne Schmeicheley, das galanteste Frauenzimmer in der Stadt. Wir vertrugen uns allerliebst. Ich hatte zu viel Lebensart, mich um ihr häusliches Verhalten zu bekümmern. Ich ließ ihr, da meine Eltern bald starben, die freye Verwaltung meines ganzen Vermögens, und sie war dagegen so verbindlich, daß sie selbst dafür sorgte, unser Hauß zum Sammelplatze der besten Gesellschafften zu machen.

Wie

Wie glücklich wäre ich gewesen, wenn dieses Leben eine ewige Dauer gehabt hätte! Aber meine Frau starb, da wir kaum funfzehen Jahre mit einander gelebt hatten. Nach ihrem Tode fand ich eine grosse Verwirrung in meinem Vermögen, und ich begreiffe es noch biß diese Stunde nicht, wie es zugegangen ist, daß ich auf einmal um alle meine Güter gekommen bin. Wir hatten zwar standesmäßig gelebet, und ich hatte mich niemals schlecht finden lassen, wenn Gelegenheiten kamen, meinen guten Freundinnen ein Präsent zu machen. Aber dafür war ich ja ein reicher Mann. Genug, mein Vermögen war fort, und ich war etliche Jahre sehr verlegen, da ich nichts als die bloßen Einkünfte meines Amtes hatte, und doch unmöglich aufhören konnte, wie ein Mann vom Geschmacke zu leben. Endlich starb noch mein Bruder ohne Erben, und da konte ich meinen Neigungen wieder ungehindert folgen.

Nun bin ich im Vertrauen gesagt, bey nahe sechzig Jahr alt; aber ich versichere Sie, M. H. ich sehe noch aus, wie ein Mann, der in seinen besten Jahren ist. Ich besuche noch ohne Unterlaß alle artige Gesellschaften, und verehre das schöne Geschlecht, wie vormals. Ich kan es also gar nicht begreiffen, wie die

Welt sich hat gegen mich ändern können, da ich mich nicht im geringsten gegen sie geändert habe. Und doch ist die Sache nicht anders. Schon seit einigen Jahren habe ichs bemerket, daß stets ein gewisses Zischeln entstund, wenn ich mich zu einem Tische nahete, der bloß von jungen Frauenzimmern besetzet war. Ich gab mir Mühe es nicht zu bemerken. Aber vor einigen Tagen ist es mir zu arg gegangen. Ich wollte eine Fräulein zum Tanze auffodern, und da mußte ichs anhören, daß sie ihrer Nachbarin ins Ohe zischelte; was mag der alte Geck wollen? Ich mögte mich zu Tode ärgern. Das soll das Ende meiner galanten Lebensart seyn! Wenn Mannspersonen noch so von mir redeten, so könnte ich mich zufrieden geben. Es müßten entweder Unverständige, oder Neider seyn. Aber vom Frauenzimmer! Mein ganzes Leben habe ich darauf gewendet, diesem Geschlechte angenehm zu seyn; und nun will es mich verachten! Wie soll ich die übrige Zeit meines Lebens zubringen? Mit Mannspersonen kan ich nicht umgehen. Ihr Umgang hat mir nie gefallen, und nunmehr wüßte ich nicht einmal; wie ich mich dazu tüchtig machen sollte. O! das Alter! das Alter!

Sagen

Sagen Sie mir nur, M. H. was die Ursache dieses unglücklichen Ausgangs ist. Die Befriedigung muß ich doch haben, zu erfahren, ob das Frauenzimmer in seinem Geschmacke so unbeständig ist, oder ob mir noch etwas an der rechten Lebensart fehlet. Aber das letzte kan wohl nicht seyn. Ich bin

Meine Herren

Ihr

Narcissus Ohnehut.

N. S.

Ich bitte mir aus, daß entweder Herr Arist oder Herr Alceſt, oder auch allenfalls Herr Oront, der, seines Alters ohnerachtet, beym Frauenzimmer noch nicht unangenehm scheinet, meinen Brief beantworten möge. Die andern Herren von Ihrer Gesellschaft mögen wohl gelehrte Männer seyn; aber von der galanten Welt scheinen sie nicht genug zu wissen.

Es wird wohl nicht nöthig seyn, die Frage unſeres Correſpondenten zu beantworten. Da aber einmal ſein Brief den gröſten Raum in dieſem Blatte erfüllet hat, ſo will ich nur bey der Materie bleiben, wozu er Anlaß giebt.

Ich bin oft geneigt geweſen, mich darüber zu wundern, daß man glaubet, der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte ſey von ganz beſondern Klugheitsregeln beſtimmet, und es werde eine ganz verſchiedene Aufführung erfordert, ſich demſelben oder ſeinem eigenen Geſchlechte gefällig zu machen. Durch dieſe Einſchränkung wird das Frauenzimmer bey nahe beleidiget. Scheinet es nicht, daß man ſie dadurch von den allgemeinen Rechten des menſchlichen Geſchlechts abſondert? Ein würdiges Frauenzimmer kan unmöglich andere Vorzüge ſchätzen, als diejenigen, die überhaupt einen Menſchen ſchätzbar machen. Ein Tugendhafter, der die Regeln des wahren Wohlſtandes genau kennet, wird in den Augen des Frauenzimmers nicht geringer ſeyn, als er in den Augen der Männer iſt; und wenn er zugleich die Munterkeit des Umganges beſitzet, ſo wird er beyden gleich angenehm ſeyn.

Ich kan mich nicht überreden zu glauben, daß jemals ein Stutzer von einem Frauenzimmer, das nur mittelmäſigen Verſtand hat, wirklich ſey hochgeachtet worden. Aber die armen Stutzer werden ſo oft getadelt, daß ich es endlich für gut halte, ihnen Gerechtigkeit

keit wiederfahren zu laſſen, und zugleich das Verhalten zu rechtfertigen, welches das Frauenzimmer insgemein gegen ſie beobachtet. Man ſuchet ſich gerne zum Zeitvertreibe ein Spielwerk aus. Die Mannsperſonen, denen die Gewohnheit viele Freyheiten zum voraus gegeben hat, können ſich ein Spielwerk nach Gefallen erwählen. Das Frauenzimmer iſt in ſeiner Wahl eingeſchränket. Ihm iſt bey nahe nur eine Art von Spielwerke überlaſſen, und das ſind die Stutzer. Jemehr ein Stutzer ſich ſelbſt zum Meerkätzgen auskünſtelt, jemehr erfüllet er ſeine Beſtimmung. Er würde das nicht mehr ſeyn, was er ſeyn ſoll, wenn er nicht flatterhaft, tändelnd, groß in Kleinigkeiten, unbrauchbar zu allen nützlichen Geſchäfften, und dabey der Anbeter ſeiner eigenen kleinen Perſon wäre. Nur alsdenn handelt vielleicht ein Stutzer unbillig, wenn er, wie unſer Correſpondent, böſe werden will, daß man ihn verläſſet, weil er zu alt geworden iſt. Eine Puppe, die aus der Mode gekommen iſt, hat alles was ſie mit Rechte fordern kan, wenn man ſie in den Putzſchrank leget, wo

Von itzger Zeit, und von der Zeit der Ammen
Wolfszahn, und Liebesbrief, und Dock, und Stoff,
beyſammen
liegen.

Ich weiß nur ein einziges Gesetze des Wohlstandes, welches man dem schönen Geschlechte mit besonderer Aufmerksamkeit schuldig ist. Dieses Gesetz bestehet darinn; gegen das Frauenzimmer am meisten nach den Vorschriften der wahren Vernunft und der guten Sitten zu handeln. Ein Mensch, der in Gedanken die Gesundheit einer Mannsperson eher trinket, als die Gesundheit eines Frauenzimmers, sündiget gewiß nicht so sehr, als einer, der in einer Gesellschafft von Frauenzimmer auch nur die kleinste Unanständigkeit saget, oder eine Schöne durch Schmeicheleyen eitel zu machen suchet.

Man ist wirklich dem Frauenzimmer die größte Achtung schuldig. Sie sind die Zierde der sichtbaren Schöpffung. Ein Frauenzimmer, das seinen Geist ausgebildet hat, wie er nach seiner natürlichen Anlage kan ausgebildet werden, unterscheidet sich durch die Hoheit seiner Eigenschaften von dem ganzen übrigen Theile der Menschen. Die wahre Gefälligkeit gegen das schöne Geschlecht ist diese, daß man ihm die Mittel zu seiner moralischen Vollkommenheit erleichtert. Man darf die Welt nur halb kennen, so wird man schon überzeuget, daß in dieser Betrachtung keine ungefälligere Leute gegen das schöne Geschlecht sind, als diejenigen, die aus vermeynter Gefälligkeit sich selbst zu Thoren machen, und versuchen, auch das Frauenzimmer ihrer Thorheit ähnlich zu machen.

Wenn

Wenn die Schönen wüßten, wie wenig die galanten Herren von Profession im Stande sind, ihnen Ehre zu machen, sie würden vielleicht diese Art von Spielwerke als schädlich betrachten. Was hat Herr Sackspiegel, der artige hüpfende Herr, gethan, um ein Aufsehen in der Welt zu machen? Ein Mensch, der die kleinen Vortheile, welche die Kleidung geben kan, biß zum eckelhaften übertreibet, mit einer unbescheidenen Zuversichtlichkeit läppische Thorheiten saget, und sich allen Gesellschaften, die gerne lachen wollen, als ein ausgelassener Lustigmacher aufdringt, muß in den Augen der Vernünftigen von beyden Geschlechtern eine sehr verächtliche Rolle spielen. Wenn ein solcher Mensch gleichwohl damit groß thun kan, daß er einen freyen Zutritt in die Zusammenkünfte der Schönen hat, und gar wohl mehr Bezeugungen der äusserlichen Achtung von ihnen genüsset, als Leute von wirklichen Verdiensten; wie viel müssen diese Frauenzimmer in der Achtung der Vernünftigen verlieren? Ich will nicht einmal davon reden, daß diese süssen Herren den guten Namen der Frauenzimmer, die sich zu ihren Umgange herablassen, sehr oft durch die unverschämtesten Pralereyen beleidigen.

Man kan nie zuviel Aufmerksamkeit gegen die Ehre eines Frauenzimmers haben. Die Ehre eines Frauenzimmers ist so zärtlich, und kann so sehr durch Kleinigkeiten verletzet werden; sollte es auch nur daher kommen, weil die Schadenfreude der Menschen niemals fertiger ist, als wann sie sich eine Gelegenheit machen kann, den guten Namen einer Schönen zu verletzen. Die Aufmerksamkeit

keit für die Erhaltung des guten Namens eines Frauenzimmers ist ein grosser Theil der Gefälligkeit, die man diesem Geschlechte schuldig ist.

Es gibt murrische Mannspersonen, die ihre Würde zu erniedrigen glaubten, wann sie gegen ein Frauenzimmer etwas mehr Merkmale der Höflichkeit äuserten, als gegen ihres gleichen. Dieser philosophische Stolz ist sehr ungerecht. Das schöne Geschlecht hat überhaupt eine sanftere Empfindung, und seine Auferziehung ist weichlicher als die unserige. Es ist nichts mehr als Billigkeit, ihnen ihrer sanften Denkungsart zu folgen. Man kann im eigentlichsten Verstande vollkommen höflich und gefällig seyn, ohne ein Schmeichler oder Geck zu werden.

Das weibliche Geschlecht hat das zum voraus, daß es für alle gute Beyspiele mehr Folgsamkeit bezeiget als die Männer. Wann einmal die Herrschaft der gesunden Vernunft über die Mannspersonen allgemeiner wäre, so würde nichts seltner seyn, als Frauenspersonen von schlechtem Charakter. Wir machen uns aber eine boßhafte Freude, das Frauenzimmer fehlerhaft zu finden, und wir tragen selbst Sorge, Sie stets in einem fehlerhaften Zustande zu erhalten. Die meisten Mannspersonen, deren Umgang dem schönen Geschlechte nutzen könnte, entfernen sich aus Eigensinen von denselben; die übrigen machen sich selbst zu Thoren, um die Thorheit in jenem Geschlechte auszubreiten.

F. Arist.

Der Freund.

Fünf und siebenzigstes Stück.

True vvit is nature.

Pope.

Freundschaftliche Briefe sind für ein Herz, das die wahre Freundschaft kennt, schätzbarer als die wichtigsten Schriften. Die Sprache des Herzens, so darinnen herrschen muß, rührt allezeit mehr als die Kunst. So bald ein Brief an einen Freund Mühe kostet, so bald man sich bestrebt, seinen Witz darinnen zu zeigen; so ist gewiß entweder der Brief schlecht, oder der Freund gleichgültig. Kein Trieb, keine Leidenschaft ist dem Menschen so sehr angebohren, so natürlich, als der Trieb zur

Freundschaft: warum sollte nicht auch ihre Schreibart die natürlichste seyn? Die Briefe eines witzigen und muntern Frauenzimmers übertreffen fast allezeit die Briefe der geschicktesten Mannspersonen. Warum? Sie schreiben nachläßig. —— Eben deswegen weil sie nachläßig schreiben, schreiben sie besser; sie folgen ihrer lebhaften Gemüthsart, sie schreiben, wie sie reden würden: und dieses ist die wahre Schreibart eines freundschaftlichen Briefes. Ohngeachtet diese Art der Briefe, als eine der wichtigsten Pflichten gegen abwesende Freunde, vielleicht in einem der Freundschaft gewidmeten Wochenblat ausführlich betrachtet zu werden verdiente; wird doch niemand, dem Gellerts Briefe bekannt sind, und wem sind sie nicht bekannt? erst von uns Regeln verlangen, da wir schon Muster vor uns haben. Diese Briefe unsern Lesern anzupreisen wäre nur lächerlich. Was würde man von einem Schriftsteller sagen, der seine Leser versichern wollte, daß Cicero vortrefflich Latein geschrieben hat, als wenn das etwas Neues wäre? Nein, dieses mal werden wir weiter nichts als nur den Satz beweisen, daß ein Freund recht habe, es übel zu nehmen,

wenn

wenn man ihm gar zu elende Briefe schreibt. Durch die Natur kan keine Schrift elend werden: nur durch die Kunst wird sie es, und wer die Sprache des Herzens schreibt, schreibt allzeit einen guten Brief. Was wäre es wohl, wenn ich einen Brief von einen wahren Freund erhielte, zum Beyspiel, mir zu meiner unverhofften Genesung Glück zuwünschen, und der Brief fienge an: Hochedelgebohrner Herr, hochgeehrtester Herr, Nachdem ich mit dem äussersten Beyleid die Nachricht von Ew. Hochedelgebohrn Maladie vernommen, dennoch aber bald darauf durch die eingeholte Nachricht einer höchsterfreulichen Wiedergenesung getröstet worden: Also habe ich es vor meine Schuldigkeit erachtet, Ew. Hochedelgebohrn deswegen meinen treugemeynten Glückwunsch abzustatten, und so weiter.

Ich würde gewiß über meinen Freund böse werden, der mir so kaltsinnig schreiben wollte. Ich bin gar nicht von denjenigen Leuten, die aus einem übel verstandenen Eifer für die schönen Wissenschaften und die neue Schreibart, alle andre und besonders die in den Canzeleyen und vor Gericht eingeführten Schreib-Arten lächerlich machen wollen. Sie sind, wie Rabner sagt, in ihrer Art so lächerliche Pedanten als die andern. Eine jede Gattung einer Schrift sowohl in

Prosa als in der Dichtkunst hat ihre besondere Schreibart. So lächerlich ein Dichter ist, der die dem Heldengedichteigene Sprache in ein Lied bringt: so lächerlich ist der, der die Schreibart eines freundschaftlichen Briefes in einer Proceßschrift suchen wollte.

Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der eine Bittschrift, in der er um ein Amt anhielt, ohngefehr so anfieng:

Meine Herren!

Ich bin ein junger Mensch von ohngefehr zwanzig Jahren, der eben, wie mir meine Freunde sagen, nicht ganz unangenehm gebildet ist. Ein wenig träge bin ich; das kan ich freylich nicht läugnen. Ich schwatze gern; ich bin vielleicht in meiner Aufführung ein wenig allzu munter: allein bey dem allen habe ich das beste Herze von der Welt.

Mein Herz ist recht für zärtliche und für edle Empfindungen gemacht. Ich habe gehört, daß die Pfarr-Stelle zu N. N. ledig geworden: ich biete mich an dieses Amt über mich zu nehmen - - Dieses ist zum Versuche genug. Wäre nicht die

Schreib-

Digitized by Google

Schreibart des jungen Menschen lächerlich? Ja — — Nun aus eben dem Grunde, aus dem diese Schreibart in einer Bittschrift lächerlich ist, aus eben dem Grunde ist auch der lächerlich, der seine freundschaftlichen Briefe anfängt: Ew. Hochedelgebohrn werden geruhen, mir gütigst zu verzeyhen, daß ich dero Brief zu beantworten, so lange verschoben. Der Unterschied der Schreibart ist die wahre Probe des Geschmackes. Jede Schreibart hat ihre gewisse und besondere Schönheit. Diese Schönheit in jeder Schreibart zu fühlen, heist in der That einen allgemeinen guten Geschmack haben. Aber dieses ist selten. Der ist noch kein guter Kunstrichter, der nur die Schönheiten erhabener Schriften empfindet und die Feinheit scherzhafter Schrifftsteller nicht fühlet, oder der im Gegentheil nur in der scherzhaften Schreibart Schönheiten findet. Die Schönheiten eines freundschaftlichen Briefs bestehen bloß in der Ungezwungenheit. Diese zu empfinden muß man auch ungezwungen denken. Aber halten nicht einige Leute auch das was wir für die flüssigste und unge-

zwungenſte Schreibart halten, für gekünſtelt und gezwungen? Ja! Uns iſt dieſe Schreibart natürlich, aber ihnen nicht. Dieſes beweiſet aber nichts wider die freye Schreibart freundſchaftlicher Briefe. Ein Menſch, der aus übler Erziehung oder Gewohnheit die Füſſe einwärts ſetzt, hält die Leute auch für gezwungen, die die Füſſe auswärts ſetzen: hat er deswegen recht?

Weil ich einmal von der Verſchiedenheit der Schreibart angefangen, wird man mir eine kleine Ausſchweifung verzeihen. Man legt oft Schriftſtellern zur Laſt, was der Fehler der Schreibart iſt, in der ſie ſchreiben. Man tadelt die Munterkeit eines Liederdichters, oder die allzuſtrenge und bisweilen einſchläfernde Ernſthaftigkeit eines Moraliſten. Beyde können einerley Gedanken ſagen: der eine ſagt ihn allzumunter, der andre allzu ernſthaft. Keiner fehlt; ein jeder folgt ſeiner Schreibart. Wir müſſen Beyſpiele anführen. Horatz ſagt:

Niti-

Nitimur in vetitum semper cupimusq; negata.

Ein Philosoph würde diesen Gedancken ohngefehr also vortragen: Die meisten Menschen befinden sich in dem Zustande der moralischen Knechtschaft. Sie versäumen den Gebrauch der obern Seelenkräfte und erwerben sich keine deutliche Erkenntniß von dem, was ihren Zustand wahrhaftig vollkommen oder unvollkommen macht. Die verworrene Vorstellungen der Sinnen und der Einbildungskraft geben ihnen die Motiven zu ihren Handlungen und sie rennen dahero nach Scheingütern, welche doch wahre Uebel und also durch das natürliche Gesetz untersagt sind. Diese unrichtigen und verworrnen Begriffe welche sie haben, machen, daß sie die Gesetze als Uebel ansehen, welche ihrem Trieb zur Unabhänglichkeit zu wider sind. Wenn ich diesen Gedanken in einer moralischen Rede fürbringen wollte, so würde ich sagen: So sehr ist das menschliche Herz verderbt, so sehr sind wir von unsrer ersten angebohrnen Hoheit gesunken, daß ein Gesetz, statt das Schrecken der Sterblichen zu seyn, die Verbrecher nur zu neuen Uebertrettungen reitzet. Glaubt nicht, o Menschen, daß die Sünde an sich selbst eine Reitzung hat: eure eigne Boßheit nur macht sie süsse.

Ihr glaubt das Gesetz zu übertretten, und dieses ist es, was euch vergnügt. Wer wird die Boßheit so hoch treiben? Alle thun es: ein jeder frage sein eignes Herz, ob ihn nicht das Verbot die Sünde reitzender mache?

Dieses ist ohngefehr der Gedanke Horazens ernsthaft genommen: wie wird man ihn scherzhaft einkleiden? Die Einbildungskraft des Liederdichters muß andre Bilder wählen, als der Redner. Scherzhaft wird er sagen,

Nun Mädgen, willst du mich nicht küssen?
Fast fängt es an mich zu verdrüssen
Das hätt ich nicht gedacht.
Je nun ich will mich drum nicht grämen,
Itzt kommst du selbst, den Kuß zu nehmen.
Das hab ich wohl gedacht.

Dieser Gedanke des Horatz läßt sich in alle Schreibarten verkleiden und in einer jeden muß er unterschieden scheinen. Wäre es nun nicht unbillig, wenn man den Redner tadeln wollte, weil er ihn nicht so lebhaft und munter ausgedrückt, als der Liederdichter? Eben so unbillig

billig ist es, wenn der Redner dem Dichter sein scherzhaftes Bild übel nimmt. Man könnte den Vorwurf von dem Dichter auf die Schreibart wenden. Der Redner bessert das Herz, das thut der Dichter auch. —— Er thut es nur auf eine andere Art, denn er sagt die nehmliche Wahrheit. Er bessert den Geschmack, und wenn der gebessert wird, gewinnt das Herz allezeit dabey. Je feiner man empfindet, destomehr erkennt man die Schönheit der Tugend. Es steckt oft in einem Gassenlied mehr Kenntnis des menschlichen Herzens, als in einem ganzen Epischen Gedicht. Wer allzusehr für diejenige Schreibart eingenommen ist, die ihm sein Stand und seine Gewohnheit geläuffig macht, wird selten billig von andern Schreibarten urtheilen.

Digitized by Google

Der ernsthafte Dichter sagt:

Unbeständige Wünsche der Menschen, ihr sollt
mich nicht täuschen
Strebt bey nächtlichen Lampen, ihr Dichter! nach
künftigen Ruhme
Und durchsucht mit fleißiger Hand die ewigen
Griechen

Mich soll nur die himmlische Tugend, die hohe Empfindung
Zärtlicher Liebe vergnügen; mit schwarzen sanft fliegenden Locken
Naht sich mir Daphne, es wallt ihr mein Herz mit Entzückung entgegen.

Dich, dich hat der Himmel bestimmt du Schmerzen des Lebens
Mir zu versüssen: Komm, Schöne von Gestalt noch schöner durch Tugend

Laß

Laß dich umarmen und laß uns mit freudigen heiligen Thränen

Und mit empor gehaltnen Händen dem Ewigen danken,

Der uns vereint - - -

Daß diese Empfindungen nicht zu tadeln sind, wird man gestehen; die Verse mögen seyn wie sie wollen: ich will sie nicht vertheidigen. Der scherzhafte Dichter aber wird dieselben kürzer und munterer sagen müssen, wenn er sie in ein Lied bringen will. Er wird die Reimer auslachen, die stolz auf Träumereyen, nach den griechischen Muster schreyen, er wird sich eine junge Muse von braunen Haaren und schönen Busen in seinen Liedern wünschen. Sollte man ihn deswegen tadeln, weil er den nemlichen Gedanken tändelnd sagt, den der andre ernsthaft und mit mehr Empfindung ausführt? Die Schreibart muß in einem Wochenblat verschieden seyn

und

und beständig abwechseln. Die Wahrheiten müssen bald ernsthaft bald tändelnd gesagt werden. Daß alle Blätter ihren Endzweck zugleich allgemein zu nutzen und zu vergnügen erreichen können, ist wegen Verschiedenheit der Leser ohnmöglich. Sie haben vieles mit den satyrischen Schriften gemein. Diese haben drey Absichten die Leser zu vergnügen, die Thoren böse zu machen, und die Lasterhaften zu bessern. Die erste erreichen sie ziemlich oft, die zweyte hingegen gar nicht oft, denn die Thoren glauben fast allezeit jemand anders als sich in ihrem eigenen Bilde zu sehen, das man ihnen vorhält. Die dritte Absicht aber, die Lasterhaften zu bessern, o wie selten! zur Schande der Menschheit muß ich es gestehen, wie selten wird sie erreicht!

E. Arist.

Die Freyheit.

An Chloris.

Deine Herrschaft, meine Liebe,
Spröde Chloris, ist vorbey:
Knechte trügerischer Triebe!
Liebet, schmachtet: ich bin frey.

❋

Wahr ists, deiner süßen Blicke,
Liebenswürdge Schmeicheley,
Zieht noch oft mein Herz zurücke,
Doch vergebens; ich bin frey.

❋

Du bist schöner als der Morgen,
Du bist heiter, wie der May.

Ach

Doch der Liebe Gram und Sorgen
Sind zu schmerzhaft; ich bin frey.

Stell dich freundlich, stell dich spröde,
Alles ist mir einerley.
Oefters, wenn ich mit dir rede,
Werd ich roth; doch ich bin frey.

Du verlachtest sonst mein Sehnen,
Du verschmähtest meine Treu,
Warum fließt ihr noch ihr Thränen?
Fließt nicht länger: ich bin frey.

Glück.

Glücklich ist, wer dich erblicket,
Süß ist deine Sklaverey;
Glücklich, wer ans Herz dich drücket,
Wer dich küßt - Ach! ich bin frey.

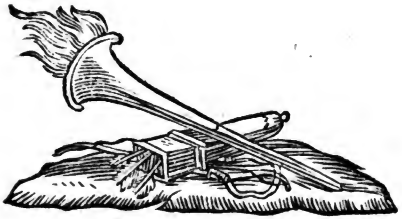
Seufzend flieh ich, sanfte Liebe,
Deine süße Tyranney:
Doch was fühlt mein Herz für Triebe?
Wenn mein Mund singt: ich bin frey.

Glaubst du, Chloris daß mein Klagen
Nicht der Liebe Zeugniß sey

Wur

Wurd ichs wohl so vielmahl sagen?

Wär mein Herz vollkommen frey.



Diese Blätter werden zu Anspach in der Poschischen Hofbuchhandlung ausgegeben.

Digitized by Google

Der Freund.

Sechs und siebenzigstes Stück.

- - Abſentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante - -

Es iſt ein ſehr gewöhnlicher Ausdruck, daß ein Freund des andern Ehre zu retten verbunden ſey. Das heißt nach der Erklärung des Herrn Flaſchenkellers und der meiſten, die dieſen Ausdruck im Munde führen: Ein Freund iſt verbunden dem andern in der löblichen Bemühung beyzuſtehen, Perſonen, von denen man beſucht

wird, zu betrinken. Herr Flaschenkeller —— und wie viele Flaschenkeller giebt es nicht? —— bildet sich nun einmal ein, man könne den Leuten keine grössere Ehre anthun, als wenn man sie in Thiere verwandelt. Derjenige ist sein wahrer, sein liebster, sein bester Freund, der ihm in diesem grossen Geschäfte beystehet und die Ehre seines Hauses rettet. Denn was würden die Leute von ihm sagen, wenn er sie ohne Rausch von sich liesse? Sie würden sich ja für beschimpft halten und er müßte es sich zur ewigen Schande nachreden lassen, daß er nicht zu leben wüßte.

Ein jeder wird diese Ehrenrettung, wie sie Herr Flaschenkeller von seinen Freunden fodert, für unvernünftig und lächerlich halten; er müßte sich dann eben, da er dieses Blat in die Hand nimmt, in dem Zustand befinden, in welchen Herr Flaschenkeller seine Gäste so gern versetzt. Die Ehre unsrer Freunde legt uns allerdings gewisse Pflichten auf; aber Herr Flaschenkeller muß sie nicht angeben.

Die

Die Tugend ist der Grund, die Stütze und der Zweck der Freundschaft. Je mehr wir dazu beytragen unsre Freunde tugendhafter zu machen, je aufrichtiger sorgen wir vor ihre Ehre. Hierauf zielt der freundschaftliche Tadel, das freundschaftliche Lob; Hierauf zielen gröstentheils die Unterredungen wahrer Freunde. Es wundert mich daher gar nicht, daß sich so viele Leute nicht darein zu finden wissen, wenn sie andre von der Freundschaft und von dem Vergnügen eines freundschaftlichen Umganges mit Entzückung reden hören. Sie können die Lobeserhebungen, welche man der Freundschaft beylegt, mit ihrer eigenen Erfahrung nicht zusammen reimen und daher geben sie dieselben für übertrieben, schwärmerisch und romanenhaft aus. Sie empfinden das Glück und die Süßigkeit der Tugend nicht. Wie sollten sie das Glück und die Süßigkeiten der Freundschaft empfinden?

Der Schriftsteller wünscht sich einen Freund, der seine Aufsätze beurtheilen und verbessern kan. Warum sollte nicht ein jeder Mensch sich einen Freund wünschen, der sein Leben beurtheilen und verbessern könnte? einen Freund, dem er sein ganzes Herz aufdecken und den er in dem wichtigen Geschäfte der Besserung zu Rath ziehen könnte? Wir bessern uns, wenn wir nicht allein böse Handlungen unterlassen, sondern uns auch nach und nach gewöhnen das Gute, was wir thun, aus den edelsten Bewegungsgründen zu thun. Wie oft bilden wir uns ein, eine vortrefliche Handlung gethan zu haben? und doch hat uns Stolz, Eitelkeit oder Eigennutz dazu bewogen. Diese Handlung macht uns also keine Ehre. Wer kan uns mit besserem Erfolg aus einem so gefährlichen Selbstbetrug retten? wer kan uns zu einer schärfern Prüfung unsres Herzens mehr Anlaß geben, als ein warnender Freund, dem unsre Tugend lieb ist?

Es muß der Klugheit der Freunde überlassen werden, wann und wie sie tadeln und loben sollen. Es läßt sich hierin nichts gewisses vorschreiben. Unvorsichtiges Tadeln schlägt nieder und veranlaßt nach und nach Kaltsinnigkeit; unzeitiges Lob ist gefährlich und macht aus dem Freund einen Schmeichler. Ein Freund muß den andern aufrichtig tadeln, wenn er getadelt zu werden verdient. Er muß ihn eben so aufrichtig loben, wo er lobenswürdig ist. Wie nützlich ist der liebreiche Tadel strafender Freunde! Wie süß ist das Lob, welches uns ein Freund aus Einsicht beylegt! Ein kluger Freund richtet sich in Absicht auf den Tadel und das Lob nach der Kenntniß, die er von seines Freundes Charakter hat. Furchtsame und verzagte Gemüther müssen durch Lobsprüche aufgemuntert; feurige und zum Stolz geneigte Gemüther müssen durch vernünftiges Tadeln bisweilen zur Erkenntnis ihrer Schwäche geführt und vor Übermuth bewahret werden.

Insonderheit hat sich ein Freund vor einem unbestimmten Tadel zu hüten. Was ist einem Schriftstel-

ler mit einer solchen Kritick gedienet, da man ihm bloß sagt, seine Schrift habe uns nicht recht gefallen, sie könnte besser seyn? Er verlangt und mit Recht, man soll ihm gewisse Fehler anzeigen und Gründe angeben, weswegen man sie für Fehler halte. Eben so wenig nutzt mir der Tadel eines Freundes, der überhaupt mein Leben tadelt und mir doch keine gewissen Fehler und keine Ursachen anzeigt, warum er nicht recht mit mir zufrieden ist? Es ist fast besser, er enthält sich des Tadels, als daß er tadelt und doch seinen Tadel nicht rechtfertigen kan. Man denke nur allezeit, daß auch der beste, der zärtlichste Freund doch ein Mensch ist. Und wo ist der Mensch, der sich lieber tadeln, als loben hört? Klugheit gehört zur Freundschaft.

Wir müssen auch vor die äusserliche Achtung und Ehre unsrer Freunde sorgen. Es wird einem vernünftigen Menschen nicht gleichgültig seyn, was man in der Gesellschaft, in der er lebt, von ihm und von seinen Freunden urtheilt. Die Ehre unsrer Freunde ist

mit

mit der unsrigen auf das genaueste verbunden. Unsre eigene Ehre erfordert es, daß wir vor die Ehre unsrer Freunde sorgen. Die üblen Urtheile, welche über ihre Aufführung gefällt werden, breiten auch über uns einen Schatten aus und verdunkeln unsre Ehre. Aus gleicher Ursache müssen wir uns um unsrer Freunde willen hüten, etwas zu begehen, das mit Recht getadelt werden kan. So lieb uns unsre Freunde sind; so sehr müssen wir uns hüten, in Ausschweifungen zu fallen, deren sich unsre Freunde schämen müssen. Man schließt aus unsern Sitten auf die Aufführung unsrer Freunde und wir beleidigen demnach unsre Freunde, wenn wir sträfliche Handlungen begehen. Sie hielten uns für Freunde der Tugend, als sie in eine freundschaftliche Verbindung mit uns traten. Wir kündigen ihnen also gleichsam die Freundschaft auf, oder wir setzen sie in die traurige Nothwendigkeit mit uns zu brechen, wenn wir um unsre Ehre völlig unbekümmert sind. Ich muß es zur Ehre der Freundschaft bekennen, daß mich die schreckliche Vorstellung, meiner Freunde Achtung zu

verliehren, von manchen Ausschweifungen abgehalten, hat. Und was wäre unsern Jünglingen, die hohe Schulen besuchen, mehr zu wünschen, als ein wahrer Freund, vor den sie Liebe genug hätten, um sich zu schämen ihn durch ihre Ausschweiffungen zu beleidigen?

Wir müssen alles auf das sorgfältigste vermeiden was andern eine üble Meinung von unsern Freunden beybringen kan. Ich ärgere mich über Gelasten, der seine Freunde bey jeder Gelegenheit lächerlich macht. Es scheint, er suche nur deswegen Freunde, um seinen Witz an ihnen zu üben. Fremde und unbekannte Leute lächerlich zu machen, ist nicht allezeit sicher. Wir wissen die traurigen Schicksale, die Hans Unverschämt Stadtsatyrikus allhier, auszustehen gehabt. Herr Gelast weiß sie auch. Dahero wagt er sich nur an seine Freunde. So lang er alleine bey ihnen ist, redet er ziemlich ernsthaft und vernünftig; sobald ein Fremder dazu kommt, dann glaubt er, müsse er seinen Witz zeigen und das geschiehet auf Kosten seiner Freunde.

Was

Was soll man von so einem Freund halten, dessen Freund man nicht seyn kan, ohne in allen Gesellschaften lächerlich zu werden? Ich verdenke es Valeren, daß er mit der Frau seines Freundes zu frey umgehet. Ich bin von seiner Tugend und von der Unschuld seiner Freundin überzeugt. Aber die Ehre eines Frauenzimmers erfodert einmal eine grosse Achtung und Valer beleidigt wirklich die Ehre seines Freundes durch seine Unvorsichtigkeit.

Ich verdenke es dem gelehrten Herrn Polyhistorn, daß er mit seinen Freunden in den größten Gesellschaften als mit seinen Schülern umgeht, sie mühsam widerlegt, und ihnen allerhand Rathschläge gibt, wie es sie in der Gelehrsamkeit weiter bringen können. Ich ärgere mich über den Herrn Geradaus, der seinen Freunden Grobheiten sagt; über den Herrn Wunderlich, der sich der geringsten Kleinigkeiten wegen über seine Freunde erschröcklich erzürnen kan. Neulich gab er mit etlichen derselben einen Besuch; nach einigen Augenblicken fiel es ihm ein wegzugehen und da seine

Freunde die Gesellschaft nicht eben so bald verlassen wollten, als er, so begegnete er ihnen sehr unhöflich. Ich ärgere mich über den Herrn Gerngroß, der in den größten Gesellschaften seinen Freunden die Dienste vorwirft, die er ihnen geleistet. Jedermann muß es wissen, wie oft seine Freunde bey ihme essen, was er ihnen für Geschenke macht. Ich wünsche es und es ist mir auch daran gelegen, daß jedermann meine Freunde hochschätze und ich hüte mich dahero auf das sorgfältigste etwas zu thun, was der Ehre und Achtung meiner Freunde schaden könnte.

Es ist unsre Schuldigkeit, so von unsern Freunden mit andern zu reden, daß wir die Hochachtung und Liebe, die wir gegen sie haben, nicht verläugnen. Ich verlange nicht, daß wir sie unsre Freunde stets loben und noch weniger, daß wir über Verdienst loben sollen. Wer jemanden viel Feinde machen will, der lobe ihn nur oft und wer jemanden zu Schanden machen will, der lobe ihn über Verdienst. Aber das kan ich auf der

andern

Digitized by Google

andern Seite ohnmöglich gut heissen, wenn ich finde, daß manche Leute so oft sie von ihren Freunden reden, sie zwar loben aber doch allezeit ein Aber mit anhängen. Mein Freund hat sehr viel gute Eigenschaften, sagt Herr Sackspiegel, aber er setzt die Füße einwärts. Meine Freundin ist ein vortrefliches Frauenzimmer, sagt Frau Spielteller, aber sie versteht kein Spiel. Mein Freund ist ein gelehrter Mann, sagt Herr Polyhistor, aber es fehlt ihm doch der wahre, der alte Geschmack. Manche Leute können ohnmöglich bloß loben, sie müssen allezeit zugleich tadeln.

Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß dergleichen Aber, welche manche Leute unter ihre Lobeserhebungen mischen, sehr gut dazu dienen, sie selbst genauer kennen zu lernen. Insgemein ist der Tadel, welchen sie unter das Lob ihrer Freunde mischen, zugleich ein Compliment, das sie ihrer eigenen Person machen. Herr Sackspiegel lobt seinen Freund wegen vieler guten Eigenschaften, aber er tadelt ihn, weil er die Füße ein-

einwärts setzt. Was will er dadurch anzeigen, er sey der manierlichste, der artigste Mensch, den man nur finden könne? Frau Spielteller verräth sich durch ihr Aber, daß sie ihre Geschicklichkeit im Spiel für ihr größtes Verdienst hält. Herr Polyhistor will uns durch sein Aber auf eine versteckte Art zu erkennen geben, er allein habe den wahren, den alten Geschmack.

Die Pflicht, den guten Namen unsrer Freunde zu vertheidigen, ist eine der wichtigsten Pflichten, die uns die Freundschaft auflegt. Hiervon muß uns keine Menschenfurcht, kein Eigennutz abhalten. Sind unsre Freunde so, wie sie es seyn sollen, Freunde der Tugend, so wird es uns leicht seyn, ihre Ehre mit Bestand zu retten. Die Erfüllung dieser Pflicht wird uns auch selbst bey unsern Feinden Ehrfurcht und Achtung zu ziehen.

A. Ariſt.

Brief der Kundschafter An die Verfasser des Freundes.

W. H.

Wir überschicken Ihnen hier ein Register von Freundschaften, welche seit einiger Zeit gestiftet und meistens wieder vernichtet worden sind:

Das Fräulein von Ahnenstolz und das Fräulein von Altzart trafen einander in einer Gesellschaft an, wurden Freundinnen und sagten einander alles Böse, was sie von ihren andern Freundinnen wußten. Einige junge Herren kamen in die Gesellschaft und die Freundschafft hatte ein Ende. Sie dauerte in allen 30. Minuten.

Herr Wunderlich und Herr Altklug schwuren sich vor acht Tagen eine ewige Freundschaft; eine Stunde darauf entzweyten sie sich, gleich darauf wurden sie wieder gute Freunde. Bißher zanken sie sich fast alle halbe Stunden und alle halbe Stunden versöhnen sie sich wieder. Man kan also die Dauer ihrer Freundschaft nicht wohl in Rechnung bringen.

Herr Flaschenkeller und Herr Schreyviel tranken jüngst bey einem Schmause einander die Gesundheit ihrer ewigen Freundschaft zu; kaum hatten sie die Gläser ausgeleert, so geriethen sie in einen Wortwechsel, weil Herr Schreyviel sein Glaß nicht so voll einschenken wollte, als Herr Flaschenkeller, und die ewigen Freunde warfen einander die Gläßer an Kopf. Ihre Freundschaft dauerte sechs Minuten.

Frau

Frau Altklugin und Frau Neugier sind jeden Monat einen Tag die besten Freundinnen, denn da besuchen sie einander. Wenn eine von ihnen unterließe, der andern im künftigen Monat ihren Gegenbesuch zu machen, so würden sie die unversöhnlichsten Feindinnen werden. Sie reden sonst von einander Böses; aber an dem Tage, da sie sich besuchen, sind sie allezeit die besten Freundinnen. Ihre Freundschaft währt jeden Monat drey Stunden.

Herr Westenstolz richtete mit dem Juden Abraham eine recht vertraute Freundschaft auf und nahm ein reiches Kleid bey ihm aus, das er in vier Wochen zu bezahlen versprach. Sie blieben gute Freunde drey Wochen sechs Tage und acht Stunden. Als hernachmahls der Jude Abraham kam und sein Geld fodern wollte, warf ihn sein Herzensfreund die Treppe hinab.

Herr Belair suchte des Herrn Hausorge Freundschaft; er wollte hierauf Geld von ihm entlehnen, es wurde ihm abgeschlagen und ihre Freundschaft dauerte einen Tag.

Herr Pfauenfuß, ein tiefsinniger und ansehnlicher Mann, entschloß sich mit dem Herrn -- eine Freundschaft aufzurichten. Den andern Tag begegnete ihm Herr -- und bückte sich, wie Herr Pfauenfuß meynte, nicht tief genug vor ihm. Ihre Freundschaft dauerte einen Tag acht Stunden.

Herr Leichtsinn und Mademoiselle Unbedacht wurden am ersten Tage ihrer Bekanntschaft Freunde, am zweyten Liebhaber, am dritten Eheleute, am vierten

ten die bittersten Feinde. Ihre Freundschaft dauerte nicht länger, als eine Stunde.

Herr Schmaußgern machte Freundschaft mit Herrn Chrysander, weil er hofte, er würde ihn zu einem Gastmahl, das er in acht Tagen geben sollte, laden. Herr Chrysander lud ihn nicht dazu. Ihre Freundschaft dauerte sieben Tage.

Strephon und Phillis stifteten den 30. Februar eine bisher sehr dauerhafte Freundschaft. Sie haben sich mit vieler Ueberlegung entschlossen, einander zu heurathen und das gar nicht aus Liebe; sie sind viel zu gesetzt und zu verständig dazu. Bloß aus Hochachtung, aus Freundschaft hat sich eines entschlossen mit dem andern künftig sein ganzes Leben zuzubringen. Auf den 13. May ist die Hochzeit fest gesetzt. Wie glücklich muß ein Paar nicht werden, das so gut denkt, das über die Kleinigkeiten, die die meisten jungen Leute verführen, hinaus ist und nicht aus Liebe, sondern aus dem edlen Bewegungsgrund der Freundschaft und der Hochachtung heurathet! Ein einziges Unglück sehe ich zum voraus. Strephon ist hitzig, zänkisch, herrschsüchtig und eigensinnig. Phillis hat den nemlichen Charackter, keines aber kennt die Gemüthsart des andern; sie verstellen sich beyde. Ein Bräutigam und eine Braut werden sich ja bemühen einander liebenswürdig zu scheinen und keine Fehler an sich merken zu lassen; aber wenn sie verheurathet sind -- ja alsdann wird die Verstellung und die Freundschaft ein Ende haben. Die Dauer ihrer Freundschaft

läßt

läßt sich ohngefehr biß auf den 12. oder 13. May bestimmen.

Hier haben sie eine neue Probe von unserm Fleiß und von unsrer Begierde Ihnen unsre Entdeckungen mitzutheilen. Wir sind M. H.

Ihre Leser und Diener,
die Kundschafter.

An die Verfasser des Freundes.

M. H.

Sie sind eine zeither so träg und saumselig gewesen, daß man wohl merken kan, daß sie bald gar aufhören werden zu schreiben. Es ist doch Schade, daß ihr Wochenblat ein Ende haben soll. Es hat uns manches Vergnügen gemacht. Sie haben doch die meisten unsrer Frauenzimmer recht artig durchgezogen. Wir haben sie alle herausgebracht, so wunderliche Namen Sie Ihnen auch gegeben haben. Wir wissen wohl, daß Jungfer Eulenputz niemand anders, als Jungfer – – doch Sie müssen sie ja so gut können, wie Wir. Wir sind Ihnen indessen sehr verbunden, daß Sie uns geschont haben, doch was hätten Sie denn an uns tadeln können? Wir sind, wenn Sie fortfahren zu schreiben.

Ihre Leserinnen und Frundinnen.

Wir haben unter diesem Brief keine Namen gefunden. Doch was liegt daran? Es könnte ihn bey nahe eine jede von unseren Leserinnen gemacht haben. Eine jede wird alle Frauenzimmer, die Sie nur kennt in unserm Wochenblat finden. Nur sich wird sie nicht erkennen.

Pheron.

Und sollte es denn mit den Manns-Personen nicht eben so seyn?

Laura.

Digitized by Google

Der Freund.

Sieben und siebenzigstes Stück.

par l'intérêt unis
par l'amitié ils croyent l'être.

Voltaire.

Es ist schon lange, daß ich nichts an dem Freund geschrieben habe. Was kan ich dafür? Wenn den Lesern des Freunds nicht mehr daran gelegen ist etwas von mir zu lesen, als mir daran liegt, gelesen zu werden so sind wir bald geschieden. Bin ich nicht ein

wenig zu stolz? Nein, eine kleine Eitelkeit ist, wie man sagt, dem weiblichen Geschlecht angebohren. Und ich! ich will mein Geschlecht nicht verläugnen. In der That schreibe ich eben nicht, um von vielen Leuten gelesen zu werden, besonders von Mannspersonen. Dieses mal schreibe ich, weil es mir gerade einfällt, daß die Verfasser des Freundes wunderliche Leute sind, und gerade das ausgelassen haben, was in ihrer Schrift am ersten stehen sollte. Sie sagen uns viel von der Freundschaft vor, und sagen uns nicht, wie die Freunde einer jeden Person beschaffen seyn müssen. Ein Statsmann hat einen Freund von einer andern Gemüthsart nöthig, als ein Stutzer, und Frau Spielteller muß eine andere Art von Freundinnen haben, als ich. Sie geben uns überhaupt ohngefehr diesen Begrif, daß ein Freund ein ehrlicher Mann, tugendhaft, zärtlich, verständig und so weiter seyn solle. Man kommt gut an, wenn man ihrem Rath traut. Ein Politikus versuche es einmal und wähle sich einen solchen Freund. Keine acht Tage werden sie zusammen gut thun. Ich wage

es

es und will auseinander setzen auf was man eigentlich zu sehen hat, wenn man sich einen Freund wählt.

Ein Poet muß einen Freund haben, auf dessen Namen sich gut reimen läßt: sonst kan er seinen Freund ohnmöglich verewigen, und es fällt ihm schwer ein Gedicht auf ihn zu machen. Ein ganz besondres Glück wäre es vor einen Dichter, einen Freund zu bekommen, dessen Name auf Oenig, uhsen oder ugend ausgienge, so würde er auf die Worte: Wenig, Musen und Jugend etwas anders als König, Busen und Tugend reimen können. Ein Freund, der dem Dichter bißweilen in der Hungersnoth zu statten kommt, ist schon kein Freund mehr; der verdient schon den prächtigen Titel: Gepriesner Mecänat!

Ein Stutzer kan verschiedene Arten der Freunde haben: Drey Arten aber hat er hauptsächlich nöthig. Einen, der ihm Geld borgt; einen der eine hübsche Frau hat und einen, der ihn mit guten Wein bewirthet. Auf

dieſe drey Arten muß er ſehen, ſonſt verſteht er ſein Handwerk nicht.

Ein ſchlechter Schriftſteller, er mag in Verſen oder in Proſa ſchlecht ſchreiben, hat auch dreyerley Freunde nöthig: Einen der Bekanntſchaft genug hat um ſein Lob in alle Zeitungen und Kalender ſetzen zu laſſen; Einen zweyten, der unverſchämter iſt, als wenn er drey Jahre auf den Galeren gedienet hätte und ſchimpfen kan wie ein Botsknecht; und endlich einen dritten der faſt der vornehmſte iſt, und dieſes iſt ein gutherziger Verleger.

Ein Mann, der liſtig iſt und in der Welt ſein Glück machen will, muß erſtlich einen Freund haben, der ihm alles zuträgt, was andere Leute heimlich halten wollen; dann einen, der ſehr hitzig iſt, den er aber lenken kan wie er will, und den er, wenn er etwas gefährliches vor hat, den Verſuch kan thun laſſen, um ihn hernach aufzuopfern, wenn der Verſuch unglücklich ablauft.

Sim-

Digitized by Google

Simplicius hat lange keinen Freund bekommen können, so wohlfeil sie sonst zu haben sind; endlich hat er einen gefunden. Gedultige Ehemänner mögen ihn fragen, von welcher Gemüthsart sein neuer Freund ist? Er wird zwar nicht wissen, was sie mit dem Wort Gemüthsart verstehen, aber er wird sie versichern, daß sein Freund ein hübscher Mensch ist, seiner Frauen besonders wohlgefällt und alle Abend mit ihm trinkt, biß der Herr Simplicius berauscht zu Bette getragen wird, da sein Freund unterdessen bey der Frau bleibt, ihr die Abendstunden zu vertreiben. Hätte Herr Simplicius einen bessern Freund finden können? Haben die gedultigen Männer nicht Recht sich nach seinem Beyspiel zu richten?

Wer die Ehre haben will ein Bekannter von Herrn * * zu seyn, muß wenigstens zwey tausend Gulden im Vermögen haben; zu einer genauern Bekanntschaft sind schon vier Tausend nöthig; Wer zehen Tausend hat, ist sein Freund und ein hübscher Mensch; Wer

funfzehn Tausend hat ist allerliebst artig und sein besonderer Freund. Wenn man es endlich biß auf zwanzig tausend Thaler bringt, alsdenn ist man gar sein vertrauter Freund, sein Bruder, sein Vetter, alles was man will. Das einzige Verdienst des Herrn * * ist sein Vermögen und also ist es kein Wunder wenn er von andern die nehmliche Verdienste verlangt, die ihn selbst von dem Pöbel unterscheiden.

Herr Kartenstich macht nicht so viel Umstände: wenn sein Freund die gute Eigenschaft hat gerne zu spielen, und die zweyte gute Eigenschaft, unglücklich zu spielen, alsdenn darf er seiner Freundschaft versichert seyn.

Herr Allermann ist der allerbilligste: Er findet an jedermann gute Eigenschaften, und alsoist jedermann ein Freund. Eine löbliche Gemüthsart! Allerdings er hat nicht den geringsten Hochmuth. Erst neulich hat er mit dem Juden Ephraim Brüderschaft getrunken.

ken. Er kan es gar nicht begreiffen, wenn man sagt, daß eine Wahl in der Freundschaft seyn müsse. Jedermann gilt ihm gleich; wenn er nur ein paar Stunden in seiner Gesellschaft zubringen kan, so bekümmert er sich nicht darum, ob sein Freund ein ehrlicher Mann oder ein Strassenräuber ist.

Um des Herrn N. Freund zu seyn, braucht man nichts, als gelobt zu werden. Wann er hört, daß man von Jemand in seiner Gegenwart Gutes spricht; O ruft er aus, ich kenne ihn wohl, er ist mein vertrautester Freund. Wenn man ihm glauben will, so hat er mit allen grossen Leuten des jetzigen Jahrhunderts einen vertrauten Umgang gehabt; mit Leuten die er kaum den Nahmen nach kennt. Neulich rühmte man in einer Gesellschaft, in der er sich eben befand, die Comödien des Plautus. O rief er aus, der Herr Plautus! Ich kenne ihn gar wohl: wir haben manches Glaß Wein zusammen getrunken.

Ich könnte ein ganzes neues Lehrgebäude von Freundschaften schreiben, wenn ich so fortführe . . Und ein Wochenschriftsteller! Was braucht der für einen Freund? Ich werde eben gewahr, daß er einen Freund nöthig hat, der ihm bißweilen mit kleinen Aufsätzen aushilft, um den Bogen gar zu füllen, wenn er des Schreibens müde ist. - - Zum Glück kommt mir ein Gedicht des Damis in die Hand. Er wird es wohl nicht gerne sehen, wenn es gedruckt wird. Er spricht ein Bißgen stolz von sich selbst. Je nun! ich will es verantworten. Wer einen jungen Schriftsteller fragt, ob man seine Schriften soll drucken lassen, und wer ein Mädgen fragt, ob er sie küssen darf, macht sie gewiß alle beyde böse. Denn so sehr sie vielleicht beydes wünschten, müssen sie doch meistens Anfangs Nein sagen.

Laura.

Damis an Cleanthen.

* * *

Dich ruffen weit im Feld der Lerche muntre Lieder
O Frühling komm zurück! es seufzt der Hayn nach dir.
Du senkst verhüllt im Thau dich schon vom Himmel nieder.
Du kommst! die Welt erwacht. Tönt! warum schweiget ihr?
Begrüßt den Frühling! Tönt ihr dichterische Säyten!
Und rufft der Nymphen Chor zu jugend-lichen Reyh'n!
Der Frühling kommt, ein Heer unschuld'ger Fröhlichkeiten
Folgt ihm leicht-hüpfend nach und rauschet durch den Hayn.

Digitized by Google

* * *

Vielleicht irrt schon Cleanth in Schatten reichen Hainen
Und sucht in sich gesenkt der Weißheit heitre Spur,
Mit embsig scharfem Blick bewundert er im Kleinen
Die unumschränkte Macht harmonischer Natur.

Braucht alles, Sterbliche! was Kunst und Stolz euch reichen!
Des stillen Veilchens Blühn, der hohen Lilie Pracht,
Beschämt den eitlen Glanz der stolzen Ehre Zeichen
Die eitler Wahn erdenkt, doch nicht unsterblich macht.

* * *

Wann die Camönen mich mit heil'ger Glut erfüllen,
Durchirr' ich oft vergnügt der Wälder Einsamkeit.
Fern von der Thoren Schwarm, verfließt die Zeit im Stillen
Der Freude, der Natur, und Musen euch geweyht.
Ihr! lehrt mich beym Genuß der gegenwärtgen Zeiten
Nicht mit vergebnen Wunsch nach fernen Gütern flehn;
Ihr lehrt mich dem Gedräng mühsamer Eitelkeiten
Trotz aller seiner Pracht kaltsinnig zuzusehn.

* * *

Wohin erhebet sich der Stolz der Erden-Kinder?

Es quält sie gleiche Müh, sie finden gleiche Ruh,

Hier, stirbt am Sieg nicht satt des Erdballs Uberwinder;

Dort, schließt ein armer Hirt die Augen sterbend zu.

Der Vorsicht Macht erhält, vom grossen, biß zum kleinen

Glück, Unglück, Lust und Schmerz in stetem Gleichgewicht.

Uns blendt der Fürsten Pracht, sie sind nicht was sie scheinen.

Ein Weiser lebt beglückt, er ists und scheints es nicht.

Digitized by Google

* * *

Der Vorsicht weiser Schluß setzt uns gewisse Schranken
Ein Weiser bricht sie nie, und braucht der itz'gen Zeit.
Steht ehrerbietig still, ausschweiffende Gedanken!
Erhebt den Uebermuth der Träume nicht zu weit.
Sucht euer Schicksaal nicht aus dem Gestirn zu lesen
Lebt unter Wunsch, und Wahn, der euch gefesselt hält.
So lebten, die vor euch auf diesem Ball gewesen,
Mit gleichem Wahn bestrickt, lebt noch die künft'ge Welt.

* * *

Ihr mögt mich immerhin geliebte Träume
wiegen,
Genug, wann mich mein Traum, da er mich
täuscht, vergnügt
Oft raubt ein leerer Wahn ein wirkliches
Vergnügen,
Oft hat ein süßer Traum den strengsten
Schmerz besiegt,
Noch schwellet feurig Blut den jugendlichen
Busen
Noch lacht an Rosen reich der Jahre schönste
Zeit,
Täuscht mich! begeistert mich, erhebt mein
Herz o Musen!
Der Fröhlichkeit, und euch sey jeder Ton
geweyht.

Digitized by Google

* * *

Tilgt dann des Alters Frost der Jugend
Lust und Feuer
Wann langsam kälter Blut, in engen
Adern schleicht;
Alsdann verlass ich dich, o früh begriffne
Leyer!
Die in der Jugend Zeit oft Gram und
Schmerz verscheucht,
Dann häng ich dich im Hayn, wo sonst die
frohe Saiten
Im Lobe Silviens den Wiederhall geübt.
Die Muse schützt dich dort biß sie nach spätern
Zeiten
Dich einem Jüngling einst mit Lächeln wie-
dergiebt.

* * *

Dann schliesse mich, wann einst mich Stadt und Welt ermüden,
Des Lebens letzter Port, ein kleines Landgut ein
Dort will ich mit dem Glück, und mit mir selbst zufrieden,
Nichts fürchten, und zugleich auch nicht gefürchtet seyn,
Dort fliesse mir der Rest vergnügt genossner Tage,
Vom falschen Hof entfernt im sichern Mittel-Standt
Dort leb' ich ohne Wunsch, dort sterb' ich ohne Klage,
Der ganzen Welt, doch nicht mir selbsten unbekannt.

E.

Der Freund.

Acht und siebenzigstes Stück.

Plaudite!

Ich fange an zu empfinden, daß ich von Tag zu Tage matter werde; die Freude, die mich sonst bißweilen zum Schreiben trieb, verlöscht nach und nach; ich glaube, richtiger, als sonst, zu denken, weil ich langsamer denke: vielleicht denke ich noch so unrichtig als sonst, und halte meine Trägheit für Ueberlegung. Ihr jungen Schriftsteller! und vor allen andern, ihr jungen Dichter! o wendet die flüchtigen leichten Einfälle, die euch bisweilen zu Schriftstellern und zu Dichtern machen, wohl an, und hört ja auf zu schreiben, wenn euch das Alter träge macht. Jeder Greiß merkt, daß sich sein Körper verändert hat; auf die Ver-

änderungen seiner Seele gibt er nicht acht, und doch verändert sich seine Art zu denken eben so oft. Ich kan nicht begreiffen, wie einige Jünglinge so thöricht seyn können, Greisen das Vergnügen übel zu nehmen, das sie empfinden, wenn sie von ihrer Jugend sprechen. Eben so wenig kan ich es leiden, wenn die Greise über die Eitelkeiten der Jugend schimpfen, bloß weil diese Eitelkeiten anders eingekleidet sind als sie in ihrer Jugend waren. Nichts ist wohl so oft gesagt worden, als daß die Kindheit sich durch Puppen und Spielen, die Jugend durch Vergnügen und Schönheit, das männliche Alter durch Ehrsucht und das höhere Alter durch Geitz, Klagen und Ermahnungen glücklich zu machen suche? Und doch sind noch die meisten Leute gewohnt, bloß dasjenige Alter des menschlichen Lebens glücklich und schön zu finden, in dem sie wirklich selbsten sind. Der Jüngling, der mit Schönen spielt, lacht die Kinder aus, die sich nur mit Puppen belustigen. Der Mann spielt mit Titeln, mit Lobeserhebungen, mit weitläuftigen Projecten zu einem künftigen Glück, mit Ehrenstellen und hält sich über das flüchtige Wesen des Jünglings auf, der in seinen Gedanken noch nicht gesetzt genug ist. Solid! solid! sollten die junge Leute werden, sagt Herr Rechtslinks: Das heißt, sie sollten steife Minen machen, sich mit einer recht feyerlichen Art die Zeit lang werden lassen, sich in weitläuftige und unnütze Arbeiten verwickeln und den wahren Endzweck des Daseyns der Menschen, die Tugend, vergessen. Der Greis spielt mit Geldern, mit abergläubischen Einfällen und mit Strafpredigten, die er über die Jugend hält. Wenn das Alter sich allzuhoch erstreckt, so fängt der Greiß von fornen an. Er wird wieder kindisch und spielt

mit

mit Puppen. Wehe ihm, wenn er noch einen Grad der Thorheit weiter geht, und in seinem Alter verliebt wird. Ich finde an allen diesen Thorheiten nichts wunderbares! Ein Kind aber, das den Jüngling spielen wollte, und sich schon verliebt stellte; ein Jüngling der altklug thut und ein kindischer Greis, diese verdienen ausgelacht zu werden. Ein Jüngling, der nach Mädgen lauft, und ein Greis, der über die schweren Zeiten klagt, sind mir nicht lächerlich: aber wenn sie ihren Stand verwechseln, dann sind sie lächerliche Geschöpfe. Was läßt sich daraus schliessen, daß die Menschen in jedem Alter diejenigen, die von einem andern Alter sind, vor Narren halten? Dieses, daß wir es alle mit einander in jedem Alter sind. Ich will es versuchen, die Gedanken, die ich sonsten in jedem Alter von verschiedenen Sachen hatte, aufzuschreiben. Unser Geschmack ändert sich meistens alle zehen Jahre. In meinem zehnten Jahr fand ich Hankens Schriften artig, im fünfzehnten matt, im zwanzigsten elend, und itzt lache ich darüber, daß ich so thöricht gewesen bin so erbärmliches Zeug zu lesen. Alle unsere Begriffe bekommen eine andere Gestalt; ein moralisches Wörterbuch eines Greises könnte ein nützliches Werk werden. Ich will einen kurzen Versuch wagen.

Das Alter

Schien mir biß in mein zwölftes Jahr ganz eine artige Sache. Ich dachte, mein Großpapa müsse doch recht glücklich seyn, daß er den Cornelius Nepos nicht mehr lesen dörfte. Ich sah, daß die Leute im Hause sich alle nach ihm richteten, er schmählte, gab Befehle und ich! von mir ließ sich niemand etwas befehlen. Er hatte allemahl

Recht, er konnte ausgehen, wann er wollte, schlafen, so lang er wollte, ohne daß ihm jemand etwas einzureden hatte. Ich dachte, wenn ich doch auch Großpapa wäre! Es ist um das Alter doch eine hübsche Sache.

Von meinem zwölften biß zu meinem fünf und zwanzigsten Jahr hielt ich das Alter für etwas unglückliches und lächerliches, und doch war ich stolz darauf, daß ich einige Jahre älter war, als meine übrigen Schulkameraden; gerade als wenn das Alter ein Verdienst wäre! Ich fand in meinem Herzen, daß ich sehr klug war, und daß alte Greise thöricht, abergläubisch und lächerlich wären. Daran dachte ich nicht, daß ich selbst alt werden könnte, und es zu werden wünschte. Kurz das Alter war bey mir etwas lächerliches.

Von meinem fünf und zwanzigsten biß zu meinem funfzigsten Jahr beschäftigte ich mich mit so viel Sachen, die in der That thöricht sind, daß ich fast vergaß, an mich selbst und an den Zustand meines Herzens zu denken. Das Alter schien mir etwas sehr beschwerliches, und nur der Gedanke machte es angenehm, daß ich glaubte, ich würde in meinem Alter mehr geehret werden.

Itzt von meinem funfzigsten Jahr biß in mein achzigstes halte ich das Alter für ehrwürdig und - - fast schäme ich mich es zu sagen - - - ich glaube, daß es in meiner Jugend besser war als itzt. Ich muß auf etwas andres kommen.

Die Liebe

Schien mir in meiner Kindheit etwas besondres und räthselhaftes. Ich lernte sie aus allerhand Büchern kennen, die man mir in die Hände gab und wurde begierig, sie genauer zu kennen. Was sie eigentlich war, das wußte ich

nicht.

Digitized by Google

nicht. Die Haußfranzöſin, die mich unterrichtete, ſagte mir, ſie wäre das gröſte Glück des menſchlichen Lebens, und bewieß es mir durch eine franzöſiſche Opern Arie aus dem Quinault, die ſie mir vorheulte. Meine teutſche Kinderfrau ſagte mir, daß ich einmal eine Frau nehmen müßte; wenn ich fromm wäre, ſo würde ich eine recht hübſche und reiche Frau bekommen; in dieſelbe müßte ich verliebt ſeyn, und alsdenn würde ich auch ſo vornehm werden als der Großpapa. Mein Präceptor, der mir leſen und ſchreiben lernte, ſagte mir, die fleiſchliche Liebe – – ich wußte viel, was das bedeuten ſollte, wäre die allerſchrecklichſte Sünde. Er machte mich neugierig, ohne mich klüger oder frömmer zu machen.

Als ein Jüngling hielte ich die Liebe für den Hauptendzweck des menſchlichen Lebens. Anfangs ſpielte ich eine gar beſondere Rolle. Ich liebte ſchon lange, ehe ich einen gewiſſen Gegenſtand meiner Liebe ſah; ich baute mir Schlöſſer in die Luft und erdichtete mir eine ordentliche Dulcinee. Ich hatte die Liebe aus Romanen kennen gelernet, ich wünſchte den Beſitz meiner Gebieterin nicht ſo ſehr, als ich wünſchte, daß meine Schöne in groſſe Lebensgefahr gerathen mögte, um ſie durch meine Tapferkeit aus den Klauen eines Drachen oder eines Löwen zu retten. Wenigſtens verdroß es mich, daß ſie nicht entführt worden, auf daß ich Gelegenheit bekommen hätte, ihren Räubern nachzuſetzen, um ſie ihnen wieder abzunehmen. Nach und nach wurde ich immer weniger romanenhaft, und endlich kam die Zeit in der ich beſtimmt war, eine wahre Leidenſchaft zu fühlen, ich ſahe Chloen. Ich kan dieſe Leidenſchaft nicht verwerfen, denn ich bin noch immer davon nicht völlig frey, ob ſie ſchon gemäßigter iſt, als

ſonſt

ſonſt, ſie hat die gröſsten Freuden und die empfindlichſten Schmerzen meines Lebens verurſacht.

Als ein Mann hielt ich die Liebe für eine Beſchäftigung müſſiger Leute, für eine Kleinigkeit - - - aber doch immer konnte ich Chloen nicht vergeſſen.

Itzt endlich, als ein Greis, halte ich die Liebe für eine Thorheit. Ich muß es wohl ſo ſagen, ſonſt würden mich andere Leute von meinem Alter in den Bann thun, aber doch muß ich itzt geſtehen - - ich halte ſie für die ſchönſte Eitelkeit u. für die ſüſſeſte Thorheit des menſchlichen Lebens. Daß ich noch itzt ein ſchönes Geſicht noch lieber ſehe, als ein garſtiges, will ich eben nicht läugnen. Leute die ſagen, daß ſie in der Schönheit gar nichts reitzendes finden, kommen mir eben ſo vor, als wenn jemand aus einer lächerlichen Beſcheidenheit mir ſagte, er ſehe ein buntes gemahltes Kartenblatt ſo lieb, als ein künſtliches Gemählde, oder eine Wüſte ſo gern als eine anmuthige Gegend. Die nemliche Harmonie, die den Weltkreiß ſchön macht - - halt, ich muß aufhören, ſonſt werde ich zu philoſophiſch.

Das Spielen

Hielt ich als ein Kind für eine wichtige Sache, zu der groſſe Uberlegung und Verſtand gehörte. Ich war ſtolz, wenn ich gewann; ſo gar in Glücksſpielen; als wann es ein Verdienſt wäre glücklich zu ſpielen. Je nun! denken doch bißweilen erwachſene Leute ſo. Als ein Jüngling ſpielte ich nicht ungerne, wann mich das Spiel nicht von angenehmern Zeitvertreiben abhielte. In ſchlimmen Geſellſchaften war mir das Spiel angenehm; aber in guten Geſellſchaften wuſte ich mich beſſer zu beluſtigen.

Als ein Mann hielte ich es für etwas, welches mir den

Zutritt

Zutritt in grosse Gesellschaften verschaffen könnte und also meiner damahligen Politick nach vor etwas sehr wichtiges.

Itzt muß ich sagen, daß ich das Spiel zwar für einen sehr zeitverderblichen Zeitvertreib halte, aber doch werde ich bißweilen gezwungen zu diesem Zeitvertreib meine Zuflucht zu nehmen. Je nun! wir Menschen sind in keinem Alter recht klug.

Die Philosophie

Schien mir in meiner Kindheit etwas sehr gefährliches. Mein Haußpräceptor hatte mir gesagt, sie wäre der genaueste Weg zur Hölle. Die Vernunft und Er konten einander gar nicht ertragen. Er predigte wider sie, und zur Rache kam sie nicht in seine Predigten. Seine Predigten und sein Eyfer, mit dem er wider die Philosophen redete und alle Leute verfolgte die er für Philosophen hielt, nahmen mich ein. Aber mein Widerwille half nichts: ich bekam einen Lehrmeister, der mich in der Philosophie unterrichten sollte. Dieser sagte mir gleich Anfangs so wunderliche Wörter und so räthselhafte Sachen vor, daß ich meinem Präceptor im Herzen recht gab, und die Philosophie für eine Art der Ketzerey hielt. Nach und nach lernte ich sie besser kennen; wie ich sie aber ganz begriffen zu haben glaubte, war ich vielleicht entfernter davon, als ganz vom Anfang.

Als ein Jüngling glaubte ich ein grosser Philosoph zu seyn, weil ich die Kunstwörter verstund, und mit grosen Umschweifen eine sehr gemeine Sache, als eine besondere neue Wahrheit, zu sagen wußte. Die Philosophie kam mir als die wichtigste aller Wissenschaften vor, nemlich die Theoretische; dann von der Practischen wußte ich nichts. Die Philosophie des Cartesius war damahlen

Mode,

Mode, und also war ich ein eifriger Cartesianer. Ich suchte ordentlich die Gelegenheit auf, meine Geschicklichkeit in philosophischen Streitigkeiten zu zeigen. Ich bewieß, definirte und distinguirte mit der größten Hitze, und dünkte mich recht klug, wenn ich den ganzen Tag mit einem von meinen Freunden über eine Sache gestritten hatte, die wir vielleicht beede nicht verstunden.

Als ein Mann bekam ich eine Verachtung gegen die Philosophen. Im männlichen Alter sollten die Menschen von Rechtswegen am klügsten seyn, und fast sollte ich es sagen, da sind sie es am allerwenigsten, weil sie sich am klügsten glauben. Die Mode der Philosophen hatte sich geändert, und ich war also kein Cartesianer mehr, sondern ein Leibnizianer, wiewohl ich die ganze Philosophie wenig achtete.

Im Alter fieng ich an nachzudenken. Ich sahe daß die Philosophie sowohl ihre gute als ihre böse Seite hat. Tugend ist die wahre Philosophie. Ein Philosoph ist kein Liebhaber der Weißheit, wenn er kein Liebhaber der Tugend ist. Der gröste theoretische Philosoph verdient oft mehr Bewunderung als Hochachtung: Wer aber wird einen practischen Philosophen nicht hochachten?

Das Heirathen

Schien mir als einem Kinde eine bloße lächerliche Ceremonie: Doch war ich neugierig und wünschte mich zu verheirathen.

Als ein Jüngling wünschte ich wechselsweise fast alle acht Tage bald zu heirathen, und bald nicht zu heirathen. Ich verschob immer meinen Entschluß.

Als ein Mann entschloß ich mich ledig zu bleiben und

Als einen Greis reuet es mich fast, daß ich es gethan habe.

Digitized by Google

habe. Der Unterschied ist nur dieser, daß es mich erst vor kurzem zu reuen angefangen hat, und daß ich es vielleicht ehender bereuet haben würde, wenn ich mich verheirathet hätte. Von der Heirath mit Chloen ist hier die Rede nicht. Dieß muß ich hinzu setzen!

Die Freundschaft

Ist vielleicht die einige Sache, welche mir durch alle Alter des menschlichen Lebens gleich liebenswürdig geschienen hat. Als ein Kind war meine Freundschaft leicht zu gewinnen, leicht zu verlieren, tändelnd und unbeständig. Als ein Jüngling war ich bißweilen zu voreilig, zu hitzig in der Freundschaft. Als ein Mann hingegen war ich zu kalt, zu mißtrauisch und zu bedächtlich. Zum Ruhm meines itzigen Alters muß ich sagen, daß ich glaube, daß es sich am besten zu der Freundschaft schicke.

Ein Wochenblat

Las ich als ein Knabe nur alsdann gern, wenn Histörchen, Fabeln, Träume oder Allegorien darin waren die ich dazumahlen alle nach dem Wortverstand nahm.

Als ein Jüngling suchte ich Lieder, Scherze und Satyren darinnen auf.

Als ein Mann gab ich den Lehrstücken den Preiß, die in einer ernsthaften Schreibart und in einer systematischen Ordnung abgefasset waren.

Als ein Greis empfinde ich, daß ein Wochenblat in der That Nutzen stiften kan. Doch ich binde mich nicht an eine gewisse Art von Stücken, die ich den andern vorzöge. Ich halte die Abwechslung und die Mannichfaltigkeit der Materien und der Schreibart für eine der besten Eigenschaften eines Wochenblates. Noch eine gute Eigenschaft ist, wenn sie nicht allzulange währet. Der

Freund, dächte ich, hätte schon lange genug gedauert; wir könnten nun aufhören. Ich will, weil doch das Alter gern Sprüchweise redet, meinen Mitarbeitern die Stelle des Horaz zu überlegen geben.

Solve senescentem mature sanus equum, ne peccet
Ad extremum.

Oront.

Dieser Gedanke unsers Mitarbeiters hat uns in dem Entschluß, aufzuhören, befestigt. Es ist wahr, wir könten noch vieles von der Freundschaft sagen, das wir nicht genug ausgeführt haben. Unsre Mitbürger haben die Gütigkeit für uns, es uns niemahlen an Stof zu Satyren fehlen zu lassen. Doch sind wir aufzuhören entschlossen; Unsre Schrift hat genug gethan, wenn sie nur einiger massen die Besserung des Geschmacks oder des Herzens in unsern Gegenden befördert hat. Wir bedanken uns öffentlich bey denenjenigen von unsern Bekanten, die uns durch ihre Thorheiten bißweilen Gelegenheit zum Schreiben gegeben haben. Unser wahrer Nahme kan unsern Lesern gleichgültig seyn; er soll so verborgen bleiben, als bißhero. Unsre Absicht war zu nützen und zu vergnügen und nicht, bekannt zu werden. Glücklich! wenn wir dieselbe nur einiger massen erreicht haben.

Arist, Pheron, Damis, Alcest, Cleanth.

Und mich fragen die Herrn Verfasser nicht, ob ich damit zu frieden bin, daß wir zu schreiben aufhören, als wenn ich nicht auch unter die Schrifftsteller gehörte. Fast verdrüst es mich ein wenig. Ich habe noch einigen Leuten beissende Wahrheiten zu sagen, die sich nicht besser sagen lassen als in einem Wochenblat. Nun werden sich Herr Spürhund, Herr Reimfrüh, und ihre guten Freunde freuen, daß wir zu schreiben aufhören, ihre Freude ärgerte mich am meisten . . . doch wer weiß ob nicht . . . Genug weil alles zu schreiben aufhöret, muß ich freilich auch aufhören. Von unsern Leserinnen sollte ich wohl einen besondern Abschied nehmen. Aber ich muß kurz abbrechen, wenn man sich bey Abschieds Complimenten und Versicherungen einander in der Ferne künftig zu bleiben lang aufhält, so macht man sich nur den Abschied desto schwerer.

L. Laura.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z164733603

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google